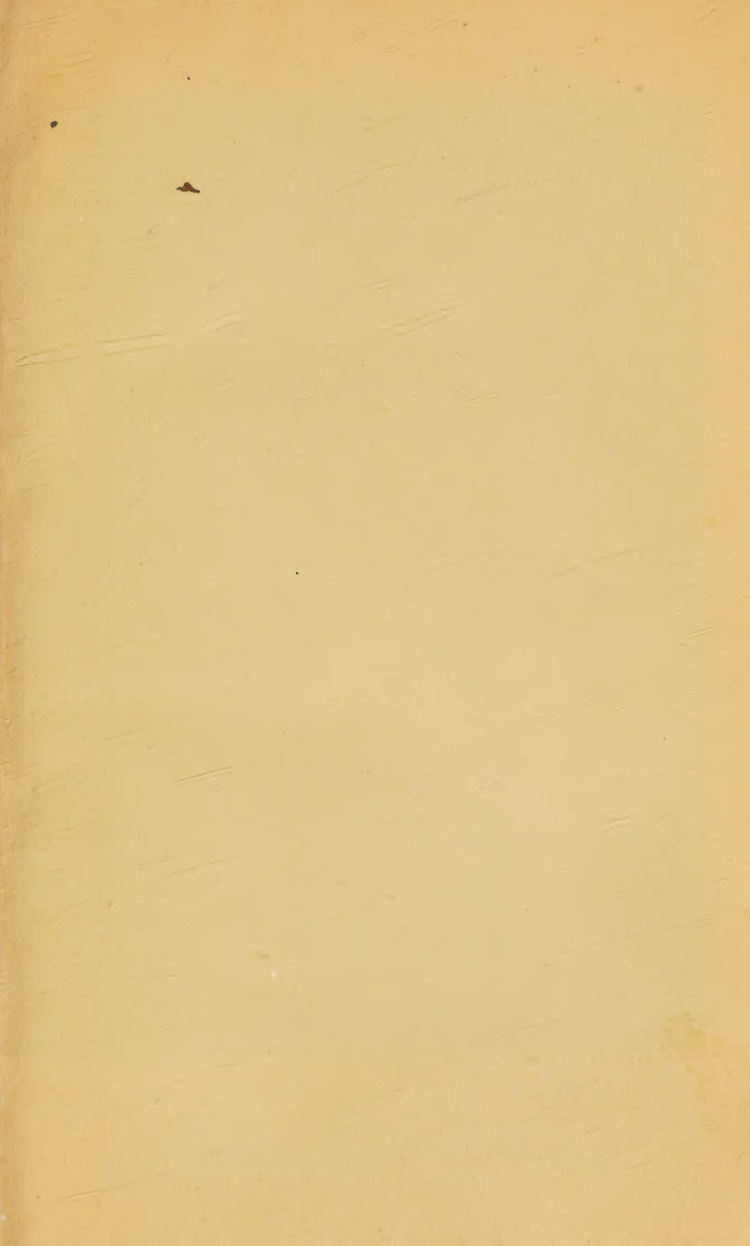


Wagener.
Vierbock 9. Thier.
Germany.

Vom Orkel Konrektor
zu Weimar den 28.



Adam Müller-Guttenbrunn

von Ferd. E. Gruber-Wien

Im Jahre 1911 erschien ein Roman von Adam Müller-Guttenbrunn, „Die Glocken der Heimat“ betitelt. Damit war dem Dichter ein großer Wurf gelungen, mit dem er den Weg zur Nation gefunden hatte, ein großes Ziel, das er mit keinem seiner früheren Bücher erreicht hatte. Seine Dichtungen wurden jetzt auch jenseits der gelben Grenzpfähle mit Liebe aufgenommen.

Ein reiches, unruhvolles Leben lag zu dieser Zeit schon hinter ihm, ein Leben, das hin- und hergeworfen wurde, das vielbewegt, bergab und bergauf zu jenen höchsten Auszeichnungen emporführte, die nur die Liebe und Achtung von Hunderttausenden verleiht. Ein Leben, das einem Menschen angehörte, der immer wußte, was er wollte, nie verzagte und nach noch so viel Enttäuschungen sich immer wieder aus eigener Kraft emporarbeitete und dessen Humor die widrigsten Ereignisse des Schicksals stets zu überwinden vermochte.

Am 22. Oktober 1852 wurde Adam Müller-Guttenbrunn im fernen Banat geboren, als halber Bauernknabe erzogen, aber schon frühzeitig wegen seiner hochentwickelten Auffassungsgabe und seiner nachdenklichen, grüblerischen Gemütsart zum Studium bestimmt. Nach einem halb romanhaften Bildungsgang, der ihn aus der Enge des Heimatdorfes riß und schon frühzeitig die Gefährdung deutschen Wesens durch die Madjarisierung der deutschen Schulen erleben ließ, brachte er es in Wien bald zu literarischer Beachtung. Vor allem gehörte bei seiner Einstellung zum Positiven die literarische Kritik zu seiner fruchtbarsten Betätigung; zwei aufsehenerregende Broschüren, die scharfe Kritik am Wiener Kulturleben übten, führten zur Gründung eines Volkstheaters, des „Raimund-Theaters“, als dessen erster Direktor Müller-Guttenbrunn leider nur allzu kurze Zeit erfolgreich im Künstlerischen wie im Materiellen wirkte. Die folgenden Jahre waren reger schriftstellerischer Tätigkeit ge-

widmet, und der Banater Schwabe wandte sich das erste Mal seiner engeren Heimat zu. Noch einmal mußte er nach der Übernahme der Leitung des von ihm gegründeten Kaiserjubiläums-Theaters in Wien eine große Enttäuschung erleben. Parteipolitische Intriguen vernichteten die Früchte seiner Arbeit, und der Dichter fühlte sich geächtet und vereinsamt. In den „Erinnerungen eines Theaterdirektors“ hat er die Erlebnisse jener bewegten Zeit festgehalten.

Angewidert von der Großstadt zieht es ihn plötzlich mit Urkraft ins Heimatdorf. Diese Reise wird für ihn das große Erlebnis und der entscheidende Wendepunkt. Die ganze Not der Schwaben im Osten seines Vaterlandes wird ihm erschütternd klar, und dieses große Erlebnis entbindet den Reichtum der in ihm ruhenden dichterischen Kräfte. „Götzendämmerung“, ein großes Kulturbild aus Ungarn, kernig-deutsch im dichterischen Vorwurf, trotzig-schwäbisch in der Anlage und echt österreichisch im Verstehen und Einfühlen, ist die erste Frucht dieser großen Offenbarung. Mit diesem Buche, das mehr als ein Roman, das ein Querschnitt durch das gesellschaftliche und politische Ungarn vor dem Weltkriege ist, ging dem Dichter die Erkenntnis seiner großen Mission auf. Nun folgen die „Glocken der Heimat“, ein Werk, ganz aus Liebe geschrieben, ganz aus dem Landschaftlichen und Volkscharakter des Banater Schwaben geboren. An dieses meisterliche Werk reiht sich der lyrisch abgetönte Linzer Roman „Es war einmal ein Bischof“, ein Stimmungsbuch, in dessen Mittelpunkt die streitbare Figur des politisch bekämpften Bischofs Rüdiger gestellt ist.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des großen Weltkrieges erschien das große Werk, mit dem der Dichter zum Kämpfer des Deutschtums in Ungarn geworden ist - „Der große Schwabenzug“. Als gereifter Mann findet er das Reich, in dem er König ist. Mit zwei weiteren Bänden „Barmherziger Kaiser“ und „Joseph der Deutsche“, die die Stellung Österreichs in der Weltgeschichte charakterisieren, die Germanisierung und Kolonisierung des Ostens behandeln und das Banater Problem zu einem österreichischen erweitern, rundet sich die große Trilogie,

die ein Jahrhundert deutscher Geschichte umspannt und unter dem Titel „Von Eugenius bis Josephus“ erschienen ist.

Als idyllenhaften Ausklang reiht der Dichter an diese Dreierheit den lebensvollen Roman „Meister Jakob und seine Kinder“, eine liebevoll erzählte Geschichte der kinderreichen Familie des Wagnermeisters Jakob, die sich einzigartig von dem großartigen Hintergrund der Revolution von 1848-49 abhebt.

Adam Müller-Guttenbrunn steht nun auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Der Kreis seiner Banater Heimatromane ist abgeschlossen. Da baut sich der Dichter die Pyramide seines Lebens, die hochaufragende „Lenau-Trilogie“, das Meisterwerk eines dichterischen Erdenwallens. In drei großen, weit ausholenden und tiefschürfenden Werken, die des Dichters Verfahren und Familiengeschichte, seine Jugend und Entwicklung, seine Reife und Vollendung umschreiben, ist die Lenau-Trilogie mit den Bänden „Sein Vaterhaus“, „Dämonische Jahre“ und „Auf der Höhe“ beschlossen.

Weit war der Weg, den der Künstler und Dichter Müller-Guttenbrunn zurücklegen mußte, ehe er als 50jähriger im Erlebnis der wiedergefundenen Banater Heimat den großen sichtbaren Erfolg errungen hatte. Dichter, Kritiker, Journalist, Theaterdirektor — das sind die Stationen seiner bewegten, künstlerischen Pilgerfahrt.

Das im Nachlaß des Dichters vorgefundene fesselnde Fragment eines Erinnerungsbuches, das der zum Tode erkrankte Dichter nicht mehr vollenden durfte, ist vom Sohn im Sinne seines Schöpfers ergänzt und abgerundet und als „Der Roman meines Lebens“ vor kurzem der Öffentlichkeit übergeben worden. Mit dem reichen Material seiner Aufzeichnungen, Tagebuchnotizen, Briefe und Dokumente aller Art ist es am ehesten geeignet, einen unverfälschten und aufschlußreichen Überblick vom Leben und Wirken des großen Banater Schwabendichters zu geben.

Die Glocken der Heimat



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Die Glocken der Heimat

Roman

von

Adam Müller-Guttenbrunn

Einmalige Ausgabe
in 20000 Exemplaren



C. Städtmann Verlag / Leipzig

1 9 2 9

Buchdruck von Alfred Keller-Wien

Alle Rechte vorbehalten

Für Amerika: Copyright 1910 by L. Staackmann, Leipzig

Druck der Spamer'schen Buchdruckerei in Leipzig



I.

Das Schwabendorf lag still und friedlich in der warmen Aprilsonne. Alles war draußen in den Riedfeldern und in den Weingärten; die große Arbeit des Jahres hatte wieder begonnen, und sie war eine Lust nach dem langen, milden Winter, der heuer von südlicher Harmlosigkeit gewesen und fast gar keine Beschwerden gebracht hatte.

Österliche Auferstehung!

Neuer Saft, neues Leben, neue Liebe war in alle Wesen geschossen, in Pflanze, Mensch und Tier. Wie die Lerchen sich in den Lüften wiegten, jubelten und tirilierten, so sprangen die Kälber und Lämmer auf der Weide, so sausten die jungen Füllen über die Wiesengelände der Donauauen, so tollten nach dem Schulschluß die Buben und Mädeln durch die breiten, mit Baumreihen besetzten Gassen des Dorfes. Noch läuteten und himmelten die Schneeglöckchen hinter mancher Weißdornhecke an den Dämmen draußen, beim Wasser, aber es mischte sich schon Veilchenduft in den kräftigen Geruch

der Ackererscholle, und die Stare schwärmten in allen Gärten. Über Nacht hatten sich die Knospen der Obstbäume aufgeblüht, schloßweiß blühten die Aprikosen; es war ein Jauchzen und Duften in der ganzen Natur, und die Erde dampfte in wonnigen Schauern.

Selbst Seine Hochwürden der Herr Pfarrer schaffte heute eigenhändig in seinem Garten, und der Oberlehrer nebenan tat es ihm nach. Dabei plauderten sie über den Zaun hinweg miteinander. Die Frau Oberlehrer setzte Salatpflanzen aus und beteiligte sich auch an dem Gespräch. Und drüben im Pfarrgarten arbeitete nicht nur der Pfarrer Horrat, auch Fräulein Juliska¹⁾ war mit dabei, während die Klarinéni²⁾, ihre Mutter, die dem Hochwürdigen seit zwei Jahrzehnten die Wirtschaft führte, nur ab und zu ging und mit der Frau Oberlehrer Samentreiben über den Zaun hin austauschte. In einer fernen Ecke des Gartens beteiligte sich auch der Herr Kaplan, ein hübscher, junger Mann, mit dem glatten Gesichte eines Knaben, an der gärtnerischen Tätigkeit. Er hatte einen grauen, kleinen Rohleinen sack umhängen und „putzte Raupen“. Von einem Obstbaume ging er zum andern und spähte nach Ungeziefer, das etwa doch noch aus übersehenen Raupennestern ausgekrochen sein mochte. Der Straubmichel hatte die Bäume zwar im Februar gereinigt, aber wer weiß . . . Auch im Vorjahre wurden ein paar Aprikosenbäume kahlgefressen, und der Oberlehrer schlug Lärm, weil auch der Schulgarten in Gefahr kam. Freiwillig erbot sich der Kaplan zu dieser wenig verlockenden

¹⁾ Sprich: Julischka.

²⁾ Kosenamen für Tante Klara.

Tätigkeit. Denn es war Frühling, man mußte ja etwas tun, mußte zugreifen, wo alles sich regte, alles schaffte. Selbst die zierliche Juliska schaufelte lachend mit. Bei den Schwestern vom Sacré-Cœur in Preßburg war sie erzogen worden, Französisch hatte sie gelernt und arbeitete dennoch mit im Pfarrgarten. Da durfte er, der ein Bauernsohn war, doch nicht zurückstehen; und Bácsi¹⁾ nannte sie Seine Hochwürden, als ob sie die Nichte des Pfarrers wäre. Die Leute behaupteten sogar, sie sähe dem alten Herrn viel ähnlicher, als dies sonst bei Nichten der Fall war. Aber was ging das ihn an, den jungen Sant, den sie erst kürzlich aus dem klösterlichen Seminar hatten ausfliegen lassen? Er war gut aufgehoben, seine erste geistliche Station gefiel ihm, und er hätte am liebsten in Juliskas Lied eingestimmt. Aber das hätte sich doch nicht geschickt. „Mehr Würde!“ „Mehr Würde!“ hatte der Rektor immer gerufen, wenn die Kleriker lustig sein wollten.

Der Oberlehrer Nikolaus Hedkmüller, ein wohl-erhaltener Sechziger mit noch ungebleichten Haaren und einer Brille vor den braunen Augen, war hart an den Bretterzaun herangetreten. Er sah dem Pfarrer lächelnd eine Weile zu, wie er im Schweiß seines Angesichtes mit dem Spaten grub.

„Haben Sie's schon gehört, Hochwürden, daß man die Haffnersbärbl wieder aus dem Irrenhause entlassen hat?“ fragte er.

„Die Jzé (Dingsda), die Frau Haffner? Kein Wort

¹⁾ Oheim.

hab' ich gehört. Aber es freut mich," sprach der behäbige Pfarrer und richtete sich auf aus seiner gebückten Stellung. Mit der Rechten rieb er sich den Rücken, so, als ob ihm das Kreuz doch ein wenig wehe täte von der ungewohnten, allzu eifrigen Beschäftigung.

„Gestern abend hat ihr Mann sie wieder heimgebracht. Die Ärzte sagten, sie wäre in der häuslichen Pflege am besten aufgehoben, denn ihr Zustand sei kein Irrsinn. Sie werde daheim am sichersten wieder gesund.“

»Szegény aszony¹⁾! Was ihr nur damals zugestoßen sein muß in Szegedin?“ sprach die Klarinéni, die ein Gemisch von Magyarisch und Schwäbisch redete.

„Weiß Gott! Frisch und gesund ist sie am zweiten Weihnachtstag fortgefahren, um ihren Buben zu besuchen, und ganz gebrochen ist sie wiedergekommen,“ entgegnete der Oberlehrer.

Auch die Frau Oberlehrer, Rosa Heckmüller, war jetzt an die Planke herantreten, und sie rief das Fräulein Juliska zu sich. Sie gab ihr allerlei Blumenamen zur Probe, besonders von den Windlingen für den Zaun, der den Pfarrgarten vom Schulhausgarten trennte. Der sollte heuer recht schön werden, wenn er von beiden Seiten mit Windling bepflanzt war. Zum Pfarrer gewendet, sagte die Frau Oberlehrer spitzig: „Ich kann mir schon denken, Hochwürden, was der Frau in dem Szegediner Konvikt begegnet ist. Es wird schon ans Licht kommen, wenn ihr Mann einmal hinfährt. Sie ist ja nicht die erste deutsche Mutter, die dort das

¹⁾ Armes Weib!

Schmerzlichste erlebt hat. Aber sie war immer gar zart und leicht aufgeregt, sie hat's halt nicht vertragen."

"Was meinen Sie, Frau Oberlehrer?" sprach der Pfarrer, und seine Miene wurde ernst und streng. „Es ist ein geistliches Konvik, von dem Sie reden."

"Ich habe nur als deutsche Mutter gesprochen, Herr Pfarrer. Und ich kann nur vermuten, was es ist. Ehe der Haffnerslippl nicht selber dort war, rede ich kein Wort mehr über die ganze Sache."

So sprach die Frau Oberlehrer und zog sich wieder hinter ihren Zaun zurück. Ihr Mann aber zündete verlegen seine kalt gewordene Pfeife an und meinte: „Vor der Ernte wird der Haffner wohl kaum die Fahrt unternehmen."

"Ich werde verlangen, daß er es tut," entgegnete der Pfarrer, „denn ich habe ihm das Konvik seinerzeit empfohlen."

Er schien verdrießlich, aber er begann wieder zu graben und zu schaufeln, und auch der Oberlehrer wendete sich seiner gärtnerischen Tätigkeit zu. Es war ganz still geworden . . . Nur ein Stieglitz, dessen Ehehälfte sich in dem großen Birnbaum des Pfarrgartens mit Eifer ein Nest baute, schmetterte sein Frühlingslied in die lauen Lüfte. Und von nah und fern, aus allen Gärten, erklang der vielstimmige Chor der Singvögel, die einfielen in das Jauchzen und Tirilieren, das durch die ganze Natur ging.

Am Eingang des Schulhausgartens tauchte jetzt ein Mann auf in bauerlicher Tracht. Er trug eine Peitsche

mit langem Stiel in der Rechten, die Linke legte er wie grüßend an den runden Hut und rief:

„Herr Oberlehrer, mer sei schun doo mit de Eier!“

Wie elektrifiziert fuhr Nikolaus Heckmüller, der gerade einen allzu dichten Stachelbeerstrauch ausschmitt, in die Höhe.

„Was, bei der Hitze? Hab' ich Euch nicht gesagt, Vetter Hannes, ihr sollt entweder früh morgens oder spät abends zum Landungsplatz fahren?“

„Des hää ich jo getaun. Aewer 's Schiff hot sich verspät'. Jetzt kommt nar g'schwindt. Ich maan¹⁾ immer, die Wärm'²⁾ schluppe uns zu früh aus.“

„Ja, ja, ich komme!“ rief der Oberlehrer, „holt nur schnell den Straubmichel.“ Und er wandte sich, lebhaft angeregt, wieder nach dem Zaun und sagte: „Der Same ist schon hier, Herr Pfarrer! Werden Sie sich heuer beteiligen? Es wär' nur um des guten Beispiels willen.“

„Tessék, ja!“

„Wieviel nehmen Sie?“

„Eine Unze, nicht mehr. Ich habe nur ein Zimmer frei.“

„Gut, Herr Pfarrer! Eine Unze ist zwar wenig . . . Wollen Sie die Ausbrütung selbst besorgen?“

„Nein, nein, das soll nur der Straubmichel durchführen, wie immer. Ich nehme die Raupen von einer Unze Samen, wenn sie zwei Tage alt sind.“

„Gut, Herr Pfarrer. Werde alles besorgen!“ rief

¹⁾ Meine.

²⁾ Würmer.

der Oberlehrer und wandte sich dem Ausgang seines Gartens zu. An seine Frau aber richtete er noch die rasche Frage: „Rosa, ist alles in Ordnung?“

„Aber ja!“ sprach diese gelassen. „Das Zimmer ist durchgeheizt und hatte vorhin 15 Grad.“

„Das ist zu viel für den Anfang! Es darf am ersten Tag nur 13 Grad haben.“

„So mach' ein Fenster auf!“ sprach lächelnd die Frau Rosa. Und auch Herr Heckmüller mußte lächeln.

Sein erster Weg war in das große Hinterzimmer des Schulhauses, in dem einst die Mädchenklasse untergebracht war und das schon seit Jahren freistand. Die Thermometersäule zeigte zu seinem großen Mißvergnügen 16 Grad, und er riß alle Fenster nach der schattigen Hofseite auf, um die Temperatur herabzusetzen. Dann eilte er unter das Haustor, um nach dem Wagen zu sehen. Der Vetter Hannes hatte alle Anordnungen mit Verstand befolgt, die kostbare Ladung war von allen Seiten mit Decken verhängt, kein Sonnenstrahl traf die vielen länglichen Schachteln, in denen, nach vorbestimmten Grundsätzen verteilt, der Same für die Seidenraupen zur Versendung gelangte.

Und der Straubmichel, der Gemeindeausbrüter, war auch schon zur Stelle. Der blonde Riese befand sich schon seit Wochen in großer Aufregung, weil der Same nicht kam. Das Landesseidenbau-Inspektorat in Szegzárd hatte wohl schon im Februar der Gemeinde die heurigen Seidenpreise in Frankreich und Deutschland mitgeteilt, aber der bestellte Same blieb aus. Und so viele Dorfbewohner wie heuer hatten sich noch nie für die Zucht gemeldet.

Na, wenn die Eier nur jetzt endlich da waren! Das andere wollte er schon besorgen. Er begrüßte den Herrn Oberlehrer mit einem breiten Lächeln und lüpfte ein wenig die Kappe.

„No alsdann, do sein se jo doch!“ rief er befriedigt und begann die Schachteln zu übernehmen. „Wann nur koi Nachtfrost mehr kimmt. Die Maulbeerbeem sin gar haakel ¹⁾, Herr Oberlehrer.“

„Wollen wir hoffen, daß das Wetter so bleibt.“

Nikolaus Heckmüller ging voraus und prüfte neuerlich den Wärmemesser. Auch der Straubmichel tat es und war zufrieden. Bei dieser niederen Temperatur konnte man den Samen noch einige Zeit erhalten, ohne daß er lebendig wurde. Vor dem 1. Mai sollte man von Rechts wegen doch kein volles Vertrauen zum Wetter haben. Krochen die Räumchen zu früh aus und es fiel noch Reif, war das ganze junge Laub vernichtet und alle Tiere mußten verhungern. Denn bis es wieder neue Triebe gab, konnten zwei Wochen vergehen.

Der Straubmichel zog sein Verzeichnis hervor und verglich den eingelaufenen Vorrat, Schachtel für Schachtel. Der Oberlehrer aber brachte jene Samenschachteln in Sicherheit, deren Inhalt ihm für Schulzwecke übersendet worden war. Ganz kleine weiße Papiersäckchen, von denen jedes den Namen eines Schülers trug, waren schon vorbereitet. In sie verteilte er jetzt behutsam die winzigen dunklen Eier, die wie Mohnkörnchen ausahen. Mehr als fünfzig gab er keinem Schüler freiwillig. Nur wenn

¹⁾ heikel.

sich einer meldete und darum bat, sollte er mehr erhalten. So hatte es einst auch sein Direktor an der Normalschule in Temesvár gehalten, der in den Kindern die Liebe weckte für die Seidenzucht, und so hielt es jetzt er selbst.

Als Heckmüller vor dreißig Jahren als Lehrer in sein Heimatdorf kam, bemühte er sich sogleich um die Einführung der Seidenzucht, aber es wollte ihm lange nicht glücken, damit durchzudringen. Die Bauern hatten andere Sorgen. Auch waren sie zu stolz, sich mit solchen „Läppereien“ abzugeben und meinten, sie hätten keine Zeit dazu. Und einen alten Ingrimme hatten sie gegen die zahlreichen Maulbeerbäume, die auf den Gassen und am Rande aller Komitats- und Feldstraßen standen. Da kamen die Kinder, wenn die Beeren reif waren, schüttelten die Bäume und traten ihnen das Getreide zusammen. Und auch die Vögel wurden angelockt. Und besonders verhaßt waren ihnen die Laubsammler, die mit Leitern anrückten. Der Schatten, den diese vielen Bäume warfen, war zur Erntezeit wohl gut für die Ruhepausen und die Mahlzeiten der Schnitter, aber das Korn wurde nie recht reif in der Nähe der Bäume. Am liebsten hätten sie die Bäume sämtlich abgehackt. Doch da gab es ein dummes altes Gesetz, das hohe Strafen auf die Beschädigung eines Maulbeerbaumes aussetzte, und manch einer hat schon gebüßt für einen unbedachten Baumfrevler.

Nikolaus Heckmüller war der Sohn eines Kleinhäuslers, eines Tischlers, seine Familie gehörte nicht zum bäuerlichen Patriziat des Dorfes. Aber sein Einfluß stieg doch von Jahr zu Jahr, denn daß er, der Oberlehrer, kein „fremder Hungerleider“, sondern ein Dorfkind

war, das rechnete man ihm hoch an. Und namentlich die Jugend hing an ihm. Mit ihrer Hilfe hatte er es denn auch nach jahrelanger Bemühung durchgesetzt, daß die Seidenzucht im Dorfe Verbreitung fand. Er erzählte seinen Schülern immer und immer wieder die Geschichte des Banats, der Bačka und der Militärgrenze, schilderte die Vertreibung der Türken durch die kaiserlichen Heere und die Besiedlung des Landes mit deutschen Bauern. Und unter all den großen Feldherren hatte er einen ganz besonders ins Herz geschlossen. Nicht etwa den Karl von Lothringen oder den berühmten Prinzen Eugen, die die Schlachten geschlagen und die Friedensverträge mit den besiegten Türken geschlossen, nein, der kaiserliche General Claus Florimont Graf Mercy war Heckmüllers Liebling. Und von ihm erzählte er seiner Dorfjugend, so wie man es einst ihm selbst in der Normalschule und im Seminar von Temesvar erzählt hatte, als diese Stadt noch unter kaiserlichem Schutze stand und all ihre deutschen Schulen besaß. „Wißt ihr, liebe Kinder, das war so,“ sagte er ihnen: „Unsere Urväter stammten aus dem Deutschen Reich, und Ungarn war damals auch ein Teil der Länder, über die der Deutsche Kaiser herrschte. Karl VI. hieß er als Deutscher Kaiser, Karl III. als König von Ungarn. Er wohnte in Wien, und er berief seine Untertanen aus den Provinzen am Rhein und in Schwaben in seine ungarischen Provinzen. Unsere Urväter verließen ihre engere Heimat, nicht aber das Reich des Deutschen Kaisers, als sie die Donau herabkamen bis in diese Wildnis. Und im Heere des Prinzen Eugen war ein besonders geschickter und braver General, ein welterfahrener

und praktischer Mann, der Graf Mercy. In Italien war er geboren, in der kaiserlichen Armee groß geworden, und bis zum Feldzeugmeister brachte er's. Diesem Manne, der mehr war als ein Soldat, übergab der Prinz Eugen das eroberte Banat, und der Kaiser Karl, der Vater der Maria Theresia, stimmte zu. Mercy sollte diese ganz entvölkerte und versumpfte Türkenwildnis in ein bewohnbares Land umwandeln. Alle Generäle wurden hier fieberkrank und schauten, daß sie wieder nach Wien kamen, Graf Mercy aber, der Südländer, hielt es aus. Er baute die neue Festung Temesvar, legte die anderen Städte und all die Kolonistendörfer an, er ließ Kanäle graben und schiffbare Wasserstraßen, damit die kleineren Flüsse untereinander verbunden wurden und das versumpfte Land zwischen Donau, Theiß und Marosch trocken werden konnte. Fast alle Dörfer, die es im Banat und der Bačka heute gibt, sind von seinen Soldaten und Feldmessern angelegt worden. Und der Kaiser und die Kaiserin schickten ihm immer neue Ansiedler aus allen Teilen ihres großen Reiches. Auch Franzosen aus dem Eliaß, Spanier und Italiener, Serben und Bulgaren. Aber am zahlreichsten kamen die Deutschen, und am fleißigsten waren sie auch. Und wo die anderen am Sumpffieber und an der Cholera starben, da wurden immer neue Deutsche angesiedelt. So auch in unserem Dorf. Es war nicht eines der ersten, weil es zwischen der Theiß und der Donau liegt und erst gebaut werden konnte, als das Sumpfwasser abgeleitet war. Diesen geeigneten Boden verdanken wir der Ausdauer und der unendlichen Mühe des Grafen Mercy, der die Donau

und die Theiß bändigte und Dämme baute zu unserem Schutz. Ohne ihn wäre heute hier noch ein Sumpf. Dreißigtausend Joch hat er unserem Dorf zugeteilt, weil er wußte, daß immer ein Teil unseres Hotters unter Wasser sein würde. Dafür hat er aber auch tüchtige Lothringer und Pfälzer hier angesetzt, echte deutsche Kernmenschen.

Und seht, Kinder, dieser große General hat an alles gedacht, er probierte alles mögliche in diesem warmen Klima, das ihn an seine italienische Heimat erinnerte. Daß Weizen, Korn und Wein hier gedeihen müssen, das wußte er. Aber er baute auch Tabak und Melonen, er versuchte es mit edlen Obstbäumen, sogar mit Feigen, Mandeln und Pomeranzen. Und er ließ Hunderttausende junge Maulbeerbäume aus Italien bringen, um sie hier anzupflanzen. Die Bienenzucht hatte er in großem Maßstab eingeführt und ganze Akazienwälder angelegt für sie. Als das schönste seiner Werke aber dachte er sich die Seidenzucht. So gut wie hier, in dieser warmen, niemals trockenen Luft, zwischen den vielen Wässern, so gut, meinte er, könnten die Seidenraupen nirgends in der Welt gedeihen. Und er legte ein eigenes Dorf mit italienischen Seidenzüchtern an, das seinen Namen führte und Mercndorf genannt wurde. Von dort aus sollte die Seidenzucht im Lande verbreitet werden. In einem Wald von Maulbeerbäumen lag dieses Dorf. Aber als wieder einmal die Pest von der Türkei her ins Land kam, da starben diese Italiener fast alle. Und den Übriggebliebenen grauste vor dem ungesunden Banat; sie ergriffen die Flucht. Aber die Seidenzucht verbreitete

sich im ganzen südlichen Ungarn. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sie nicht untergehen. Seit mehr als hundert Jahren schon kaufen die Franzosen unsere Seidenkokons, und am besten werden sie in Deutschland bezahlt: in Krefeld und anderen Städten am Rhein. Viele Millionen Gulden sind ins Land gekommen durch die Seidenzucht. Und wer hat diese Millionen verdient? Die braven Kinder, die noch nicht mitgehen in die Feldarbeit, und die Großväter und Großmütter, die nicht mehr mitgehen können. Die Kinder haben fleißig Maulbeerblätter gesammelt und heimgetragen, und die Großeltern schauten darauf, daß die Raupen gute Luft hatten, daß sie pünktlich und immer mit trockenem Laub gefüttert wurden. So sind sie gewachsen und gesund geblieben, haben sich in ihre Seidenfäden eingesponnen, und das brachte Geld in jedes Haus. Geld vor der Ernte, zur schlimmsten Zeit, weil da die ärmeren Leute schon sehnüchtig auf das neue Brot warten. Und so sollt auch ihr es machen, euren Eltern Freude bereiten und den Wohlstand des Landes mehren. Und habt Achtung vor jedem Maulbeerbaum! Wer einem einen Ast mutwillig abbricht, ist ein Sünder. Auf jedem Baum hängen unsichtbare Dukaten. Und das schöne alte Sprichwort: „Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Seidenkleid“ könnt ihr jedes Jahr erfüllt sehen, wenn ihr brav mithelft bei der Seidenzucht.“

So sprach Nikolaus Heckmüller Jahr für Jahr in der Schule zu Karlsdorf. In der Gemeinde aber verlangte er unausgesetzt die Vermehrung der Maulbeerbäume und eine eigene Baumschule für die Zucht. Es

wurde widerwillig gewährt. Aber als dann immer mehr Geld unter die kleinen Leute des Dorfes kam und die Bauern erkannten, daß dieses Geld gerade zu einer Zeit verdient werden konnte, wo die große Arbeitspause vor der Ernte eintrat, und daß es leicht und mühelos, ohne Einsatz, verdient wurde, da fingen auch sie an, ihren Oberlehrer zu unterstützen.

Der Straubmichl hatte seine Liste mit dem Einlauf verglichen und fand alles in Ordnung. Und auch der Oberlehrer war zufrieden; sein Vorrat reichte aus für alle vier Schulklassen. Besonders erfreut war er über die beigelegten Broschüren des Ackerbauministeriums, die einen illustrierten Leitfaden enthielten für die Seidenzucht. Das erleichterte ihm sein Streben außerordentlich. Wunderlicherweise war dieser Leitfaden mit dem Bildnis des edlen Grafen Stefan Széchényi geschmückt, weil auch er, hundert Jahre nach Mercy, den Wert der Seidenzucht erkannte und sie in den magyarischen Komitaten des Landes förderte. Heckmüller schüttelte den alten Kopf. Sollte er von jetzt ab, als ungarischer Patriot, seinen altösterreichischen General, den Grafen Mercy, verleugnen?

Die Mittagsglocke läutete vom Kirchturm, und der Straubmichl empfahl sich vom Oberlehrer mit dem Gruße:

„G'lobt sei's Christ.“

Auch die Frau Oberlehrer kam jetzt aus dem Garten. Sie rief ihren Mann durch das offene Fenster zu Tisch. Um ein Uhr begann ja wieder die Schule, da war es geboten, die Mittagsstunde genau einzuhalten.

Frau Rosa mußte lächeln über den Eifer des Gatten, der da die Arbeit der einzelnen Klassenlehrer besorgte und mit seinen kurzsichtigen Augen die kleinwinzigen Eier zählte und verteilte. Er wollte sich eben mit niemandem in den Ruhm teilen, der Apostel der Seidenzucht zu sein.

„Komm nur, komm nur, Alter,“ sagte die Frau Rosa, „heut gibt's g'fülltes Kraut und Psannkuchen.“

„Ja, Mutter, ist denn heut mein Namenstag?“ rief Heckmüller und erhob sich. Er tat noch einen raschen Blick auf die beiden Wärmemesser, von denen einer den anderen zu überwachen hatte, griff mit der flachen Hand prüfend an den breiten, alten Kachelofen und ging dann befriedigt zu Tisch. Er hatte wieder eine Aufgabe vor sich für die nächsten Monate, und das tat ihm wohl. Er konnte nicht leben, ohne irgendeine Aufgabe zu haben.

II.

Vor dem Hause des Haffnerslippl spielten zwei Kinder im Schatten der Maulbeerbäume, hinter denen die grünen Fensterläden hervorlugten. Und auf der mehrstufigen schmalen Steintreppe, die zur Eingangstür emporführte, saß eine stille Frau und sah ihnen zu. Die Kinder waren ihre Enkel, frühe Enkel; denn die Frau Bärbl sah noch nicht nach einer Großmutter aus. Eine Magd hatte die Kinder hierhergebracht und sie im Schutze dieser stillen Bäuerin gelassen, während sie selbst wieder im Hause verschwand, um ihren Arbeiten nachzugehen. Es waren Zwillingsskinder, ein Bub und ein Mädcl, blauäugig, blond und prall wie die Blas-

engel auf alten Kirchenbildern. Sie saßen auf einer braunen Pferdedecke, und in einem Korb, der neben ihnen stand, befand sich allerlei hölzernes Spielzeug, wie es von den slowakischen Händlern von Dorf zu Dorf getragen und als „Spirelei! Spirelei!“ ausgerufen wird. Die Kinder warfen es um die Wette aus dem Korb heraus und wieder hinein, lachten und freuten sich ihrer Kunstfertigkeit.

Kalt und teilnahmslos ruhten die Augen der Großmutter auf ihnen. Und auch die kühnen Versuche des kleinen Hansl, sich am Rand des Korbes zu erheben und auf den feisten Strampelbeinchen zu stehen, weckten keinen wärmeren Strahl in ihren wasserhellen grauen Augen. Es war, als ob sie die Kinder gar nicht sehe, als ob ihre Seele weitab irrte.

So mancher Bauer fuhr vorüber und rief ihr einen Gruß zu; sie hörte es nicht. Jetzt kam auch der Straubmichel des Weges und bot ihr einen „Gute Marja (Morgen), Bas' Bärbl!“ Sie schien ein klein wenig betroffen von seiner hellen Stimme und nickte. Der Michel aber hatte keine Zeit, sich weiter um sie zu bekümmern, denn er trug auf jeder seiner Schultern eine leichte, schmale Leiter, und hinter ihm liefen ein paar barfüßige Buben her, mit denen er sich unterhielt. Jeder von ihnen hatte ein Körbchen unterm Arm, und als sie jetzt an der Bas' Bärbl vorbeikamen, riefen sie sämtlich „G'lobt sei's Christ!“ Auch auf diesen hellen Kindergruß erfolgte nicht der landesübliche Dank „In Ewigkeit!“ sondern nur ein leises, stummes Nicken des Kopfes.

„Daß d'r mer uf kan Baam im Dorf steigt,“ sagte

der Straubmichl zu seinen Begleitern, die begehrlieh nach den zwei großen Haffnerschen Maulbeerbäumen auslugten. „Sau ¹⁾ long sau schei's Wedder isch, holt ihrs Laab so weit als möglich. Die Bauern sei' froh, wenn die Beem uf der Landstraß' so früh wie möglich abgelaabt werde, d'rmit ihre Felder koin Scheede ²⁾ häwe. Weih dem, der ohne Laater uf an Baam steigt und Äscht' abbricht. Und wer in die Karnfelder geht und Wachtelneschter sucht, dem reiß' ich die Ohre aus. Lacht nitta! Ich schlaa' euch die Knoche darch, wann ich ei Klag' heer. Und die Laatern trag' ich euch nar heunt 'naus, die werde im Zaun beim Klugsbalzer sei'm Wingert ³⁾ usg'hobe. Dun dart holt ihr se immer selwer. Äwer niemals aaner allein. Ihr müschd immer euer zwaa sin. Ich werd' euch's heunt weise, wie m'r's macht.“

So redend schritt der Straubmichl mit großen Schritten die Gasse hinab, und der Schwarm der kleinen Seidenzüchter trippelte hinter ihm her. Einige von ihnen mußten schon vom vorigen Jahre Bescheid in allem. Die Bäume im Dorf durften nur abgelaabt werden, wenn es tagelang regnete, oder ganz zulezt, wenn die „Seidewärm“ schon groß und immer gefräßig waren, wenn sie Tag und Nacht gefüttert sein wollten. Dann war keine Zeit, meilenweit auszulaufen um Laab. Bis man es heimbrachte, war es halb welk. „Und die Lutersch wolle partu nar frisches Laab,“ predigte ihnen der Herr Gemeinde-Ausbrüter, Michael Straub, der wohlbestallte

¹⁾ Sau, gesprochen wie sa-u = so.

²⁾ Keinen Schatten.

³⁾ Weingarten.

Nährvater aller Seidenraupen des Dorfes, der sich auf sein gewähltes Deutsch, das er beim Militari gelernt hatte, nicht wenig zugute tat.

Die Schritte und die Stimmen der Laubsucher waren noch nicht verhallt, als auf der anderen Seite der Gasse die Gestalt einer herrischen Frau auftauchte und auf das Haus zukam. Es war die Frau Oberlehrer. Sie hatte kleine Einkäufe beim Kaufmann Jellinek gemacht, und ihr Weg führte sie hier vorbei. Da konnte sie es nicht unterlassen, ein wenig nach der Frau Haffner zu sehen. Ihre schlanke Gestalt und ihr freundliches, glattes Gesicht nahmen sich in dem hellen, bequemen, städtischen Morgenkleid und unter dem breiten gelben Strohhut recht vornehm aus. Sie ließen die Frau Heckmüller auf den ersten Blick auch viel jünger erscheinen, als sie war.

„Guten Morgen, liebe Frau Haffner,“ rief sie schon, als sie noch in der Mitte der Straße war, und winkte ihr mit dem Sonnenschirm.

Frau Bärbl horchte auf und sah starr nach der Erscheinung. Dann erhellten sich ihre Züge, und sie erhob sich. Die Frau Oberlehrer drückte ihr die Hand und nötigte die Bäuerin, sich wieder niederzusetzen. Dann rief sie in den Hof:

„Resi! Resi! — Bring’ mir einen Stuhl. Ich will der Ba’ Bärbl ein bißerl G’sellschafft leisten.“

„Joo!“ erscholl es aus dem Hofe und alsbald erschien die Resi mit einem schön geblumten alten Bauernstuhl und stellte ihn mit einem breiten, schämigen Lächeln neben die Steintreppe, auf deren mittlerer Stufe die Bäuerin saß. Die Resi war derb und stark, und aus

ihren sechzehnjährigen braunen Augen sprühte das Leben. Aber sie redete kein Wort. Über und über rot war sie geworden, daß ihr die Frau Oberlehrer „Danke schön!“ sagte. Sie putzte mit einem Zipfel ihrer blauen Schürze rasch die Nase der kleinen Liesel und zog sich wieder ins Haus zurück.

„Ich habe gestern gehört, daß Sie wieder zu Hause sind, liebe Frau Haffner. Mein Mann hat es voll Freude erzählt. Daß Sie nicht krank sind, und nur Ruhe brauchen, habe ich mir ja gleich gedacht.“

Frau Bärbl blickte der Sprecherin aufmerksam in das freundliche Gesicht. Man merkte, daß sie jedes Wort verstand, aber sie antwortete nicht. Sie nickte, lächelte trübe und wehrte mit der Rechten ein wenig ab. So, als wolle sie nicht zugeben, daß sie nicht krank sei.

„Na ja, ich weiß schon, wo es fehlt. Darüber alterieren Sie sich nur nicht. Das kommt von selbst wieder. Mein Gnuri ist einmal von einem Apfelbaum gefallen, und ich bin so erschrocken, daß ich einen halben Tag kein Wort hab' reden können. Ich war in Verzweiflung. Aber da hat mein Mann den kleinen Spitzluben, dem gar nichts geschehen war, zu mir gebracht, ihn mir in den Arm gelegt und mich schön gestreichelt und lieb gehabt, und langsam ist meine Stimme wiedergekommen. Und der Sachen — wie heißt sie doch nur? — der Frau Gärtner in Neudorf ist es auch einmal so gegangen, die hat drei Tage nicht reden können. Wir Mütter nehmen alles zu schwer. Es geht mit den Kindern immer alles besser aus, als wir befürchten.“

Ein dankbarer Blick traf die Frau Oberlehrer.

Es tat der Frau Bärbl augenscheinlich wohl, daß man so gütig und verständig mit ihr redete. Ihre Leute im Hause hatten ja keine Zeit, sich so recht mit ihr zu beschäftigen. Und auch nicht das Verständnis. Das erste Erstaunen darüber, daß sie die Sprache verloren hatte, war wohl groß. Aber man gewöhnte sich daran. Und als sie nach Wochen stillen und lauten Jammers keine Tränen mehr hatte und in Trübsinn versiel, da schaffte man sie einfach nach Temesvar „in die Beobachtung“. Sie fühlte, daß es gut gemeint war, aber die Angst, die Angst . . . In den Stunden ungetrübten Bewußtseins, in denen sie wußte wo sie war, nahm sie all ihre Kräfte zusammen, um bei den Ärzten einen guten Eindruck zu machen. Und gerettet hat sie ein guter, alter Doktor, der immer so lieb auf sie einredete, der sogar schwäbeln konnte. Er gab sie sogleich frei, als ihr Mann nachfragen kam.

„Herr Vetter,“ sagte er zu Häffner, „des isch a' Schlagerle¹⁾ g'west, die Frau isch im Kopp ganz g'sund. Wird scho' besser werde!“

Und jetzt saß sie wieder daheim, aber es wollte nicht anders werden, nicht besser. Sie war unnütz in Haus und Hof, sie konnte ihre Gedanken nicht zusammenhalten, nichts unternehmen, denn auf halbem Wege vergaß sie immer, was sie wollte. Und ihre Zunge war gelähmt. Sie konnte, wenn sie sich zusammennahm, jedem Gespräch eine Weile folgen, dann aber begann wieder die Flucht ihrer Gedanken, und alles, was weiter geredet wurde, ging an ihr vorbei. Und Antwort geben konnte

¹⁾ Ein Schlaganfall.

sie nicht. Wie eine Verzweifelte stand sie im Anfang vor jeder Frage, eine wahre Angst befiel sie jedesmal, wenn sie Auskunft geben sollte, wie es denn in Szegebin gewesen wäre. Und sie erwartete auch jetzt diese selbstverständliche Frage mit Schrecken. Aber sie kam nicht. Frau Rosa Heckmüller war eine gar geschickte und taktvolle Frau. Und sie wandte sich jetzt den Enkelkindern zu, die sich da unbedankt um die Wette bemühten, ihre ersten Gehversuche rings um den Korb mit dem Spielzeug zu machen. Die Großmutter sah es nicht, und die junge Bäuerin, die Mutter der Kinder, wird wohl erst am nächsten Sonntag entdecken, daß ihre Zwillinge laufen können. Die Susi stand von früh bis spät mit ihrem Manne draußen im Feld und sah ihre Kinder nur immer schlafend. Es gab zu viel zu schaffen zu dieser Jahreszeit.

„Schauen Sie doch die lieben Kinder an!“ rief Frau Rosa der Bäuerin zu. „Wie der Hansl stolz ist, wie er schaut, ob man's auch merkt, daß er schon Schritte machen kann . . . Na, Liesl, hoppla, steh nur auch auf — ja, ja, probier's nur . . . es geht nicht? Ei, schäm' dich vor dem Hansel.“

Und während Rosa Heckmüller so mit den Zwillingen redete, beobachtete sie verstohlen die Frau Häffner. Sie blieb ganz teilnahmslos und starrte ins Leere. Das war schlimm. Waren es auch nicht ihre eigenen Enkelkinder, Großmutter hieß sie ihnen doch, und Kinder waren es, liebe, gesunde, hilflose Kinder, die lechzten nach einem guten Wort von ihr. Die verlorene Frau, die ganz und gar in einen rätselhaften Schmerz ver-

sinken zu sein schien, konnte auch kein Schutz sein für diese lebhaften Kleinen, die ihre ersten Gehversuche machten. Und es war wohl besser, man rief die Resi herbei und ließ die Kinder in den Hof hineinbringen.

Ehe Frau Rosa zu einem Entschluß kommen konnte, war sie dieser Sorge auch schon enthoben, denn ein Wagen rollte rasch heran gegen das Haustor und in demselben saß Philipp Haffner, der Großbauer. Er nahm Leitseil und Peitsche in die Rechte und griff mit der Linken grüßend nach dem Hut. Dann hielt er mit beiden Händen die Pferde, erhob sich auf seinem Sitz und rief über das Brettortor hinweg:

„Reesi!“

„Jooh!“ erscholl es wieder im Hofe, und alsbald öffneten sich die beiden Torflügel; der Bauer fuhr ein. Auch Frau Bärbl war aufmerksam geworden und blickte nach ihrem Manne. Nicht ganz so fremd wie nach den Kindern, merkte die Frau Oberlehrer.

Auf dem leeren Wagen des Bauern hatte Frau Rosa ein Bündel grober Säcke gesehen, und auch an seinem gewählteren Anzug erkannte sie, daß er in der Stadt gewesen sein mochte, auf dem Markt. Er hatte offenbar Weizen oder Korn verkauft, hatte sich Bargeld ins Haus geschafft zu dieser Jahreszeit, wo dies sehr rar war im Dorfe. Wohl ihm, daß er so lange warten konnte mit dem Verkauf des vorjährigen Weizens. Im Frühling hat alles einen besseren Preis.

Philipp Haffner, der Haffnerslippl, hatte mit Hilfe der Resi ausgespannt, sich die Pseife angesteckt und kam jetzt wieder hervor aus dem Hofe. Sein wettergebräuntes

hageres Gesicht mit den dunklen Augen unter buschigen Brauen nahm den freundlichsten Ausdruck an, dessen es fähig war, als er die Frau Oberlehrer begrüßte. Er war ein stolzer Bauer und ein weltläufiger Mann. Er hatte Pest und Wien gesehen, war auf den „Landboten“ verabonniert und galt viel in der Gemeinde. Auch die Herrischen schätzten ihn. Er verkehrte gern mit ihnen, und seitdem seine ältesten Söhne erwachsen waren und er sich ein wenig schonte, hatte er auch mehr Zeit für diesen Verkehr als ehemals. Die beiden Söhne aus seiner ersten Ehe, der Jörgl und der Hannes, waren schon fertige Bauern, seine Tochter hatte sich kürzlich auch verheiratet, und so hätte er ganz gemächlich mit seiner Bärbl, die er als Vierziger noch ehelichte, leben können, wenn sie ihm nicht auf so unerwartete Weise krank geworden wäre. Sie hatte wenig mitbekommen, die Bärbl, sie war eines Kleinbauers sechstes Kind. Und seine Kinder aus erster Ehe machten schiefe Gesichter, als er die neue Frau heimführte. Sie fürchteten eine weitere Vermehrung der Familie, eine Schmälerung ihres Erbes. Und das bedeutet im bäuerlichen Leben gar viel. Jede Zerstückelung des Besitzes in allzu viele kleine Teile ist eine Gefahr für den Fortbestand der Familie, und so mancher reiche Bauernhof ist an seinem Kindersegen verarmt. Gesetze zum Schutze des Bauernstandes gibt es in Ungarn nicht, nur die Überlieferung hält den Stand aufrecht. Jeder Bauer kann machen, was er will, er ist unbeschränkter Herr seines Besitztums.

Der Haffnerslippel brachte einmal ein Buch nach Hause, in dem zu lesen stand, daß die Schwaben in

Deutschland nicht ihre ältesten, sondern ihre jüngsten Söhne zu Erben von Haus und Hof einsetzen, damit der Vater recht lange regieren und den Herrn spielen könne. Das las der Bauer immer wieder seinen Söhnen vor, und sie zitterten schon, daß es ihn gelüsten könnte, das nachzumachen, wenn die Schmiedsbärbl ihn mit Kindern beschenken sollte, mit Söhnen. Aber er hatte dieses Buch wohl zu spät entdeckt, seine ersten Söhne waren nicht mehr jung genug, daß er sie ein Handwerk hätte lernen oder studieren lassen können, sie waren schon für den Bauernstand erzogen. Und als dann richtig noch ein kleiner Bruder kam, verschärfte sich die Stimmung im Hause bedenklich. Die zweite Frau des Vaters sah nur verdrossene Gesichter, und ihr Mutterglück war allen lästig. Der kleine Cippl sollte wohl gar einmal Bauer werden? Der Vater sprach sich in keiner Weise aus, er ließ den Dingen ihren Lauf und erfreute sich an dem Gedeihen seines Jüngsten. Als die Frau aber zum zweiten Male guter Hoffnung war, da fand er es nötig, um des lieben Friedens willen, seinen älteren Kindern die Versicherung zu geben, daß die Kinder der zweiten Ehe sämtlich aus dem Hause kommen sollen. Die Welt brauche ja auch Lehrer, Notäre und „Phaffa“ (Pfarrer), sagte er ihnen. Und schon, als der kleine Cippl fünf Jahre zählte, gab er ihn nach Szegedin. Der kleine Schwabe sollte dort beizeiten Ungarisch lernen, damit er dann gleichmäßig aufsteigen könne in der Volksschule. So riet der Herr Pfarrer. Der Herr Oberlehrer Heckmüller war anderer Meinung. Er sagte, das Kind solle die vier Volksschulklassen daheim in seiner

Muttersprache durchmachen und dann, gefestigt in seinem Familiengefühl und in seinem Deutschtum, in die Mittelschule gehen. Das nötige Ungarisch werde er ihm schon beibringen. Aber der Oberlehrer stand im Rufe eines Idealisten, eines halben Dichters, und der Rat des Pfarrers erwies sich beim Haffnerslippl als gewichtiger.

„Ihr Sohn wird nicht vorwärts kommen. Er wird nicht drei Sprachen auf einmal lernen können, und Sie werden immer in den Vakanten einen Repetenten im Hause haben. Das setzt nur Verdruß und Ärger. Lassen Sie ihn zuerst einen Ungar werden, dann wird er leicht fortkommen“ so redete der Pfarrer.

Und das befolgte der Haffnerslippl. Die Frau Bärbl, der das zweite Kind, ein Mäderl, gestorben war, wehrte sich vergeblich dagegen. Mitzufahren konnte sie sich nicht entschließen, als der Tag gekommen war. Weinend übergab sie das Kind ihrem Manne, und er brachte es nach Szegedin. Ihr Herz krampfte sich zusammen, aber sie wollte tapfer sein und ihren Lippl ein Jahr lang nicht sehen. Wenn sein Glück auf diesem Wege lag, dann mußte sie's tragen, daß er so früh von ihr ging. Und der Bub freute sich unbändig auf das Leben in der Stadt.

Tief verdrossen kam ihr Mann am nächsten Tage zurück. Sie konnte lange nicht aus ihm herausbringen, was ihm wäre. Und sie gab sich zufrieden mit dem Gedanken, daß er das Kind eben auch schwer vermisse. Sie suchte ihn sogar darüber zu trösten. Sie sah ja längst ein, daß ihre Söhne nicht auch Bauern werden konnten. Und der Pfarrer hatte gewiß den besten Rat

gegeben. Die Stiefgeschwister mochten den Buben ja doch nicht . . . Philipp Haffner schüttelte oft den Kopf. Der Bub ging ihm ab, er fehlte ihm überall. Und nach vielen Wochen erst, als die ersten Briefe über ihn gekommen waren, machte er seiner Frau ein Geständnis. Der Direktor der Anstalt hatte ihn überredet, den Kleinen durch vier Jahre nicht nach Hause zu nehmen und auch nicht zu besuchen. Er werde jeden Monat berichten über ihn, es werde dem Kinde sehr gut gehen. Aber für einen vollen Erfolg seiner nationalen Erziehungsmethode könne er nur bürgen, wenn man ihm das Kind vier Jahre ungestört überlasse. Das täten jetzt zahlreiche schwäbische Eltern. Sein Bub' gefalle ihm riesig, das werde einmal ein großer Ungar werden. Aber den Grund dazu müsse man beizeiten legen.

„Schlagt ein, Vetter Philipp,“ sagte der Direktor, „und gebt es mir schriftlich, daß Ihr Euren Sohn freiwillig hier laßt, bis nach der dritten Volksschulklasse.“ Und der Vetter Philipp unterschrieb einen Revers, den man schon vorbereitet hatte.

Frau Bärbl war namenlos bestürzt, als sie das jetzt erfuhr. Aber sie mußte auch das tragen. Sie wurde nur immer blässer und einsilbiger. Die Reue ihres Mannes, daß er sich hatte überreden lassen, äußerte sich in einer tiefen Verstimmung, und er konnte es lange nicht verwinden, daß seine Frau so sehr darunter litt. Aber allmählich zog der Friede wieder ein, das Kind war ja in guten Händen, und die große Wirtschaft forderte ihr Recht. Der älteste Sohn, der Jörgl, heiratete, der zweite war zum Militär eingerückt, und für ihn

mußte der Vater wieder eintreten in Haus und Hof. Er blieb im Familienhaus wohnen und räumte den Platz noch nicht dem jungen Bauer. Das hatte gute Weile. Der Jörgl sollte nur ein paar Jahre im Vorbehaltshaus der Großeltern über dem Hof drüben hausen. Seine Zeit werde schon kommen.

Und so ging bald alles wieder im altgewohnten Geleise.

„Des is ärwer schei, Frau Oberlehrerin, daß Ihr meine Frau amol haamsuchz tut,“ sagte Haffner und kam auf die Gruppe zugeschritten. „Wollt 'r nit ei' bissl nei' kumme ins Haus?“

„Danke schön, Herr Haffner, ich muß gleich heimgehen, sonst kriegt mein Mann heute kein Mittagessen. Ich wollte nur sehen, wie's der Bas' Bärbl geht.“

„Na,“ erwiderte er und legte seine breite Linke — mit der Rechten hielt er die Pfeife — behutsam auf die Schulter seiner Frau, „es geht so veel besser. Gelt, Bärbl, 's werd' schon wieder gut werde?“

Er blickte seine Frau an, und sie sah dankbar zu ihm auf. Ein Lächeln wollte sogar um ihre Lippen herum hervorbrechen, aber es traute sich nicht.

„Die Hauptsache ist, daß Ihr Geduld habt, Eure Frau schön pflegt und sie nicht aufregt,“ sprach Frau Heckmüller.

„Freilich, freilich. E guter Krischt muß m'r sin un uf Gott vertraue.“

„Was habt Ihr für Nachricht aus Szegedin?“

„Von Szegedin redde m'r lieber nit,“ flüsterte schnell der Bauer und warf der Sprecherin einen warnenden

Blick zu. Dann aber fuhr er bedächtig fort: „'s geht dem Lippl ausgazeichnet. In drei Monat hol ich 'n.“

„Ach das ist eine gute Nachricht. Er kommt also endlich heim in den Ferien? Das muß ich meinem Mann erzählen. Der wird sich auch freuen.“

„Freilich kimmt er haam,“ erwidert breit und mit gekünsteltem Behagen der Bauer, hatte aber dabei seine Frau fortwährend scharf im Auge. Sie zitterte; ein paar Schweißperlen traten auf ihrer Stirn hervor.

„Er muß doch wieder wisse, daß er zu uns g'hört, der kloï' Betnar. Gell Bärbl? M'r wern's ehm schon saage, gell?“

Wie zu einem kranken Kinde sprach der rauhe Mann und wieder traf ihn ein dankbarer Blick seiner Frau. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie etwas sagen, aber es kam kein Ton hervor. Die Frau Oberlehrer verfolgte den Vorgang mit Erstaunen, und sie verstand auch das, was unausgesprochen blieb. Ihre Vermutungen, denen sie schon dem Pfarrer gegenüber Ausdruck gegeben, bestätigten sich also. Die Arme mußte etwas erlebt haben, dem ihr Inneres nicht gewachsen war.

III.

Es hatte Alarm gegeben heute nacht. Schon seit zwei Tagen war bekannt geworden, daß das Wasser der Donau ungewöhnlich steige. So milde auch hier im Süden der Winter gewesen, droben in Österreich und in Bayern war er hart und hatte viel Schnee gebracht. Jetzt auf einmal spien die Alpenflüsse ungeahnte Wassermengen aus, und diese jagten nach dem Süden. Es war

nur ein Glück, daß die heimatlichen Flüsse, die Theiß und die Marosch, nicht auch zu viel Wasser hatten, daß sie sich schon seit Wochen in einem Normalzustand befanden. Die Stromingenieure konnten also ihre ganze Kraft dem einen Angriffspunkt zuwenden. Die alten, zwei- und dreifach gegliederten Erddämme hielten noch, und es war seit dem großen Unglück von Szegebin viel geschehen zu ihrer Kräftigung. Man kannte die bedrohtesten Punkte ganz genau, und Karlsdorf lag an einem solchen. Sieben von den kolonisierten Gemeinden im Grenzgebiet der großen Flüsse mußten wieder abgesiedelt werden im Laufe eines Jahrhunderts, aber die Karlsdorfer hielten sich. Sie standen aufrecht. Viermal waren auch bei ihnen im Laufe dieser Zeit die Dämme geborsten, einmal war es die Theiß, dreimal die Donau, die das Unheil brachte, und wenn auch im Gedächtnis des heutigen Geschlechtes nur mehr eine blasser Erinnerung an die Schrecknisse der letzten Überflutung von 1868 lebte, der Instinkt des Volkes witterte immer eine Gefahr, wenn es hinter den meilenlangen Riesendämmen dort an der Donau zu brausen und zu donnern begann. So still ging dieses Wasser das ganze Jahr seinen Weg, fast so unhörbar wie das der Theiß, aber zu gewissen Zeiten, namentlich wenn der Eisstoß abging, oder später, zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge, und auch im Herbst, nach langen Regenwochen, da bekam die Donau eine Stimme, da hörte man ihr Gebrülle oft stundenweit. Besonders nachts, wenn alles Leben schwieg, war es dann schauerlich.

Die Wasser- und Feuerwehr des Dorfes wurde schon

gestern vom Stromingenieur aufgebeten, an dem alten Dammbruch, der immer schweißte und durchlässig war, zu arbeiten. Das ganze Dorf sollte überhaupt in Bereitschaft sein, trommelte der Straubmühl aus, und auf das Zeichen horchen. Wenn die Sturmglocke gezogen werde, brauche er noch hundert Mann.

Und um ein Uhr nachts erklang der schauerliche Ton der fernen Unheilsglocke. Die Nachtwächter des Dorfes — in jedem Viertel hielt allnächtlich ein anderer Bauer die Wache — stießen nun auch ins Horn, und alles sprang aus den Betten. Als bald rasselten die Wagen durch die stillen Gassen, Laternen schwankten dahin; ein lautes Stimmengewirr ängstlicher Frauen nur blieb zurück. Kein Haus, in dem nicht Licht brannte, und da und dort wurden die Kinder geweckt, um zu beten. Nicht die Knechte hatte man fortgeschickt zur Hilfsarbeit, die besten jungen Männer des Dorfes gehörten zur Wasserwehr. Galt es doch, die eigene Scholle zu schützen, das teure Stück Erde, das die Väter hier den Sümpfen und den großen Flüssen abgetrozt, zu bewahren.

Die Nacht wurde schlaflos verbracht, und am frühesten Morgen gab es große Verwirrung. Sollte man das Vieh auf die Weide schicken oder es daheim behalten? Um fünf läutete so wie sonst die Glocke zum Morgengebet und rief die Gemeinde auf zum Tagewerk. Als bald schritten die Pferdehirten, in lange Köpenjeks¹⁾ gehüllt und von großen Hunden gefolgt, die Dorfgassen hinauf. Es waren Slowaken, die ihre Ansiedlung vor dem Dorf

¹⁾ Mäntel aus Roßhaaren.

draußen hatten, auf der Hochfläche gegen Josefsfeld. Sie hatten die Gemeindestiere und Hengste in ihrer Obhut, und ihrer Aufsicht war der vieltausendköpfige Viehstand der Schwabengemeinde anvertraut. An den Kreuzungspunkten der Gassen hielten sie an und bliesen in ihre Ochsenhörner. Tu — tu — tuuu — tuu klang es bald da, bald dort. Dann warteten die Hirten. Aber es kamen keine Pferde. Einzelne Bauern traten vor die Häuser hinaus und sahen nach ihren Nachbarn.

„Schickscht du dei' Gäul' uf di Waadt?“ fragte der Franz Geibel den Nachbar Christian Lauterbach, der Weiland Hannes den Thurn, der Kirchner den Eisele. Keiner wußte, was er tun sollte. Die Hirten, ernste, feierliche slowakische Prachtgestalten, mit lang herabfallenden Haaren und breiten schwarzen Hüten, wurden befragt, was sie wohl meinten. Sie zuckten mit den Achseln. Eine Verantwortung wollten sie nicht übernehmen. Die Weideplätze lagen tief, die Donauauen waren nicht ohne Gefahr.

Nach einer geraumen Weile trabten neue Hirten- gestalten heran. Sie schienen verwundert zu sein, daß die anderen noch nicht abgetrieben hatten, aber sie taten ihre Pflicht und stießen ihren hellen, hohen Hornruf aus, der den Kühen und Kälbern galt. Zu den Männern vor den Haustoren gesellten sich jetzt die Frauen, die Mägde, die Bas' Eul, die Bas' Margred, die Haffners- susi, die Klugsnantschi und viele, viele andere.

„Schickscht du dei' Küh' uf die Waadt?“

„Ich nitta! Oh naa!“ erscholl da und dort die Antwort.

Ein behäbiger Bauer in mittleren Jahren, mit kräftigem braunen Schnurrbart und ernsten Augen kam in Begleitung eines blonden Riesen von der Kirche die Hauptstraße herab. Er war in dunkles Tuch gekleidet, als ob es Sonntag wäre, und hatte auch einen Hut auf, der für den Alltag, für die Arbeitszeit, zu gut schien. Die Männer grüßten ihn von allen Seiten durch Zuruf, die Viehhirten aber, die „Halter“, zogen ihre Hüte tief vor ihm. Es war der Klugsbalzer (Balthasar Klug), der Dorfrichter. Und der Michael Straub, das Gemeindefaktotum, begleitet ihn.

„Ich maan', er Leut' ¹⁾, mer lossa des Veeh heunt d'rhaam,“ sagte der Richter, indem er gelassen weiter schritt, von Gruppe zu Gruppe, „un bleiwa selber a' d'rhaam.“

Die Leute stimmten ihm zu, sein Wort war richtunggebend für alle. Er genoß das Ansehen eines tüchtigen Bauers und eines kräftigen Anwaltes der Gemeindefürsorge. Man hatte ihn, dessen Großväter schon Dorfschulzen waren, vor drei Jahren zum Richter gewählt, und sein erster Schritt war eine Tat. Auch Karlsdorf hatte, um einer patriotischen Mode willen, vor Jahren den Beschluß gefaßt, die Staatsprache zur Protokollsprache in der Gemeinde zu machen. Die deutsche Stadt Temesvar war vorausgegangen mit dem feigen Beschluß, und die Notäre auf den Bauerndörfern ruhten nicht, bis auch diese folgten. Nun war man seit Jahren in einer Sackgasse. Niemand im Dorf als der Pfarrer, der Notär,

¹⁾ Ich meine, ihr Leute.

ein oder zwei Lehrer und die paar Herrischen verstanden madjarisch. Kein bodenständiger Würdenträger der Gemeinde konnte das amtliche Protokoll lesen. Der Klugsbalger war kaum Richter, als er diesen alten Gemeindebeschuß aufheben ließ, der ihn an Händen und Füßen band und ihn dem Notär auslieferte. Und er setzte es mit Nachdruck und Bescheidenheit durch, daß das Komitat diesen neuen Beschuß anerkannte und das Recht der Gemeinde, in der Muttersprache seiner Bewohner zu amtieren, gelten ließ.

Das dankte man diesem schlichten, deutschen Bauern. Sein Ansehen war schon darum nicht gering, und man hatte ihn erst kürzlich wieder auf drei Jahre zum Dorf-richter gewählt. Alles hörte auf ihn, alles glaubte an ihn.

Sein ältester Sohn, der Klugsmaß, war auch draußen am großen Donaudamm, sowie der des Haffnerslippl und all der anderen großen Bauern des Dorfes. Man vertraute auch heuer wieder auf die Stärke der alten Dämme und baute auf Gott. Aber man mußte doch vorsichtig sein und in Bereitschaft. Es hieß abwarten, bis die Männer, die jedes Haus gestellt hatte, wieder heimkämen. Es wußte ja eigentlich niemand, wie die Sache stand, und das Vertrauen zu dem neuen Stromingenieur, den man vor zwei Jahren da hergesetzt hatte, war gering.

„Mer bleiwa all' drhaam,“ hieß es jetzt rechts und links in den Häusern, und die einzelnen zogen sich wieder zurück und gingen ihren Arbeiten nach.

Jetzt erschienen nacheinander auch die anderen

„Halter“: der Schweinehirt, der Schaf- und der Ziegenhirt. Aber sie brauchten gar nicht mehr zu blasen, sie wußten schon, daß heut' Feiertag wäre; denn niemand ließ sein Vieh aus den Ställen, niemand fuhr aus zur Feldarbeit. Und so zogen die Hirten samt ihren vielen Hunden alsbald wieder hinaus vor das Dorf, in ihre armen, strohgedeckten Hütten und legten sich auf die faule Haut. Sie bildeten da draußen eine eigene kleine Gemeinde für sich, und auch Zigeuner duldeten sie in ihrem Umkreis, denn die brachten ihnen als Zins so manchen guten Bissen. Wer fragte danach, woher sie ihn hatten?

Als die Glocke zur Frühmesse rief, kam das halbe Dorf. Es war wie am Sonntag; der Weg zum lieben Gott lag heute allen am nächsten. Und der Pfarrer sprach ein altes Gebet, das sie viele Jahre nicht mehr gehört hatten, das gegen Pest und Hungersnot, gegen Feuers- und Wassergefahr gerichtet war. Die Ältesten kannten es wohl. Schon ihre Urväter hatten es gebetet, wenn die Theiß anschwell und der Donaudamm zu reißen drohte. Und der zweiundneunzigjährige Wichnersepp, der vorne im ersten Kirchenstuhl kniete, betete am lautesten mit; seine schnarrende Stimme, die schon jedes Metall eingebüßt hatte, übertönte die ganze Gemeinde. Ein wunderlicher Mann, dieser Alte, der wohl bartlos war, aber lange Kopfhaare hatte und sie mit einem Kamme, wie ein Weib, unter dem breiten Hut hinaufgesteckt trug. Als ihn der Oberlehrer einmal fragte, warum er dies tue, gab er zur Antwort, daß auch sein Vater und Großvater sich so getragen hätten. Das müsse wohl „die Modi“ gewesen sein in Lothringen, als die

Urväter dort auswanderten. Und er wollte sich nie von seinem Zopfe trennen. Er wußte wohl, warum er so laut und so inbrünstig betete. Er hatte die grauenhafte Überschwemmung des Dorfes von 1830 noch mitgemacht und war bei jeder späteren auch dabei. So wie er, wußte niemand, was da drohte. . . .

* *

War die Tagesordnung des Dorfes auch gestört, die Schule ließ sich nicht stören. Der Oberlehrer Nikolaus Heckmüller führte ein strenges Regiment, und er duldete keine Schulschwänzereien. Auch heute nicht. Er ließ die helle Schulglocke, die sonst immer nur um 1 Uhr mittags vom Kirchturm geläutet wurde, heute schon zum morgendlichen Unterricht ertönen. Jedermann im Dorfe kannte sie, jedes Kind verstand ihre Sprache. Gerade weil alle Ordnung gestört schien im häuslichen Leben, berief Heckmüller die Jugend zu sich. Das war ein Tag, an dem man den Kindern so manches in der Schule sagen konnte, was sonst wenig Gehör fand. Und Nikolaus Heckmüller ließ sich solche Anlässe, auf seine Jugend zu wirken, nicht entgehen. Er ging heute von Klasse zu Klasse und hielt wieder einmal eine kleine Ansprache über die Geschichte des Heimatdorfes, seine Gründung und die vielen Gefahren, denen es oft ausgesetzt war. Er erzählte ihnen, was in den alten Pfarrbüchern verzeichnet stand, von den vier großen Überschwemmungen, denen die Heimat ausgesetzt gewesen, wieviel Menschen und Tiere ertranken, wieviel Häuser einstürzten, und welche Hungersnot es einmal gab, weil

alle Felder versandet und auf Jahre hinaus unfruchtbar geworden waren. Das Jahr 1830 sollten sie sich merken, als das des höchsten Wasserstandes von Theiß und Donau in den älteren Zeiten, und das Jahr 1868 als das der letzten Katastrophe. Alles Leben und alle Saaten wurden damals vernichtet auf ihrem ganzen Gebiet. Er erzählte ihnen ausführlich auch von den besonderen Heldentaten, die damals verübt wurden durch ihre Großväter. Der damalige Dorfpfarrer habe jeden verzeichnet, der sich hervorgetan.

Auch den Namen des Dorfes erklärte er ihnen wieder einmal. Es sei zu Ehren jenes großen kaiserlichen Feldherrn, des Herzogs Karl von Lothringen, der zuerst die Türken besiegte und sie von Wien bis nach Bosnien zurücktrieb, Karlsdorf genannt worden. Ein Neffe dieses Herzogs habe dann die Kaiserin Maria Theresia geheiratet, und so sei das Haus Habsburg-Lothringen, das auch über Ungarn herrsche, entstanden. Und weil die Mehrheit des Dorfes aus alemannischen Lothringern bestand, habe man um den Namen Karlsdorf gebeten und ihn auch bewilligt erhalten. „Es war ja unser Herzog, der zuerst dieses Land zurückeroberte, er soll unser Schutzpatron sein!“ sagten die deutschen Bauern.

Diese Art des Geschichtsunterrichtes aus den Quellen des heimatischen Dorfes und seiner Schicksale erwies sich als überaus anregend und fruchtbar. Jedes Wort fiel in die Herzen, wie ein Samenkorn in die Ackerfurche. Jüngere Lehrer meinten zwar, das sei kein patriotischer Unterricht. Man müsse der Jugend mehr erzählen vom

Ungartum und seiner Größe. Und einer von ihnen, Árpád Halmos (er hieß früher Alfred Halm), arbeitete in der dritten Klasse nach dieser Richtung. Als der Oberlehrer seinen Vortrag beendet und das Schulzimmer verlassen hatte, erzählte Halmos seinen Schülern die heimatliche Geschichte unter ganz anderen Gesichtspunkten. Daß die kaiserlichen Generale dieses Land einst den Türken wieder abgenommen haben, sei gewiß sehr tapfer gewesen, aber der Wiener Hof hätte es nicht einstecken dürfen, er hätte es an die ungarische Krone zurückerstatten müssen. Er war nicht berechtigt, Deutsche hierher zu berufen und das Land an sie zu vergeben. Das hätte nur der ungarische Reichstag tun dürfen. Den aber habe man gar nicht befragt, und erst ein Jahrhundert später seien das Banat und die Bacska wieder dem Königreich einverleibt worden. „Euern Vätern gehört dieser Boden, das ist wahr,“ sagte Halmos, „aber ihr seid doch nur die Gäste Ungarns. Erst wenn ihr einst aufgegangen sein werdet in das edle madjarische Volk, erst dann seid ihr vollberechtigte Bürger dieses Landes. Darum lernt Ungarisch, werdet Madjaren!“

Und Árpád Halmos fuhr fort: „Ihr werdet bemerkt haben, daß unser lieber Herr Oberlehrer, der schon ein sehr alter Herr ist, euer Heimatsdorf noch immer Karlsdorf nennt. Ich aber habe euch schon oft gesagt, daß es nicht mehr so heißt. Wie heißt es?“

„Károlyfalva! Károlyfalva!“ ertönte es aus allen Bänken.

„So ist es,“ sprach Halmos. „Unsere weiße Regierung hat ein Ortsnamengesetz herausgegeben und die

ungarische Landkarte von ihrem buntschekigen Wirrwarr mit einem Schlag gereinigt. Auch das Taufmatrikelwesen ist geregelt. Viele von euch heißen noch Jörgl, Hannes, Michl, Balthasar, Mathias, Josef, Franz oder Ferdinand. Das gibt es in Zukunft nicht mehr. Es wird kein Kind in Ungarn mehr getauft werden auf einen anderen als einen ungarischen Namen. Und auch eure Namen werden einmal sämtlich madjarisiert werden, entweder wenn ihr Soldaten werdet, oder wenn ihr heiratet, oder wenn ihr das erste Steuerbüchel als Bauern bekommt. Wer mit einer Behörde in Berührung kommt, der erhält seinen neuen Namen. Es ist also besser, ihr gewöhnt euch schon jetzt daran. Sage mir du, Franz Magenbauer, wie wirst du künftig heißen?"

„Magenbauer Gnörgn!"

„Salisch!" donnerte der Lehrer. „Serencz wirst du heißen. Und du? Und du? Sagt mir einmal eure Namen der Reihe nach."

Die hellen Knabenstimmen ertönten alsbald, und der Lehrer hatte seine Freude dran.

„Gössl János!", „Kipper Antal!", „Widner Mihály!", „Dornstauder Sándor!", „Kirchner Gnula!", „Pfeiffauf István!", „Krach Pista!", so ging es fort. Wenn sich einer irrte, wurde er mit Hohn verbessert. Die Buben hatten ihre Freude an den schönen Namen. Und erst die Mädchen! Der fremde bunte Lappen, der ihrem Deutschthum da aufgeklebt wurde, gefiel ihnen ganz besonders. Árpád Halmos aber war stolz auf das Ergebnis dieses Vormittags. Er hatte dem „Alten" wieder einmal gehörig das Wasser getrübt.

Nikolaus Heckmüller hörte davon, aber er war machtlos. Die Gemeinde hielt ja im stillen zu ihm, doch sie wollte keinen Streit, und vom Pfarrhof aus wurde die patriotische Richtung eifrig begünstigt im Unterricht. Heckmüller mußte sogar daran denken, wie er selbst mit seiner Klasse, der vierten, vor der Prüfungskommission bestehen würde, wenn einmal ein „patriotischer“ Landes Schulinspektor den Vorsitz führte.

* * *

Erst um die Mittagsstunde kamen die Männer der Wasserwehr wieder zurück ins Dorf. Ernst und schweigend, fast feierlich. Sie waren über und über mit Schlamm bedeckt, durchnäßt und erschöpft von der zwölfstündigen Arbeit an der Donau. Das Wasser sei wieder gefallen, berichteten sie, aber die Gefahr wäre groß gewesen. Einen zweiten solchen Ansturm halte der alte Damm nicht aus. Einige meinten, der neue Stromingenieur verstehe nicht viel, man müßte dem Abgeordneten Baron Simonni schreiben und dessen Versekung verlangen. Seine schwerfälligen, ungeschickt aufgestellten Pumpmaschinen brächten den Damm in größere Gefahr als die Donau selbst.

Aber immerhin, die Gefahr war für heute vorüber. Die Meldungen aus Mohács, Pest und Preßburg waren besonders günstig. Und der Straubmühl, der auch erster Gemeindediener war, hing sich die Trommel um und verbreitete die freudige Nachricht im ganzen Dorfe. An jeder Kreuzungsstelle der Gassen trommelte er so lange, bis die Buben zusammengelaufen waren und die Leute die Köpfe aus den Fenstern reckten; dann verkündete

er, daß sich niemand mehr zu „förcchte“ brauche vor dem Wasser, „der Inscheneer maant, daß die G'fahr for des Frühjahr vorbei wär'. Marja kann jeder sei Arweit wieder ufnehme.“

Zum Abschluß der Rede noch ein kleiner Trommelwirbel und der blonde Riese ging weiter. Die Buben aber sprangen nach allen Richtungen auseinander und trugen die Botschaft heim. Er hätte seinen begonnenen Rundgang sogleich einstellen können, denn diese Nachricht hatte Flügel und bedurfte seiner Trommel nicht. Er merkte es daran, daß er immer weniger Hörer fand, daß die Leute schon alles wußten, ehe er kam; aber er mußte den vom Dorfrichter erhaltenen Befehl ausführen und ihn jedermann verkünden. Der Klugsbalgar war gar ein gestrenger Dorfschulz.

Im Vorbehalthause des Hassnerschen Bauernhofes war abends der Vater zu Gast. Er kam herüber, um mit dem Jörgl zu reden und Genaueres zu erfahren über den Zustand beim Donaudamm, denn er besaß dort zwölf Joch guten Grund. Die Susi hatte ihm gesagt, daß ihr Mann so verdrießlich und so mürrisch wäre wie nie. Sie wisse nicht, was ihm sei.

In Kojen eingewickelt saß Jörgl beim Ofen, den die Susi ein wenig hatte anheizen lassen. Er war den ganzen Tag bis an die Knie im Wasser gestanden, habe gearbeitet wie ein Vieh und kein Stück Brot gesehen und keinen Schluck Raki¹⁾. Halbtot wäre er heimgekommen. Er habe Fieber, hieß es.

¹⁾ Pflaumenschnaps, Slibowik.

Die schöne Frau Susi ging immer aus und ein, bediente ihren Mann und ihre Zwillinge, molk die Kühe, sah nach dem Abendessen und stopfte auch dem Vater geschwind die Pfeife aus der Schweinsblase, die sie ihrem Manne zu Weihnachten als Tabaksbeutel verarbeitet und mit farbigen Bändern geschmückt hatte. Ihre schwarzen Augen funkelten, und sie trug die dichten Zöpfe um das Haupt gewunden, wie eine Krone. Prall und voll in den Formen und doch gewandt und biegsam war sie eine Augenweide für beide Männer, für den Sohn und den Vater. Ihr Fleiß war sprichwörtlich im ganzen Dorfe, und alles staunte, daß die Susi eine so tüchtige Bäuerin geworden. Jörgl war ein Jahr fort auf der landwirtschaftlichen Schule, um manches Neue zu lernen, namentlich den Umgang mit den landwirtschaftlichen Maschinen, und als er wiederkam, da gefielen ihm die ganz ungehobelten Bauernmädels nicht mehr so gut, er nahm die halbherrliche Tochter des Schreinermeisters Bausenwein. Aber er traf es gut. Das sagte jetzt auch der Vater, der lange dagegen war und eine Bauerntochter als Bäuerin wollte.

„Gar nix versteiht der Insheneer, der neu'. Sau (so) an junge Parscht (Bursche) schickt m'r uns doher? Und grob is des Herrle, wie a Sautreiber,“ erzählte Jörgl. „Wann die Männer bissl Ung'risch versteihn täte, sie hätte den Kerl durchkarbascht, aber (oder) ins Wasser g'schmessa. Immerzu hot er se g'schimpt. Kutja¹⁾ hin und Kutja her, Mamlas²⁾ da und Szamár³⁾ dort. Wie kimme die deutsch' Baure d'rzu, sich so hunge zu lossa?

¹⁾ Hund. ²⁾ Rindvieh. ³⁾ Esel.

Ich hää lang zug'hört, derno äwer hot's mer's raus-garessa. „Sie, Herr Inscheneer,“ hää ich ehm g'saat, „benehmt Euch anständig, schunschit kriegt Ihr heunt noch Wicks. Mir san koine Hund, koine Esel und koine Ochse. Nur ein Betnar kann sau mit deuschti Männer redde.“

Der Vater horchte auf. „Und was hot er g'saat?“

„Staad war er, 's Maul g'halte hot er. Äwer zum Schluß hot er mer g'saat, er werd' mich wege Amts-ehrebelidigung klage.“

„Jólvan!“ hää ich g'antwort, „gut is!“ und bin gange. Er werd sich hütta!“

„Na, na, na. Die sperre dich in!“ rief die Susi, die sich jetzt breit auf einem Schemel niedergelassen, ihr Hemd vor der Brust geöffnet hatte und ihre Zwillinge stillte. „Äwer an Eurer Stell' hätt' ich' ehm ani gäwa¹⁾.“

„Na, na, heh' du'n noch uf!“ rief der Vater lachend. Und er war auch der Meinung der Susi, daß dies üble Folgen haben werde. Das könne der Stromingenieur nicht einstecken, sonst folge ihm niemand mehr. Aber ganz unrecht konnte er dem Jörgl nicht geben. Und dieser erzählte jetzt, wie der Stromingenieur Gergeln bei dem alten Dammbruch, wo schon wieder so viel Wasser durchschweize, dadurch eine Gefahr hervorgebracht habe, daß er die schwerste Pumpmaschine gerade auf ihm arbeiten ließ. Und sagen hätte er sich nichts lassen. Jedes Kind im Dorfe kenne die Dämme doch besser wie er. Die Leute merkten, daß der Damm Risse bekam,

¹⁾ Eine gegeben.

und sie weigerten sich zuletzt, dort zu arbeiten. Nur dadurch sei ein Unglück verhütet worden. Man möge nur bald eine Kommission einberufen und hinaus schicken.

„Des werd ich besorge,“ sagte der Vater. „Der Klugsmatz war doch a d'rbei?“

Jörgl bejahte.

„Na, der werd' sei'm Vatter schon klare Wei' einschänke. Der Inscheneer muß weg . . . Gute Nacht, Kinner,“ sprach der Bauer und erhob sich, „ich darf die Motter nit sau long allan lossa.“

„Gute Nacht, Vatter!“ rief die Susi. „Äwer ich,“ wiederholte sie, „hätt' ehm ani gäwa. Kutja, Mamlatz, Szamár — klitsch, klatsch hätte's gemacht, wann ich a Mann wär.“

„A sau a Raffati (Rauflustige) bißt du?“ lachte der Vater. „Na, guckt d'rzu, Kinner, daß d'r ins Bett kimmt. Marja haascht's früh uf in die Arweit. Gute Nacht.“

IV.

Die Pfarrersjuliska blieb also im Dorfe, ging nicht mehr nach Preßburg. Hübsch war sie geworden, das mußte ihr der Neid lassen. Ein richtiges Fräulein, wie eine Gräfin sah sie aus, und wenn Herren vom Komitat ins Dorf kamen, oder aus anderen Städten, unterließen sie es nie, im Pfarrhaus vorzusprechen, um die schöne Juliska zu sehen. Auch mancher Ulanenoffizier von Josefsfeld, besonders der eine, der blonde — sie sagen, er sei ein Graf — ritt ihr zu Gefallen oft durch das Dorf. Und sie zeigte sich gern am Fenster des Pfarr-

hauses, ließ sich grüßen und dankte jedem, der den Hut vor ihr zog oder die Hand salutierend erhob, mit strahlender Miene. Sie zählte achtzehn Jahre, war an Geselligkeit gewöhnt und entbehrte dieselbe hier schmerzlich.

Juliska war rabenschwarz, hatte eine feine, weiße Haut und eine keck vorspringende Nase, die sie ziemlich hoch trug, wenn es darauf ankam. Ihre blitzenden Augen, ihr kleiner Mund und ihre scharfen schmalen Zähne, die einen Elfenbeinton hatten, vervollständigten ihr schneidiges Aussehen. Sie war schlank, von zierlicher Figur, doch vollbusig, und sie lebte auf dem kleinsten Fuße, den man jemals gesehen. Gerne trug sie irgend ein Rot. War es auch nur eine kleine Schleife oder ein Band im Haar, ein Rot mußte dabei sein. Das hob die zigeunerische Wirkung ihrer eleganten Erscheinung. Denn zu kleiden verstand sie sich auch. Man hatte so etwas noch nicht gesehen in der Heimat der blonden Haare und der blauen Augen.

Wenn sie mit ihrer Mutter, der behäbigen, braunhaarigen Pfarrersköchin, die nie anders als im Schlafrock ausging, durch das Dorf kam, schauten ihnen die Leute nach. Woher hatte die Klarinéni diese Tochter? Und sie gingen recht häufig aus, denn die Juliska langweilte sich. Der Doktor hatte eine Frau, der Notär, der Stromingenieur, der Kaufmann Jellinek, und außer dem Oberlehrer waren auch zwei Lehrer verheiratet. Und Töchter waren auch da. Sonst gab es keine herrischen Familien im ganzen Dorfe. Unter den dreitausend deutschen Bauern bildeten das Pfarrhaus und diese sieben Familien die Insel, auf der man sich bewegen, auf der man Ungarisch

reden konnte. Nationale Bücher und Zeitschriften gingen von Hand zu Hand; man hatte einige politische Blätter abonniert aus Pest, man kam zwei- bis dreimal jährlich in das Theater nach Temesvar, das neuestens auch ungarisch war. Und in diesem engen geselligen Kreis bildete das Haus des Oberlehrers Heckmüller eine Ausnahme; dort wurde deutsch geredet und deutsch gelesen. Er war eben ein Eingeborener, ein Bauernsohn, und die Frau Rosa war auch eine Schwäbin aus Neusatz. Sie besonders hielt alles auf deutsche Bücher und deutsche Zeitungen. Aber man hatte die beiden alten Leute sehr lieb und schätzte sie. Es war ihnen nichts nachzusagen.

Die Pfarrersjuliska trat jetzt, da sie erwachsen war, in diesen Kreis, und auch der Kaplan gehörte zu ihm, der Herr Michlbach István, ein magyarisierter Schwabensohn. Der Pfarrer Horvat hielt sich fern von dieser Gesellschaft. Er war alt und bequem, hielt viel auf seine Würde und Unnahbarkeit und lebte zumeist in seinem großen Garten. Nur gegen Abend machte er gewöhnlich eine Promenade vor dem Hause. Zehn rundgestutzte Kugelakazien standen vor der Längsfront des Pfarrhauses, ein Geländer und ein paar Pfähle sicherten den Gehsteig vor dem Zulauf von Tieren, und es spazierte sich dort ganz sicher und behaglich, selbst wenn die Viehherden gerade heimgetrieben wurden. Seine Hochwürden ging immer barhaupt, die Tonsur seines rabenschwarzen Kopfes leuchtete schon von weitem. Und immer rauchte er aus einer Meerschampaufseife, die an einem langen Weichselrohr hing. Stramm und vollsaftig, mit gebräuntem Gesicht und blitzenden Augen, ging er

auf und nieder. Das ganze Dorf zog den Hut vor ihm, alles grüßte, wenn es vor dem Pfarrhause vorbeikam. Er dankte nur mit einem Zucken der dunklen Brauen, manchmal winkte er einem besonders angesehenen Bauern mit der Rechten zu. In der Regel machte der Pfarrer seinen Spaziergang allein; selten begleitete ihn der jeweilige Kaplan, denn das Einvernehmen zwischen ihm und seinen Hilfskräften war nicht immer ein gutes. Neuestens sah man die Juliska oft an seiner Seite. Die Klarinéni aber blickte auch manchmal zum Fenster heraus und beteiligte sich an dem Gespräch, das die beiden im Vorübergehen führten. Sie sah alles, wußte um jedermanns Verhältnisse im Dorfe und kannte selbst die heimkehrenden Kühe. Bald wünschte sie sich von der, bald von jener ein Kalb zur Zucht, und sie erreichte auch stets, was sie sich vorsehte.

Dieses abendliche Schauspiel, wenn das Dorf von der Arbeit heimkehrte und vor dem Pfarrhaus defilierte, ließ man sich selten entgehen. Da sah man erst, was in dieser Gemeinde sich regte, wieviel tausend Hände da schafften und welche Wohlhabenheit da sein mußte. Wagen um Wagen rollte vorbei, alle in guter Bespannung, mit kräftigen, gut genährten Pferden, und oft lief noch ein drittes und viertes Pferd, die rückwärts am Schragen angebunden waren, mit, weil man draußen auf dem Felde wohl vier Pferde gebraucht, aber nicht vierspännig aufziehen wollte im Dorfe. Und die Viehherden! Nach Zehntausenden mußte der Viehstand der Gemeinde zählen. Da war gut Pfarrer sein in solch einem Schwabendorfe. Selbst die Juliska begriff, daß

der Báci diese Pfarre nur aufgab, wenn er einmal höher steigen konnte, und so sehr sie auch nach städtischen Freuden und Genüssen lechzte, sie mußte sich fügen. Und schließlich, ganz entfremdet war sie dem Dorfe auch nicht worden durch ihre vornehme Erziehung; daß es ihr Heimatsort war, machte es ihr doch wert. Und viele Grüße der jüngeren Generation galten ihr selbst, denn die Erinnerungen von vier Volksschuljahren verknüpften die Juliska mit ihren Altersgenossen im Dorfe. So mancher, der heute hinter dem Pfluge herging, war einst ihr Ritter, und in dieser und jener jungen Mutter erkannte sie die einstige Mitbewerberin um die Gunst der Herren Lehrer. Auch hatte sie den schwäbischen Dialekt nicht ganz verlernt in der Fremde, und sie gebrauchte ihn gerne, wenn sie mit diesem und jenem sprach.

„Jessas, na! Seid 'r nit die Pfarrersjuuli?“ rief ihr manchmal eine erstaunte junge Bäuerin zu, die sich nicht fassen konnte über ihre Schönheit. Und sie antwortete:

„Äwer freilich, Bas' Gertreid, ich bin wieder doo!“ Sie zu duzen fiel niemandem mehr ein; ihr ganzes Wesen zog eine Scheidewand zwischen jetzt und einst. Und die Eitelkeit Juliskas spiegelte sich in allen Blicken, in allen Mienen. Sie war die Schönste in weitem Umkreis. Nur eine blonde, halbherrische Person hatte sie gestern beim Kaufmann Jellinek gesehen, die ihr ein wenig auf die Nerven ging. Sie erinnerte sich ihrer; sie war um zwei oder drei Jahre älter und in der Schule immer voraus, aber sie kannte kaum mehr ihren Namen. Jetzt hörte sie ihn wieder. Richtig, die „schöne Liska“ nannte man sie immer in der Schule. Und der Sohn

des Kaufmanns Jellinek nannte sie noch heute so. Auch diese tat, als wollte sie die Juliska ansprechen und begrüßen, doch die kalte, abweisende Miene, der sie begegnete, verhinderte die Annäherung; die Dorfschöne ging und ließ das Fräulein stehen. Der Herr Kaplan aber, der soeben kam und der Blonden auf den breiten Steinstufen vor dem Kaufmannsladen begegnete, sah ihr gar seltsam nach. Ei, ei, dachte die Juliska. Und als ihr Hausgenosse eintrat, flüsterte sie ihm spöttisch zu: „Mehr Würde, Hochwürden!“

* *

Im Pfarrhof war ein Gast abgestiegen, ein vornehmer, älterer Herr. Es war der Herr Alegant, der den Bezirk im Reichstag vertrat. Er wollte wieder einmal einen Rechenschaftsbericht erstatten, denn es kam die Zeit der Neuwahl, und da mußte er an sich erinnern. Der Pfarrer Horvat, ein großer Politiker vor dem Herrn, stellte in solchen Fällen stets sein Gastzimmer zur Verfügung. Das sicherte ihm die Verbindung mit einflußreichen Kreisen, und er erhielt seine Berichte über die allgemeine Lage aus erster Hand. Was der Abgeordnete Baron Simonni, der seine Abstammung von den Urfamilien des Landes ableitete, den Bauern zu sagen hatte, galt dem Pfarrer nicht viel; die Gespräche unter vier Augen enthielten mehr und gaben ein besseres Bild. Ihm genügte Herr von Simonni schon lange nicht, denn er war kein Kämpfer; er stand untätig abseits im Reichstag, er fühlte sich mehr als Zuschauer der politischen Ereignisse. Eigentlich widerten den Baron die Zustände

an, und er hätte am liebsten im Auslande gelebt, auf Reisen, aber die Überlieferung seiner Familie forderte, daß er sich wählen ließ. Von jeher waren die Barone Simonyi im Räte der Nation vertreten, und immer brachte man ihnen das Mandat ins Haus. Sich darum zu bewerben war eine Mode der Neuzeit, der er sich nur widerwillig fügte. So lange man ihm die Sache aber so leicht machte, wie in diesen braven deutschen Bezirken, die an seine Besitzungen grenzten, wollte er ja mittun; doch sobald sein Sohn das vierundzwanzigste Jahr erreicht hatte, sollte nur dieser das Mandat übernehmen. Géza Simonyi war der wüsten, zänkischen Politik überdrüssig und fühlte sich nur noch als Platzhalter alter Überlieferungen gegenüber der neuen Generation. Er war ein Deakist und fühlte, daß er aus der Mode sei. Ändern konnte er seine Überzeugungen nicht.

„Mögen sie machen, was sie verantworten können,“ sagte er zum Pfarrer, „ich glaube nicht, daß die Zukunft uns Gutes bringt.“

„Warum nicht?“ antwortete Horvat. „Die Jugend wurde nie so national erzogen in Ungarn wie heute, ‚Ungarn war nicht, Ungarn wird sein‘, sprach einst Stephan Szechényi.“

Ein melancholisches Lächeln umspielte den Mund des Herrn Abgeordneten. „Und er ist wahnsinnig geworden über Kossuths Fanatismus,“ sagte Simonyi. „Er billigte nie, was dieser tat. Wirtschaftlich, kulturell prophezeite Szechényi Ungarn eine große Zukunft, nicht politisch . . . Ich bitte Sie, reden wir nicht davon . . . Wir sind ein armes Volk, dem nicht zu helfen ist. Mir

graust vor all dem Humbug, der im Lande getrieben wird," sprach er bitter.

Erstaunt und betreten zog der Pfarrer die schwarzen Brauen hoch. „Und was werden Sie den Bauern morgen sagen, Nagyságos? ¹⁾“

„O, wir sind ja unter uns,“ erwiderte Herr von Simonyi. „Den Bauern werde ich sagen, daß ich vieles mißbillige, was geschieht, und daß sie sich weniger um Politik, als um die Bestellung ihrer Felder kümmern sollen und um die Erziehung ihrer Kinder zu braven Menschen. Die Zukunft liegt bei Gott. Unsere beiderseitigen Söhne werden einst abrechnen mit den Überspanntheiten von heute. Sie sollen nur brave Schwaben bleiben; daß sie gute Ungarn sind, das weiß ohnehin jedermann. So werde ich zu Ihren Bauern sprechen, Hochwürden, die mich kennen und die schon mein Großvater im Reichstag vertrat.“

Jakob Horvat richtete sich hoch auf vor seinem Gaste.

Er lächelte ironisch. „Das dürfte ein wenig veraltet sein, Herr Baron,“ sagte er, „aber es wird vielleicht diesmal noch seine Schuldigkeit tun. Künftig nicht mehr. Auch unsere Leute sind wach geworden.“

„Ja, man hat sie gewaltsam aufgerüttelt durch dumme Schulgesetze, durch Ortsnamengesetze und anderen Humbug, der den Frieden stört und die Eintracht im Lande. Ich bedaure das alles. Hat jemand daran gezweifelt, daß wir Magyaren die Herren sind in diesem

¹⁾ Großmächtigster.

Lande? Nein! Aber wir wollen es demonstrieren, wir wollen es den Leuten täglich in die Ohren schreien, und wir wollen Europa einen blauen Dunst vormachen. Man soll unserer Landkarte nicht mehr anmerken, daß hier auch andere Völker wohnen. Das ist dumm. Historisch Gewordenes soll man nicht durch politische Kunststücke ändern wollen. Es gelingt ja doch nicht. Die natürlichen Verhältnisse waren immer stärker als die Politiker. Unsere Zukunft ist sehr dunkel."

"Verehrtester Baron!" rief der Pfarrer, "Sie verlassen unsere Sache?"

Herr von Simonni blickte überrascht auf, dann sagte er lächelnd: "Wir sind doch unter uns . . ."

"Wenn auch, wenn auch," eiferte Jakob Horvat, "wir dürfen nicht so pessimistisch sein. Sie haben gewiß nicht recht. . . Die Zukunft wäre dunkel, wenn wir nicht vorbauten. Unser Volk ist unfruchtbar, und es will unfruchtbar sein. In dem Komitat blüht das Zwei-Kinder-System, in jenem das Ein-Kinder-System, ganze magnarische Dörfer veröden; es gibt keinen Nachwuchs. Aus Furcht vor der Armut dezimieren die magnarischen Bauern sich selbst. Sie haben keinen Raum, sich auszudehnen, der adelige Großgrundbesitz ist überall im Wege." —

"Erlauben Sie, erlauben Sie, da hat die Kirche einen redlichen Anteil daran!"

"Ja, Herr Baron, auch diese. Unser Volk hat nicht den Mut zur Vermehrung, weil es nicht den Mut hat zum Kampf ums Dasein, weil es adelig leben und wenig arbeiten will."

„So ist es!“

„Darum“, so fuhr der Pfarrer eifrig fort, „müssen wir immer mehr aus dem Volksüberschuß der anderen schöpfen. Aus 80 000 Schwaben, die hier im Süden einst angesiedelt wurden, sind im Laufe von 170 Jahren mehr als 500 000 geworden. Das blüht und lebt, arbeitet wie das liebe Vieh und ist wohlhabend. Der dörfliche Volksüberschuß studiert, wird vom deutschen Bauern abgestoßen und geht ins Land hinaus; dort aber wird er in unsere Intelligenz eingeschmolzen. Nie hört man, daß mehr Deutsche in Ungarn werden, immer bleiben es beiläufig zwei Millionen, weil wir die Kraft haben, ihre Blüte zu brechen, sie zu magyarisieren. Wir sind nicht schwach, Nagyságos, wir sind stark.“

„Sie mögen recht haben, Hochwürden, aber das wird anders werden. Was in die Mode kommt, kommt aus der Mode. Unsere ganze Gentry, die einst auf eigenem Grund und Boden saß, ist entwurzelt, verarmt, und sie flüchtet sich in die Beamtenerschaft. Sie überschwemmt alle politischen Berufe, lernen aber will sie nichts. Es wird künftig kein Platz mehr sein an der Staatskrippe für die anderen. Unser Kleinadel frißt die Stellen, die man sonst den Renegaten gab . . . Glauben Sie mir, es wird anders werden! Unsere Volkszahl geht zurück, unser Wohlstand ist schon zurückgegangen; wir leben alle über unsere Kraft, der Staat und jeder Einzelne. Ämter, Ämter will unsere Gentry, und jede Partei versorgt sie; aber sie ist einsprachig, sie akkommodiert sich nicht, und sie ist heute unfähig, diesen Völkerstaat zu verwalten . . . Wir sind ja hier unter uns,

Hochwürden, und ich sage Ihnen: hauptsächlich unser Beamtenadel ist es, der die Nationalitäten durch seinen Hochmut aufpeitscht. Die Urbanität von einst ist tot, man kennt kaum noch das Wort; mit nationalem Dünkel aber regiert man kein solches Land. Ich sehe die Zukunft schwarz. Ungarn wird sein, gewiß, aber es wird anders sein, als die Herren glauben."

Wie ein Fanatiker warf Jakob Horvat den Kopf zurück. „Nein, nein, wir sind auf gutem Wege, nur wünsche auch ich, daß wir klüger seien und vorsichtiger," sagte er. „Das nächste Geschlecht wird schon stärker sein, als wir es waren, und das zweitnächste wird siegen. Der Unabhängigkeitsgedanke muß schließlich triumphieren, aus dem Völkerstaat Ungarn muß der Nationalstaat Madjarien werden. Wenn es möglich war, daß aus den drei Millionen Madjaren von Anno 1830 acht und neun Millionen geworden sind, dann ist auch die Möglichkeit gegeben, daß aus diesen neun Millionen in weiteren achtzig oder hundert Jahren achtzehn oder zwanzig Millionen werden. Wir brauchen nur fest hineinzugreifen in den Volksüberschuß der anderen . . . Wir sind unter uns, Herr Baron. Nun denn: ein Statistiker hat einmal berechnet, daß wir in den letzten hundert Jahren allein durch Übertritte etwa zweieinhalb Millionen Seelen gewonnen haben. Das zeigt den Weg unserer Zukunft. Der Aufsaugung der Intelligenz aller anderen Völker muß auch die der Volksschichten folgen. Die Kindergärten und Volksschulen bereiten diese Assimilierung Schritt für Schritt vor. Man darf uns nur nicht stören; ein halbes Jahr-

hundert noch muß man uns Zeit lassen, dann ist das Kulturwerk nicht mehr zurückgängig zu machen."

"Und wozu?" seufzte der Baron. „Wozu — wenn wir dann dem Blute nach doch keine Magnaren mehr sind?"

„Es ist eine Machtfrage, sonst nichts. Es zeigt, wie Nationen entstehen und groß werden. Denn so sind sie immer entstanden, die Stärkeren haben immer die Schwächeren in sich aufgenommen. Ungarn war nicht, Ungarn wird sein! Es wird zwanzig Millionen Magnaren zählen, wird die Südslawen beherrschen und den Balkan und künftig einmal an drei Meere grenzen."

„Hahaha! Hahaha! Und Österreich?"

„Interessiert uns nicht. Hört an der Leitha auf."

„Und die Dynastie?"

„Wird sich bei uns madjarisieren und drüben slawisieren," entgegnete Horvat hart und bestimmt.

„Hochwürden, ich beneide Sie um ihren nationalen Spleen. Verzeihen Sie, aber den haben Sie, so gut wie einer. Mir fehlt dieser Glaube, dieser fanatische Optimismus. Ich habe oft schlaflose Nächte, in denen ich schwören möchte, daß es in fünfzig Jahren gar keinen ungarischen Staat im heutigen Sinne mehr gibt."

„Sie sind der einzige Ungar, Baron, der das denkt! Ist mir noch nicht vorgekommen."

„Mag sein. Wir sind ja unter uns . . . Wollen wir nicht abbrechen?" entgegnete Simonni müde und gelangweilt.

„Bitte sehr, Nagyságos! Meine Nichte wird ja schon ungeduldig sein. Lassen wir die Jugend herein!“

Und er öffnete die Tür, hinter der das Fräulein Juliska mit dem Kaplan plauderte und kicherte, während die Klarinéni den Tisch bereitete für das Abendessen.

Der Gast war plötzlich wie verwandelt. Er begrüßte das Fräulein ritterlich wie ein jugendlicher Lebemann und führte ein neckendes Gespräch mit ihr; er schüttelte auch dem Kaplan die Hand, freute sich über das schöne Ungarisch, das beide sprachen, und das man nicht voneinander zu unterscheiden vermochte, obwohl der Michlbach ursprünglich doch ein Schwabe sein mußte.

„Das war einmal, Herr Baron!“ rief der Pfarrer. „So einheitlich, wie die beiden, geht jetzt die Jugend aus unseren höheren Schulen hervor; die französischen Schwestern vom Sacré Cœur in Preßburg erziehen Madjarinnen, und das bischöfliche Seminar in Temesvar tut dasselbe. Ehemals deutsche Städte tun das für uns. Sie werden doch an die Stärke unserer Kultur glauben müssen, Nagyságos!“

„Ja, wenn man solche Produkte sieht . . .“ Und der elegante alte Baron verschlang das junge Mädchen mit den Augen. Er kannte Mère Maria Gilm in Preßburg, die greise Oberin vom Sacré Cœur. Und es erschien ihm in diesem Augenblick so seltsam, daß auch sie, die Schwester eines bedeutenden deutschen Dichters, die Oberin eines in Frankreich wurzelnden Ordens, in ihren alten Tagen dahin gekommen war, die ihr anvertraute weibliche Jugend in madjarischem Geiste zu erziehen. Genau so wie der Bischof von Temesvar, der

ein geborener Schwabe war, madjarische Kleriker zu Hunderten heranbildete. Der Baron hatte darüber seine eigene Meinung, aber er behielt sie für sich. Er wurde stets an den alten Haß der römischen Kirche gegen die deutsche Reformation erinnert, wenn er die vielen entnationalisierten deutschen Priester im Lande sah. Die Slowaken, die Rumänen, die Serben, die Madjaren besaßen eine für ihr Volkstum begeisterte Geistlichkeit; die katholischen deutschen Pfarrer waren sämtlich volksfremd. Wie kam das? Er fragte sich's oft. Aber was ging das ihn an?

„Nun wohl, die Macht ist unser, mißbrauchen wir sie!“ könnte man da ausrufen“, sagte der Baron ironisch zum Pfarrer und wandte sich wieder an Juliska. Ob sie vielleicht musikalisch sei und singen könne, wollte er wissen, und sie bejahte es freudig. Er höre so gerne ein Chanson, wie die Nette Guilbert sie singe, oder sonst etwas Modernes.

Juliska errötete. Sie kannte wohl ein Lied der Guilbert, aber sie hätte nicht gewagt . . . Und sie redete französisch mit dem Baron, was die anderen nicht verstanden, und sang ihm das Lied. Sie trug es vor mit all dem Charme ihrer achtzehn Jahre und mit einem Talent, das den Baron entzückte. Man hatte so unheilige Strophen in diesem Hause nie gehört, und Juliska gestand, daß sie das nur heimlich gelernt hätten im Kloster. O weh, wenn die Mère Maria das geahnt haben würde!

Der Pfarrer war stolz darauf, daß seine Nichte eine französische Konversation führen und ein französisches Lied singen konnte, und der Kaplan hörte stumm und verzückt

zu, wie das Sprühteufelchen lachte und lockte, schmeichelte und flirtete, wie sie keck tat, pikant das Röckchen hob und mit frommem Augenaufschlag wieder alles von sich abstreifte, was dieses fremde Lied ihr zugemutet haben mochte. Denn das witterte der Kaplan, daß dieses Chanson nicht ganz zimmerrein war. Nur der Pfarrer merkte nichts, und der Klarinéni, die unter der Thür lehnte, mit offenem Munde zuhörte und bestaunte, was ihre Tochter konnte, kam kein Gedanke an den etwaigen Inhalt des Liedes.

Der Herr Ablegat führte die hübsche Sängerin zu Tisch und redete kein Wort mehr von Politik und ungarischer Kultur; er erzählte von Paris und der großen Welt, von Nizza und Monte Carlo. Und auch von Wien und seinem Kunstleben, von Bayreuth, das er sehr liebte und wo er nie fehlte, sprach er. Er kannte alles, hatte alles gesehen und gehört und wurde nicht müde, Erlebnisse und Anekdoten zum besten zu geben, um den kleinen Kreis zu erheitern, der ihn da umgab. Niemand hätte in ihm einen Mann vermutet, der gekommen war, seinen Wählern von der Tätigkeit des ungarischen Reichstages zu erzählen, einer Sache, die diesem internationalen Geiste im tiefsten Grunde fremd und widerwärtig sein mußte. Denn dieser Mann suchte offenbar Freude und Schönheit im Leben, und die politischen Leidenschaften besaßen nicht sein Herz. Plötzlich wurde er an seine Abgeordnetenwürde erinnert.

Vor dem Pfarrhause draußen war es lebendig geworden; man hörte Tritte und leise Stimmen. Und jetzt erscholl Gesang.

„Ein Ständchen für den Herrn Baron!“ rief die Klarinéni und eilte, die beiden Fenster zu öffnen.

Ein schönes, etwas schwermütiges madjarisches Lied wurde da draußen von hellen Knabenstimmen gesungen, und der Baron schaute den Pfarrer erstaunt und fragend an. Dieser verstand ihn.

„Ja, Nagnságos,“ sagte er, „das sind unsere Schwabenkinder! Es ist die Klasse des Herrn Halmos!“ Und er drängte den Baron zum Fenster hin und zeigte sich an seiner Seite. Das andere Fenster besetzten die Frauen und der Kaplan.

Der Baron verneigte sich und winkte den Sängern dankend zu, als sie das erste Lied beendet hatten. Mittlerweile waren viele Zuhörer auf der Gasse zusammengelaufen, und es stieg ein zweites und drittes Lied. Dann brachte der Lehrer Halmos, der sich als Dirigent sehr bemerkbar machte, ein dreimaliges „Éljen!“ auf den Herrn Abgeordneten aus, in das nicht nur die jugendlichen Sänger, sondern auch die Zuschauer einstimmten.

Lebhaft angeregt dankte der Baron den braven Kindern für die Überraschung und die Freude, die sie ihm bereitet hätten. Und auch ihrem Lehrer, der sie so schöne patriotische Lieder gelehrt, sprach er seinen Dank aus.

Wieder erbrauste ein „Éljen“. Und jetzt wollte der Baron sich zurückziehen; nun erscholl aber das Kossuthlied . . . Hell und schmetternd sangen es die schwäbischen Knaben in die dunkle Nacht hinaus und marschierten langsam weiter. Sie schwenkten die Hüte und defilierten vor dem Ablegaten; in der Ferne verhallte das trotziges Lied.

Man ging zu Tisch und war sehr angeregt durch die abendliche Episode. Nur der Baron schien nachdenklich, er schwieg.

„Das hat der Halmos famos gemacht!“ meinte der Kaplan Michlbach.

„Und verstehen diese Knaben, was sie singen?“ fragte nach einer Pause der Baron.

„Kein Wort!“ rief munter das Fräulein Juliska. „Es sind lauter Papperln!“ (Papageien).

Ein böser Blick des Pfarrers traf sie. „Du irrst!“ rief er. „Wir sind heute weiter in der Volksschule als zu deiner Zeit.“

Es entstand wieder eine Pause. Der Baron zuckte mit den Achseln. „Seltsam, diese Schwaben . . . Meine Slowaken täten das nicht“, sagte er.

V.

Das war ein gesegneter Frühsommer. Ein Tag lachte so heiter und so warm wie der andere auf die weite Ebene hernieder, die grenzenlos erschienen wäre, wenn sich nicht wie hinter duffigen Schleiern jenseits der Donau die slawonischen Hügel und Berge erhoben hätten. Es war ein Gären und Kochen in der feuchten Luft; man empfand das Werden und Reifen der Saaten und aller Früchte, die sich am Busen der Mutter Erde nährten. Der Duft von Milliarden Akazienblüten und Wiesenblumen erfüllte die Landschaft, die Bienen summten wie berauscht von Glückseligkeit um jeden einzelnen Baum. Die Käferwelt, reich und mannigfaltig wie nirgends, lebte auf allen Wegen, krabbelte auf jedem

Strauch; Schmetterlinge von tropischer Farbenpracht gaukelten von Blume zu Blume; von Hecke zu Hecke. Niemand machte Jagd auf sie, nirgends harrten spitze Nadeln auf ihre zarten Leiber. Und in den Häusern schwelgten die Seidenraupen im Genuß der saftigsten, süßesten Maulbeerblätter.

Der Oberlehrer Heckmüller, der vom Landesinspektorat zum Revisor der Seidenzucht für Karlsdorf und Umgebung ernannt worden war, hatte seine Freude an dem Gedeihen seiner Schützlinge. Und der Straubmichl begleitete ihn vergnügt, wenn er manchmal die Runde machte im Dorfe, um nachzusehen, ob überall das nötige Verständnis vorhanden wäre für die Pflege der Tiere. Es galt immer noch, Belehrung zu erteilen.

Als besonders gelehrig hatte sich heute der alte Wichnersepp erwiesen. Der Mann war in seinem zwei- undneunzigsten Jahr noch unter die Seidenzüchter gegangen, weil er sich seine „Totentrugl“, seine „Leich“ noch selbst verdienen wollte, ehe er starb. Aber er wollte es anfangs durchaus nicht glauben, daß die Raupen nicht auch Linden- und Eichenblätter fressen. Seine ganze Zucht war in Gefahr, nur seine Urenkel, Heckmüllers Schüler, retteten sie. Und jetzt fing auch der Alte langsam zu begreifen an. So klein waren die Räumchen, erzählte er dem Oberlehrer, daß er sie in den ersten Tagen gar nicht sah. Dann merkte er kleine schwarze Stricheln auf den grünen Blättern, die sich immer gegen den Rand hin bewegten. Er schüttelte sie zurück; er glaubte, sie wollten ihm davonlaufen. Erst wie er merkte, wie sie Lücken und Löcher in die Ränder

der Blätter nagten, ließ er sie unbehelligt wandern. Und jetzt seien sie schon schneeweiß, die „Luedersch“, und jeden Tag wüchsen sie erstaunlich, fast sichtbar.

Heckmüller schärfte ihm ein, daß die Raupen sechs- mal im Tag gefüttert und immer umgebettet werden müßten, weil sie die Blätter verunreinigen.

„Freilich, freilich. Wie die klana Kinner. Die trinka die schönscht Milch und mache grien. Die Wärm' fressa nar Grien's und mache schwarz. Mer muß immer Puzweg mit ehna schpeela,“ sagte der Alte.

Lachend ging der Oberlehrer seines Weges, und der Straubmichl hatte versprochen, ihm eine Musterzucht zu zeigen, wie es keine zweite gab.

Sie traten in das Haus der Witwe Wieland, der weißen Frau des Dorfes. Es stand nicht in der Reihe der Bauernhäuser auf der Hauptstraße, sondern im „Gässel“ hinter der Kirche, wo die kleinen Leute wohnten, die Schneider, Balbierer, Kürschner, Schuster und Klempner, die nicht viel Grund und Boden brauchten für den Betrieb ihres Gewerbes. Mitten unter ihnen saß die Wielandin, ganz nahe dem Mittelpunkt, für jeden gleich weit, bei dem der Storch ans Fenster pochte. Sie wohnte ganz allein mit ihrer Tochter Liszka, seitdem ihr Mann, der ehrsame Dorfschneider gestorben, und ihr Sohn gar Stadtschreiber in Pancsova geworden war. Sie war eine Bauerntochter und blieb für alle die Bas' Anmerich (Anna Maria); der Mann aber wollte hoch hinaus, er zählte sich zu den Herrischen und sein Sohn mußte Lajos, die Tochter Liszka heißen. Die beiden Frauen hatten viel Platz in ihrem Häuschen; sie konnten die einslige

Werkstatt des Vaters und noch eine kleine Kammer für die Seidenzucht einrichten. Die Gestelle hatte der Straubmichl gemacht für die Liska, und er beschaffte ihr auch das Laub durch seine vielen Dorfbuben. Alles andere machte die Liska selbst. Sie wollte sich keinen Sarg, sondern ein Seidenkleid oder gar eine Ausstattung verdienen. Sie bereitete den Raupen aus Reisig und Weidengeflecht schöne schwebende Flächen, die in den Gestellen befestigt und mit Laub bedeckt wurden. Sie hielt auf gleichmäßige Wärme, sorgte für gute frische Luft, wenn dies nottat, und mit dem Schlag der Uhr begann sie ihre Fütterung. Sie brauchte einer Raupe nur ein frisches Blatt zu zeigen, so kroch sie darauf und ließ sich weiter tragen. War das Blatt groß, krochen wohl auch mehr als eine darauf. Ohne je eine Raupe mit der Hand zu berühren, vollführte sie ihr Werk.

„Guten Tag, schöne Liska,“ sagte der Oberlehrer, als er in den Hof trat. Der Straubmichl aber grinste nur, als er das üppige blonde Mädchel am Brunnen sah. Sie wußte schon, was das bedeutete; der Worte bedurfte es bei ihm nicht.

„Jo reggel¹⁾, Herr Oberlehrer,“ rief Liska, „Sie wollen meine Raupen sehen? Tessék, bitte herein zu spazieren.“

Und sie ging voraus über die dreistufige Steintreppe, die zu dem schön ausgemalten Gang emporführte, der im Hof, an der Längsfront des Hauses, hinlief. Alles war spiegelblank in dem Hause; jede Türklinke erglänzte

¹⁾ Guten Morgen.

wie eitel Gold; der mit gebrannten Mauerziegeln belegte Boden des Ganges schimmerte in frischem Rot.

„Ich hab' gehört, Liszka, daß du wieder die schönste Zucht hast im ganzen Dorf. Da kann vielleicht sogar der Revisor was lernen.“

„Und der Ausbrüter aa,“ meinte mit einem schämigen Lächeln der Straubmichl.

„Ja, Herr Oberlehrer, ich war nit umsonst in der Seidenspinnerei in Pancsova zu B'such. Dart hat mich der Lajos abrichte lasse.“

„Freilich, freilich, das habe ich vergessen gehabt. Und du hast dort mit dem französischen Pächter gesprochen? Was ist das für ein Herr?“

Die Liszka wurde rot. „Ich hätt' ehm recht gut g'falle, dem Mußjö,“ sagte sie, „äwer ich bin doch lieber d'rhaam als wie in der Fabrik.“

„Da hast du recht. Die Bas' Anmerich kann doch nicht ganz allein bleiben. Und ein so frommes Mädcl wie du gehört in keine Fabrik.“

Sie standen in dem Raum, in dem der Vater der Liszka einst mit drei Gesellen gearbeitet hatte. Kein Möbelstück war da, nur die Gestelle für die Seidenzucht, und Heckmüller hatte seine Freude an dem Anblick der Stellagen und sonstigen Vorrichtungen ringsum. Die Fenster waren mit zarten Netzen geschlossen, die den Fliegen den Zutritt wehrten; ein eiserner geheizter Ofen, der in der Ecke stand, war mit einer losen Mauer aufgeschichteter Ziegel umgeben, die eine sanfte Wärme ausstrahlten und Tag und Nacht das Gleichmaß der Temperatur im Zimmer bewahrten. In der Mitte des

Raumes schwebten frei, an Drähten, die von der Decke herabkamen, einige leichte, aus Reisig geflochtene Betten für besonders schöne Raupen, die Kokons erster Klasse versprachen. Die Liszka wußte genau, wie gut diese von den Franzosen, die alle ungarischen Seidenspinnereien im Lande gepachtet haben, bezahlt wurden. Es war immer ihr Stolz, wenn sie nach Pancsova oder Neusatz liefern ging, daß ihre Kokons unter die allerschönsten zählten. Sie habe nie eine kranke Raupe, sagte sie, sie wisse genau jede Häutungsperiode der Tiere und störe sie nie in ihrem langen Schlaf. Und wenn die Lust zum Einspinnen in ihnen erwache, da schaffe sie ihnen Raum und Gelegenheit. Einen Wald von Zweigen für richtige Spinnhütten schleppe sie herbei, ganze Bäumchen stelle sie auf, und wenn dann die goldigen Kokons drauf hingen, könnte man meinen, das seien lauter Aprikosenzweige mit goldigen Früchten. Der Herr Oberlehrer möge sich das nur einmal ansehen, wenn es soweit wäre.

Der Straubmichl nickte lächelnd. „Ja, so isch's, wie die Liszka versteiht's kaans im Darf.“

„Wirscht dei' Peif' auslösche?“ fuhr Liszka jetzt den Straubmichl an, der seine Pfeife in der Hand hielt und nicht darauf achtete, daß von ihr noch immer ein feiner Rauch ausging.

„Jessas, naa, sau haaklich bischt du?“ sprach er und drückte den Daumen seiner Rechten fest in die Glut der Pfeife.

„Des will ich maane!“ rief die Liszka.

Der Oberlehrer gab ihr lachend recht. Auch er betrete nie mit seiner Pfeife das Zimmer, in dem seine

Raupen wohnen. Und er belobte die Liszka, fuhr ihr mit der Hand streichelnd über die runden Wangen und hielt sie ein wenig beim Kinn, um ihr in die hellen grauen Augen zu blicken. Sie ließ sich's gefallen, war es doch ihr alter Lehrer. Aber als er jetzt leise fragte: „Na, und was sagt der Maß? Wird er Ernst machen?“

Da entzog sie sich durch eine rasche Wendung des Kopfes seiner Neugierde und sagte mit einer gewissen Erbitterung: „Zeit wär's.“ Dann zeigte sie den beiden auch das kleinere Zimmer, dessen Tür offen stand und das genau so für die Zucht eingerichtet war. Den Straubmichl aber bat sie plötzlich, er möge ihr doch den Korb Maulbeerblätter aus dem Vorkeller holen. Er wisse schon, wo. Und der Michl ging. Er schien glücklich zu sein, ihr dienen zu können.

Die Liszka sah ihm gespannt nach. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugezogen, trat sie mit gefalteten Händen auf Heckmüller zu. Ihr Gesicht war blaß, ihre Augen standen voll Wasser, und es war, als schüttle ein Frost ihren weichen, molligen Oberkörper. „Ich bitt' Euch, Herr Oberlehrer, laßt den Maß kommen, red't ihm ins G'wissen. Er bringt mich in die Schand!“

„Was?! Ist's so weit?“ fragte bestürzt Heckmüller. „O, du arm's Mäd!“

„Seit drei Jahren laaft er m'r nooch, den Kirweißtrauß heb ich ehm mache müsse . . . Und endlich hot er mich halt drankriegt . . . Aber seitdem sei' Vater wieder Dorfrichter is, bin ich ihm nit mei gut genug. Er will a Reichere.“

„Hat er dir's gesagt?“

„Suchsteufelswild is er, daß mir was passiert is. Warum sei er denn g'rad mit mir gange? hot er g'saat. Weil er sich uf meiner Mutter ihr Kunscht verlosse hat. Sie soll m'r halt helfe. Sie sei doch sonst nit so haaklich.“

„So ein Kerl ist der Maß?“ sprach erstaunt Heckmüller. „Liebe Liszka, da wird sich nicht viel ausrichten lassen. Ich will ja reden mit ihm, aber daß es solche Bursche bei uns gibt, hätte ich nie geglaubt.“

Die schweren Tritte des Straubmichl näherten sich, und die Liszka verschwand rasch in dem Nebenraum, um die Augen zu trocknen und sich zu fassen. Der Oberlehrer hielt den Michl zurück und besichtigte das gebrachte Laub. Es war kühl und frisch. Von wo es wäre? fragte er. Alles von der Komitatsstraße. Und nur von Bäumen mit weißen Früchten, berichtete Michl. Die anderen lasse er nur in der größten Not verwenden. Die Bauern seien heuer sehr zufrieden, daß die Bäume draußen zuerst entlaubt werden und immer weniger Schatten geben. Und er habe ihnen versprochen, daß es künftig auch keine Früchte mehr geben soll auf den Maulbeerbäumen neben den Feldstraßen. Er habe jetzt genaue Erfahrungen. Wenn man die Bäume jedes dritte Jahr stuße, bringen sie nur Laub und keine Beeren. Es gebe dann nichts zu naschen für die Buben und die Vögel auf solchen Bäumen.

„Das ist wahr,“ sagte der Oberlehrer, „das habe ich auch schon beobachtet.“

Unbefangen lächelnd trat die Liszka wieder ein, dankte dem Michl und begann damit, ihre Seidenraupen zu füttern und umzubetten.

„Wann besuchst du denn wieder einmal meine Frau,

„Schöne Liszka?“ fragte der Oberlehrer beim Abschied.
„Du warst schon lange nicht bei uns.“

„Ich kumm gern, Herr Oberlehrer. Bitt', mein' schön' Gruß der Frau Oberlehrerin,“ entgegnete die Liszka mit einem dankbaren Blick.

„Brauchscht mich noch?“ fragte der Straubmichl.

„Naa, ich dank' d'r. Gell heunt Owet schickscht m'r halt wieder frisches Laab?“ sprach Liszka und warf dem Michl einen ihrer freundlichsten Blicke zu.

„Joo!“ grinste dieser. „Wann die Sunn' unne is, bring ich's selber.“

* * *

Es war Sonntag, Sonntag im Dorfe. Alle Arbeit stand still, kein Halter tutete des Morgens das Vieh heraus, kein Wagen rasselte durch die reingefegten Gassen, und vor jedem Hause standen plaudernde Gruppen im Festgewand. Zur Frühmesse gingen die Ältesten, der Wichnersepp und seine Generation, die Großväter und Urgroßmütter. Dann aber rief die Glocke zum Hochamt. Zum ersten-, zum zweitenmal. Und immer mehr Menschen bewegten sich durch die Gassen der Kirche zu. Die Blüte der Gemeinde, das herrschende Geschlecht und die Jugend marschierten auf. Die Bauern in dunklen Tuchgewändern, hohen Glanzröhrenstiefeln und runden breiten Hüten, die noch nach alten deutschen Formen gebildet waren. Die Westen trugen sie mit runden kleinen Silberknöpfen besetzt. Die jüngeren Bauern hatten Schnurrbärte, die älteren gingen glattrasiert. Es erhielt sich bei diesen die Überlieferung, daß nur derjenige einen Schnurrbart tragen dürfe, der Ungarisch

verstände. Dieses Vorurteil war gefallen, die neue Generation trug Bärte, ob sie ein Wort Ungarisch verstand oder nicht.

Stolz rauschten die Frauen und Mädchen durch die Gassen. Nur selten ging ein Mann mit seiner Ehefrau; die Weiberleut liebten es, allein zu gehen. Es war auch zu wenig Platz auf dem Gehsteg neben einer Bäuerin, denn ihre vielen gestärkten Unterröcke hauchten sich auf, als ob sie alle Krinolinen trügen aus der Zeit der Maria Theresia. Die Mädchen gingen ohne Kopfstuch, mit glatten Scheiteln; der Zopf war am Hinterkopf mit einem glänzenden Beinkamm aufgesteckt. Die hellfarbigen, hundertfach gefalteten Röcke waren vorne mit einer breiten, duftigen weißen Schürze bis zur Hälfte bedeckt; über dem Schnürleibchen trugen sie ein buntes, gefranstes Seidentuch, dessen Enden von den Schultern herabliefen, vor der Brust sich kreuzten und rückwärts in der Taille gebunden wurden. Dazu schwarze Halbschuhe und weiße Strümpfe. Unter den Seidentüchern guckten die Hemdärmel hervor, die den halben Oberarm umspannten, den unteren aber ganz freiließen. Die Hände ruhten vorn auf dem Leib und hielten ein Gebetbuch fest. So wandelte jede einzelne wie eine breite, kräftige Holzschmittfigur dahin. Die Bäuerinnen trugen nur schwere Seidenröcke, schwarz oder in gedämpften Farben, Seiden- oder Samtjacken und schwarze Seidenschürzen, auf dem Kopfe ein unter dem Kinn gebundenes mehrfarbiges Seidentuch, das über der Stirn einen spitzen, hohen Giebel bildete; Gebetbücher mit Silberbeschlägen, Rosenkränze mit Silberkreuzen. Außer dem einfachen goldenen Ohrring, der

bei den Frauen auch einen Stein aufwies, keinen anderen Schmuck als den Ehering.

Die Männer und die großen Buben des Dorfes hielten auf dem Wege zur Kirche und dann vor derselben Heerschau über die Schönen. Der Platz rings um die Kirche war wie der Festsaal des Dorfes. Vor dem Gotteshaus lief die Hauptstraße vorbei, und sein Gegenüber bildeten Pfarrhaus und Schulhaus. Links an der Ecke ein Kaufmann, rechts einer, und hinter der Kirche der dritte. Das Gemeindehaus auf der einen Seite, die neue Mädchenschule auf der anderen. Und von allen Richtungen mündeten die Dorfgassen in diesen Mittelpunkt, der an sich schon die größte Anziehungskraft besaß, denn durch ihn hindurch gelangte man auch zum großen Wirtshaus. Hier spürte man den Sonntag wie nirgends, hier ging sein festlicher Pulsschlag am stärksten. Und die Buben und Männer, die sich hier versammelten, betraten das Gotteshaus nicht früher, als bis sie nicht alle schönen Mädels und Frauen des Dorfes gesehen hatten.

Auch die Herrischen bildeten eine Gruppe. Der Doktor, der Notär, der Stromingenieur, die Lehrer und andere „Herren“ fanden sich hier zusammen. Auch ihre Frauen und Töchter defilierten hier vor der Gemeinde, ebenso die Juliska, die mitten durch ihre Reihen mußte. Und Gergeln, der Stromingenieur, war der schöne Mann in diesem Kreise, nach dem sich manches Auge wendete.

Der alte Jellinek stand auf den Vorstufen, die zu seinem Laden emporführten, und die älteren Bauern, die ein gescheites Gespräch über Krieg und Frieden, Wetter und Ernte dem Dorfsklatsch vorzogen, versammelten sich

um ihn. Die Bedienung im Geschäft überließ er der Familie, er machte nur größere Sachen, kaufte und verpachtete Felder, vermittelte Getreide und Slibowiz. Aber er lief keinem Geschäfte nach, ließ alles an sich herankommen und hatte einen guten Ruf. Sein behäbiges, spaßiges Wesen und seine Bereitwilligkeit, jedem gefällig zu sein, warben ihm Freunde. Sein schneeweißer Bart erweckte Zutrauen bei allen. Und er war namentlich der Ratgeber derer, die ihre zweiten und dritten Söhne studieren lassen wollten. Er wies manchem Jungen aus dem Dorfe den künftigen Lebensweg oder nahm doch Einfluß auf sein Fortkommen. Und wo er eine Intelligenz sah, war er hinterher mit seinen Ratschlägen. Nur fort aus dem weltentlegenen Dorfe! Nur etwas lernen lassen. So hielt er es auch mit seiner eigenen Kinderschar. Sie zerstob in alle Winde.

An Sonntagen erfuhr er alles, was im Dorfe vorging. Aber in dem Augenblick, da das Zusammenläuten die letzten Gläubigen in die Kirche rief, mußte er seinen Laden schließen und durfte ihn erst wieder öffnen, wenn das Hochamt vorbei war. Es war ein altes Gebot aus der Konkordatszeit, das nicht mehr respektiert zu werden brauchte, aber der kluge Jellinek hielt sich daran. Mit dem Pfarrer und der Klarinéni wollte er sich's nicht verderben.

Das lebhafteste Getriebe vor und neben der Kirche bildete oft den Höhepunkt einer ganzen Woche. Hier gab es manchen angenehmen Sonntagsdiskurs, man hörte manches, sah und wurde gesehen. Verliebte Blicke, Grüße und Zurufe wurden ausgetauscht, aber auch Spott gab es und Mißgunst, Neid und Schadenfreude.

Die Lehrerinnen kamen, das Postfräulein, die dünnen, pariserisch frisierten Backfische des Doktors und des Notärs, die Bauerntöchter marschierten auf, und Gergeln hatte für jede einen Kennerblick. Plötzlich wurden seine Augen starr und seine Nasenflügel flogen — wer war das? Stattlich in ihrer farbigen, halb bäuerlichen, halb herrischen Tracht, prall und voll, von dunkler, fremder Schönheit, wie ein Rätsel des Schwabendorfes, so war Susi erschienen. Man hatte sie ein wenig aus den Augen verloren seit ihren Zwillingen, die sie stark mitgenommen; jetzt aber war sie neu aufgeblüht, und mit dem ganzen Mutterstolz ihrer dreiundzwanzig Jahre schritt sie dahin. Die Herrischen, an denen sie vorbei mußte, reckten sich die Hälse aus nach ihr, einer stieß den andern an und alle pufften verstohlen Gergeln. So etwas gab's im Dorfe, solch eine junge Bäuerin war da zu Hause, und gerade die mußte dem Feind des Gergeln gehören, dem Haffnersjörgl? Er erkundigte sich beim Dizenotär, der neben ihm stand, wer sie wäre, und schüttelte dann den Kopf. Ihm war, als hätte er sie heute zum erstenmal gesehen. Und sein funkelnder, raubtierartiger Blick folgte ihr, bis sie in der Kirche verschwunden war.

„Da ist nichts zu holen, lieber Vilmos,“ flüsterte Halmos Árpád ihm zu, „da gibt's höchstens Prügel. Elsäßer Blut. Bei ihrer Frau Ururgroßmutter muß einmal ein Marquis gastiert haben.“

„Bizony ¹⁾, so sieht sie aus,“ antwortete Gergeln.

Von der anderen Seite, wo die großen Buben des Dorfes ihr Hauptquartier hatten, die Vortänzer bei der

¹⁾ Sicher.

Kirweih, die Führer der Jugend, kam die blonde Wielandslitzka. Vielleicht zu aufgedonnert für ein Mädchen, bildhübsch, aber ein wenig blaß. Auch sie war eine Überraschung, auch mit ihr mußte eine Veränderung vorgegangen sein. Die meisten Burschen verstummten, als sie erschien. So schön war sie noch nie, die Litzka. Der stämmige Klugsmatz, ein brauner, etwas hochmütiger Bursch, wurde von seinem Nachbar mit dem Ellenbogen in die Seite gestoßen, weil er die Litzka, sein Kirweihmensch vom vorigen Jahr, gar nicht zu bemerken schien. Er wechselte die Farbe. Mußte er ihr nicht einen Gruß bieten, ein heiteres Wort zurufen, wie dies üblich war? Und wie er es ja seit Jahren immer tat. Sie wartete darauf. Und jeder andere Bursche hätte sie gern begrüßt, aber sie galt ja in diesen Kreisen als die Seine. Nein, er wollte nicht. Er wollte, daß man merke, es wäre nichts mehr zwischen ihnen. Warum hat sie ihm gleich den alten Oberlehrer auf den Hals geheßt? Wie der ihm die Leviten gelesen, wie der ihn heruntergepußt hat, ihn, den Sohn des Dorfrichters. Das vergißt er der Litzka nicht. Und auch ihm nicht, dem alten Schulknecht. „Justament is's aus!“ Ein freches, altes, schwäbisches Liedel hat er dem Oberlehrer zu Gehör gesungen, vor dem Fenster, als er ihn verließ:

„Ufs Gäßel bin ich gange,
Ufs Gäßel geih' ich nit,
Die Seine möcht' mich fange
Und maant mer sin zu Dritt'.
Heidilbei und Schnecke —
Soll ihre Motter wede!“

Da und dort erschollen laute und leise Zurufe und Grüße für die Mädchen und Frauen, der Liszka galt heute keiner. Daß sie gefiel, daß mancher nach ihr lechzte, das fühlte sie. Aber sie schwiegen alle. Noch um einen Ton blasser, als sie gekommen, betrat sie die Kirche. Und sie schritt weit vor, weiter als es sich gebührte, beinahe bis zu der Schranke in der Nähe des Hochaltars. Es sollten sie nur alle sehen, alle . . . Wer weiß, wie lange sie noch dort erscheinen durfte . . .

Der Haffnerslippl war zum erstenmal mit seiner stillen Frau zur Kirche gekommen, und man bemerkte es allgemein. Die Baß' Bärbl war beliebt im Dorfe, und jedes hätte ihr gern ein Wort gesagt. Aber man wußte, daß dies am besten nicht geschehe. Und so geleitete der Bauer sein Weib bis zu ihrem Platz und ging dann zu dem seinigen auf der Männerseite. Er konnte sie von dort immer sehen und beobachten. Sein Sohn Jörgl stand auch vor der Kirche draußen bei den Männern. Und die Susi war ja auch hier.

Die schwäbische Dorfkirche vollführt eine seltsame Scheidung unter den Gläubigen, sie trennt Stände, Geschlechter und Altersklassen. Die Herrischen saßen ganz geschieden von den Bauern. Vorne zu beiden Seiten der Thür, die aus der Sakristei in die Kirche führte, waren ihre Bänke. In dem breiten Mittelgang, zwischen den Bänken der Bauern und Bäuerinnen, stand Kopf an Kopf die weibliche Jugend, alles was der Schule schon erwachsen und noch nicht verheiratet war. In den beiden Seitengängen drängte sich die jüngere, verheiratete Männerwelt; auf dem Chor droben hatten die Buben

ihren Platz. Links und rechts zur Seite der Orgel waren zwei große Galerien, eine für die kleinen, eine andere für die „großen“ Buben, die schon mannbar waren und Kirweihsträuße tragen durften. Und unter dem Chor, im Dämmer Schatten des tiefsten Hintergrundes, dort, wo die Beichtstühle standen und man nur an Einkehr und Buße denken konnte, gab es noch eine besondere Gruppe: Dort knieten die, die nicht Frauen und nicht Mädchen waren . . . Sie durften den Kopf nicht mehr bloßtragen wie die Jungfrauen, hatten keine weißen Schürzen mehr, durften nicht im Mittelgang der Kirche stehen, und auch die Kirchenbänke der Frauen waren ihnen verschlossen. Es waren die Gefallenen des Dorfes. Sie kamen am liebsten ganz zuletzt, nach dem „Sammelläuten“, wenn die Gemeinde schon in der Kirche versammelt war, und sie verließen zuerst, manche von ihnen fluchtartig, das Gotteshaus. Niemand bot ihnen einen Gruß. Sie selbst hatten jedermann zuerst zu grüßen und mußten froh sein, wenn man ihnen dankte. Die Frauen sahen hochmütig über sie hinweg, die Mädchen wichen ihnen scheu aus. Viele verheiratete Männer lächelten und zwinkerten ihnen vertraulich zu, die ledigen aber glaubten sich jede Freiheit ihnen gegenüber gestatten zu dürfen. Auf keinem Tanzplatz durften sie mehr erscheinen, von jeder Spinnreih waren sie ausgeschlossen, und in der Kirche standen sie am Pranger. Ihre Kinder aber wurden nur in der Abenddämmerung getauft, und nie fand sich ein Pate oder eine Patin für ein solches. Die weiße Frau des Dorfes, die Wielandin, mußte alle aus der Taufe heben.

Tief zerknirscht kniete die Liszka, die von Natur

fromm war und täglich die Messe besuchte, heute in der vordersten Reihe der Mädchen. Wie lange noch? Sie hob den Blick nicht während des Hochamtes, und die Predigt des Pfarrers ging an ihrem Ohr vorüber wie ein leeres Geräusch. Es fehlte ihr jedes Andachtsgefühl. Ihre Seele war erfüllt von wilden Gedanken, und sie hätte am liebsten aufgeschrien vor Angst und vor Zorn. Jeder Orgelton peitschte ihre Sorgen auf wie einen Bienen Schwarm. O, warum hatte sie sich ihm anvertraut, dem Oberlehrer, der ihr ja doch nicht helfen konnte? Der teuflische Rat des Maß war vielleicht doch der bessere . . . Aber was konnte jetzt die Mutter noch helfen, wenn ein Dritter darum wußte? Vielleicht wußte es auch die Frau des Oberlehrers. Die Liszka blickte nach ihr hin. Dort saß sie, neben der hochmütigen Juliska . . . Mit keiner Miene, mit keinem Hauch bestätigte sich dieser bange Zweifel; die Frau Heckmüller sah wohlwollend und harmlos zu der schmucken Liszka herüber, die sie schon lange in der vordersten Reihe entdeckt hatte, wo nur die Jüngsten knieten. Ihre Blässe fiel ihr auf und ihre Zerknirschtheit. Sie war doch neulich so munter und frisch gewesen, als sie ihr den ersten Akazienhonig brachte und ein halbes Dutzend Luli¹⁾. Was ihr nur sein mochte? Liszka atmete auf, ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß die Frau nichts ahne. Der brave Alte, der die Orgel heute so herrlich spielte, hatte ihr entsetzliches Geheimnis also noch nicht ausgeplaudert. Vielleicht gab es doch noch Hilfe . . . Lieber den Tod als die Schande. Lieber beizeiten weit

¹⁾ Ganz junge Gänse.

fort, nach Amerika, als ausgestoßen und gebrandmarkt dort hinten knien, bei den anderen, denen die Dorfbuben abends ins Fenster singen dürfen:

's Kranzerle weg
Und 's Häuberle her —
Jungfer geweest
Und nimmermehr.

VI.

Der Haffnerslippl hatte alle Wege umsonst gemacht, er konnte den Prozeß gegen seinen Sohn nicht verhindern. Die Zeugenschaft all der jungen Männer des Dorfes, die mit draußen waren beim Donaudamm, nützte dem Jörgl nichts; der Stromingenieur Vilmos Gergely und sein Diener behielten recht. Sie sagten, es wurde niemand beschimpft, und das Gericht glaubte ihnen. Nicht arbeiten hätten sie wollen, die faulen Schwaben, obwohl es doch um ihr eigenes Hab und Gut ging. Gegen das Komitat und die Regierung hätten sie räsonniert, weil nichts geschehe für ihre Dämme, und alle wollten sie gescheiter sein als der Stromingenieur. Zulezt haben sie ihm die Arbeit bei der einen Pumpmaschine direkt verweigert, und da sei er etwas scharf gewesen und habe geflucht. Ihn dafür zu beschimpfen in Ausübung seines Dienstes, das sei strafwürdig und verlange eine exemplarische Sühne. Alle Gegenbeweise wurden vom Gerichtshof abgelehnt; man wollte keinem der jungen deutschen Bauern zugestehen, daß er so viel Madjarisch verstünde, um beurteilen zu können, was Herr Vilmos Gergely gesagt habe. Der Haffnersjörgl wurde wegen Amtsehrens-

Beleidigung zu einem Monat Arrest verurteilt. Und nur die dringenden Vorstellungen der Gemeinde Karlsdorf bewirkten es, daß man dem Jörgl die Verschiebung der Abbüßung seiner Strafe bis nach der Ernte zugestand.

Das ganze Dorf war erbittert von diesem Ausgang des Prozesses. Und was der Vater des Verurteilten schon gleich nach seinem Streit in der Gemeinde angeregt hatte, man möge das Komitat um die Versetzung des Stromingenieurs ersuchen, das verlangten jetzt viele Männer im Dorfe. Der Klugsbalzer, der Richter, hatte sich damals vom Notär bestimmen lassen, nicht an das Komitat zu schreiben; jetzt aber mußte auch er die Notwendigkeit erkennen, diesen Beamten fortzuschaffen, da niemand mehr mit ihm verkehren wollte. Er bat den Ingenieur zu sich und legte ihm selbst nahe, um seine Versetzung einzuschreiten; aber Herr v. Gergely troßte dem allgemeinen Unwillen, er wollte nicht weichen. Er werde dem Bauernvolk schon zeigen, wie man mit ihm verkehre, einem Edelmann, dem Neffen des Vizegespans. Die Thür der Gemeindestube schlug er hinter sich zu und ging stolz seines Weges. Er war ein braunhaariger Rasse Mensch, ein Kumanier aus der Gegend von Mohács, von gedrungener Gestalt, mit einem Rundkopf und blühenden dunklen Augen. Laut fluchend ging er die Hauptstraße hinauf, vor drei Tagen noch Sieger in dem Prozeß und heute solch ein Ansinnen? Soha! Nie! Vor kaum zwei Jahren erst hatte er sein Amt hier angetreten; und jetzt sollte er es freiwillig räumen? Man will ihn nicht mehr? Nem

bánom¹⁾), ihm lag nichts daran. Aber weichen wird er nicht.

Dem Oberlehrer Heckmüller war Gergely begegnet, und auch dieser wich ihm aus. Er war verdächtig rasch abgebogen und in das Schulhaus getreten, als er den Stromingenieur kommen sah. Dieser lächelte grimmig. Der Alte hatte ja einen Sohn, erzählte ihm der Halmos, der einmal an seine Stelle möchte. Wenn er sich nur nicht irrte! Der Junge mußte wohl erst trocken werden hinter den Ohren. Und seine ungarischen Prüfungen mußte er auch ablegen. Daß er in der Schweiz und in Wien studierte, mag ja sein, aber das glaubt ihm hierzulande kein Mensch; madjarisch mußte er sich prüfen lassen, ehe er eine Anstellung in Ungarn erhielt. Gergely lachte und redete laut mit sich selbst, so, als ob er aus dem Wirtshaus käme und ein Gläschen zuviel getrunken hätte.

Seine blasse kleine Frau erschrak über seinen roten Kopf, als er heimkam. Aber auch sie war seiner Meinung: Um keinen Preis die Stelle aufgeben! Wo fand er wieder einen gleichen Posten mit so vielen Taggeldern und sonstigem Nebeneinkommen, solcher Gelegenheit, sich auszuzeichnen? Da mußte sie doch gleich heute abend zur Klarinéni gehen. Der Pfarrer soll die Gemeinde wieder zur Raison bringen, soll ihr von der Kanzel herab sagen . . . Aber wozu diese Aufregung? Nichts wird so heiß gegessen . . . Der Mann war wütend, als seine Frau von der Klarinéni zu reden anfang. Brauchte er die Protektion der Pfarrersköchin? Er, der Neffe des

¹⁾ Geniert mich nicht.

Dizegespons Tallianffy? Sie möge ihm nicht mit solchen Sachen kommen! Die Frau Gergely wußte freilich besser, wie er beim Herrn Onkel in der Gnade stand, und sie wollte den Weg zur Klarinéni dennoch machen. Er mußte ja nichts wissen davon. Sie war der Frau ohnehin noch einen Besuch schuldig, denn sie hatte im letzten Monat nicht zahlen können. Wenn sie darüber nur nicht böse war . . . Zum ersten Mal, daß sie mit den Zinsen im Rückstand blieb . . . Wie, wenn sie nicht mehr borgte? Wenn ihr Mann nur einmal ein Vierteljahr lang im Geleise blieb, nicht spielte, nicht die verdächtigen Ausflüge nach Temesvar oder Szegegin machte, die immer so viel kosteten, dann waren sie wieder in Ordnung. Es lebte sich ja so billig in dem reichen großen Dorfe. Und schlechte Gesellschaft gab es hier auch keine. Ja, sie wollte mit der Klarinéni reden, wenn sie auch diesmal mit leeren Händen kam. Nur nicht fort, nur nicht wieder in eine Stadt. Dort gab es zu viele Genossen und Frauen...

Gergely Vilmos zog sich hohe Stiefel an, hing das Gewehr um und pfiff seinem Hund. Zornig ging er fort in die Auen. Seine Inspektionsgänge mußten immer mit einem Vergnügen verbunden sein, sonst freuten sie ihn nicht. Auf die Frage, wann er zurückkomme, gab er der verschüchterten Frau gar keine Antwort. Sein Stolz war verletzt. Und als er am Hause des Haffnersjörgel vorbeikam, blitzte er aus funkelnden Augen in die Fenster. Ihm war, als sähe er dahinter ein schönes, glückliches Gesicht. So gelassen, so ruhig und heiter war sie, diese Frau. Haßte auch sie ihn?

Nikolaus Heckmüller hatte sich in der Tat ein wenig

beeilt, den Weg des Stromingenieurs nicht zu kreuzen. Er liebte den hochmütigen Rüpel nicht, mit dem niemand ein Auskommen fand, und er kam ihm höchst bedenklich vor, als er ihn sah. Hatte er wieder einmal getrunken? Erst die Frau Rosa klärte ihn auf. Sie wußte schon, daß der Herr Gergely beim Richter war und auch, warum er dort gewesen. Man wollte ihn weghaben aus dem Dorfe.

„Ach, darum der rote Kopf!“ sagte der Oberlehrer. „Der geht nicht. O nein, der geht nicht freiwillig,“ fügte er hinzu. Und es kam von selbst die Rede auf den ältesten Sohn. Das hatten sie sich ja beide einmal gedacht, daß der Franz in der Heimat eine schöne Stelle erhalten und bei ihnen sein würde. Aber das war vorbei. Er dachte nicht mehr daran. Er hatte sich der Elektrotechnik zugewendet, war an den Hochschulen zu Wien und Zürich ausgebildet und vergaß das bißchen Ungarisch, das er daheim gelernt. Keinesfalls war er befähigt und gewillt, seine Prüfungen in madjarischer Sprache zu wiederholen. Sein Schweizer Diplom als Zivilingenieur aber galt in Ungarn nichts. Des Vaters Versuche, dieses Diplom in Ungarn nostrifizieren zu lassen, schlugen fehl. Er begriff diese Härte des Gesetzes nicht. Was man von Juristen mit Recht forderte, das erschien ihm, gegenüber Technikern und Medizinern angewendet, wie eine türkische Bosheit. Wie viele Söhne hatte dieses Land nicht damit in die Fremde gestoßen? Aber ob es nicht doch vielleicht noch einen Ausweg gab?

Frau Rosa lächelte verwundert, daß ihr Mann so plötzlich wieder die alten Pläne aufnahm. Der Franz wollte doch gar nicht heim. Und hat er denn nicht recht?

Er lebte in Zürich sehr glücklich und hatte Aussicht, Professor zu werden.

„Nein, er hat nicht recht,“ polterte Heckmüller los. „Wir sind arm an Bildungsmenschen, er gehört in seine Heimat. Das taugt nichts, daß wir unsere Söhne immer an das Ausland abgeben oder an das reiche Österreich. Zusammenhalten müssen wir unsere Kräfte hier im Lande.“

„Ach ja . . . das hört sich ganz gut an.“

„Seit ich denke, ist dieser Zug nach der Fremde bei uns das Übel. Wer einmal in Wien oder Berlin studiert hat, mag nichts mehr wissen von der Heimat. Unsere einfache Lebensweise gefällt den jungen Herren nicht mehr, die Großstadt hat sie verdorben.“

Frau Rosa sah von ihrer Handarbeit auf und schüttelte den Kopf. „Nein, wie du mir heut' vorkommst . . .“

„Habe ich denn nicht recht? Ist es nicht wahr? Ist nicht der junge Brenner in Karlsruhe, der Kettenbach in Berlin, der Stump in Wien, der Prandel in Hannover hängen geblieben? Sind unsere Leute nicht in Serbien und Bosnien, in Böhmen und Mähren, im Elsaß und in Amerika? Hört man nicht aus allen Dörfern und Komitaten, wo Deutsche wohnen, dasselbe? Warum geht unsere Intelligenz seit Jahrzehnten größtenteils verloren für die Heimat? Draußen sind sie Ärzte, Schriftsteller, Advokaten, Ingenieure, Beamte und Abgeordnete, und hier fehlen sie uns an allen Ecken und Enden. Brauchen wir diesen Gergeln hier? Unser deutsches Dorf hat schon sechs Ingenieure hervorgebracht. Soll der Franz in Zürich bleiben, wenn er durchaus will,

aber ein anderer Schwabensohn soll her, der ein Herz hat für sein Heimatsdorf. Die Bauern haben ganz recht, wenn sie den Menschen hinausdrängen."

"Du tust ja gerade so, Alter, als ob ich anderer Meinung wär'. Und was du zusammenredest, wenn du im Eifer bist, nein, hörst du . . ." Frau Rosa lachte.

"Wieso? Wieso?"

"Was sollen denn die studierten Söhne der Deutschen hier machen? Sollen sie wieder Bauern werden? Wenn all ihre Wissenschaft nichts gilt, weil sie ihre Prüfungen nicht auch madjarisch ablegen können, dann tun sie doch recht, dort zu bleiben, wo sie sind. Es ist doch besser, sie dienen dem großen deutschen Volk auswärts, als sie verkommen hier," sprach Frau Rosa, und ihre Wangen glühten vor Erregung. "Die Söhne, die uns nach außen verloren gehen, die sind gerettet, die können uns vielleicht noch nützlich sein; die aber, die uns hier im Land zu Tausenden genommen werden, die sind unser Unglück und unsere Schande! Denke an deinen Gnuri . . ."

Bei den letzten Worten verschlug es ihr die Stimme, so als ob eine Tränenflut, die sie bis jetzt gewaltsam zurückhielt, sich ergießen wollte . . .

"Na, na! Na, na! Was ist denn auf einmal in dich gefahren?" sprach Heckmüller voll Erstaunen. "Immer der Gnuri! Ein Mittelschullehrer in Ungarn muß mit den Wölfen heulen. Sein Herz ist deutsch."

"Es ist nicht wahr!" rief Frau Rosa. "Wäre er doch auch lieber in die Fremde gezogen . . ." Und sie beugte sich wieder über ihre Arbeit und schwieg. Man

hörte drüben den Perpendikel der Kirchenguhr, so still war es.

Schweigend ging der Oberlehrer auf und nieder. Er wußte seiner Frau nichts zu entgegnen. Sie hatte ihn wieder einmal beschämt durch ihre Tapferkeit. Und er ahnte auch, was der eigentliche Grund ihrer Gereiztheit sein mochte. Die noch unaufgeklärte Ursache der Erkrankung der Frau Haffner beschäftigte sie unausgesetzt. Und der Renegat Halmos, sein Unterlehrer, der in der Schule ihm entgegenarbeitete . . . und so manches andere im Dorfe . . . Man sprach sich ja so selten aus über diese selbstverständlichen Dinge, aber sie gingen tief. Wie viele deutsche Lehrer gab es überhaupt noch in Ungarn, die nicht schon ihrem Volkstum verloren waren? Um die Wette krochen sie vor den „Patrioten“. Und auch sonst . . . Nur der Bauer weiß noch, daß er ein Deutscher ist; die aus ihm hervorgegangene Intelligenz ist angefault; die volksfremde Kirche, die ungarische Schule hat sie verdorben. Ja, ja, seine Frau sprach wahr. Nicht die sind die Verlorenen, die die Heimat verlassen haben. Aber mit dem Ghuri hatte sie unrecht. Er ließ nichts kommen auf seinen Jüngsten.

Es klopfte an der Wohnungstür, und gleich darauf trat der Straubmichl ein. Er kam, den Herrn Oberlehrer abzuholen zu einem letzten Rundgang bei den Seidenzüchtern. Von überall höre man, daß die Raupen nicht mehr fressen, daß sie reif seien und sich einspinnen wollen. Und der Michl meinte nicht mit Unrecht, daß das die „haaklichste“ Zeit wäre. Heckmüller drückte seiner Frau einen Kuß auf den Scheitel und machte sich

auf den Weg. Er kannte kein lieberes Geschäft als seine Raupenzucht, die ihn zum Wohltäter machte für so manches Haus im Dorfe. Auf den heurigen Ertrag für die Gemeinde war er ganz besonders gespannt, denn die Beteiligung hatte sich fast verdoppelt gegen früher.

Wohin er kam, wurde er freundlich aufgenommen. Und kranke Raupen fand er nur wenige. Schon war man überall am Werke, kleine Spinnhütten zu bereiten aus Stroh und Reissig, um die reifen Raupen, die goldgelb und durchsichtig waren, darein zu betten. Heckmüller zeigte den Unerfahrenen die Merkmale der völligen Reife. Erst wenn die Raupe sich mit Abscheu von ihrem Futter wendet, den Kopf suchend hebt und das Ende ihres Seidenfadens an der Spinnwarze zum Vorschein kommt, soll sie in die Spinnhütte gelassen werden. Wenn die richtige Stunde verabsäumt wird, kriecht die Raupe fort und verliert viel Seide; wenn sie zu früh in die Spinnhütte getan wird, hungert sie vielleicht und bringt dann nur ein dürftiges, minderwertiges Gespinnst zustande. Jetzt hieß es, vorsichtig und aufmerksam sein; die Erntezeit für die Seidenzüchter war gekommen. Und nur ja den Tag genau merken, an dem das Einspinnen der Raupen begonnen hat, damit die Ablieferung der Kokons geschieht, ehe die Schmetterlinge sich durchbeissen und das edle Gespinnst vernichten.

Ganz aufgeregt war Nikolaus Heckmüller über all die Möglichkeiten einer Gefährdung des Erträgnisses, und er trabte mit dem Straubmichl durch das ganze Dorf und besuchte jeden Züchter, um nur ja kein Versäumnis zu begehen.

Indessen hatte Frau Rosa sich in die große Hinterstube begeben zu der eigenen Seidenzucht. Während der Herr Oberlehrer seine guten Ratschläge im ganzen Ort herumtrug, liefen ihm vielleicht die eigenen Raupen an den Wänden empor und suchten nach einem Fleckchen, wo sie sich in Frieden ihrer goldigen Last entledigen konnten. Da mußte sie selbst eingreifen. Denn es war eine Ehrensache, daß ihr Haus keine minderwertigen Kokons nach Neusatz liefern dürfe.

Und auch die Liszka saß bei ihren Schützlingen. Wie herrlich sich die Tiere entwickelt hatten. Klein und armselig, nur infolge ihrer Schwärze dem freien Auge sichtbar, waren sie vor fünf Wochen von dem weißen Papier, auf dem die Eier klebten, nach dem ersten Maulbeerblatt gewandert, und jetzt strotzten sie in Kraft und Schönheit. Zuerst rabenschwarz, dann schneeig weiß, zuletzt goldgelb, in schimmernder Verklärung . . .

Liszka ließ es sich nicht nehmen, jedesmal dabei zu sein, wenn die erste sich einzuspinnen begann. So oft sie das Schauspiel auch gesehen, es dünkte ihr immer neu, immer schön und sinnvoll. Sie hatte ihre Lieblinge. Ganz besonders schön und groß geratenen Raupen gab sie eigene Namen, und sie war immer gespannt darauf, welche von ihnen zuerst reif sein würde, die Lise, die Grete, die Dicke oder die Lange. Diesmal war es die mollige Dicke. Sie verschmähte das Futter schon am Morgen, und als sie mittags umgebettet wurde, verunreinigte sie auch das neue Blatt sogleich. Ihr Inneres stieß alles Unreine ab, sie wurde immer heller, goldiger, durchsichtiger. Und nachmittags hob sie plötzlich den

Kopf, begann zu suchen, und in ihrer Spinnwarze, mitten im Gesicht, glänzte ein Seidenendchen. Liszka reichte ihr einen grünen Baumzweig hin, und sie kroch schwer und träg empor. Nie würde sie auf diesen Zweig kriechen, wenn sie noch ein irdisches Verlangen hätte. Das war vorbei. Und sie ließ sich in einer kleinen Spinnhütte aus Reißig nieder und begann ihr Werk. Behutsam zog sie ihren Faden von einem Zweiglein zum anderen und bereitete rings um sich ein wolliges Netz. Fast aufrecht stehend arbeitete sie still und lautlos, und auf einmal saß sie im Mittelpunkt dieses nach allen Seiten gezogenen Gespinnstes und schwebte frei in der Luft. Jetzt aber begann eine andere Arbeit. Was sie bis nun aufgerichtet hatte, das war nur das spinnwebenseine Gerüst des Baues; nun kam das Haus. Der Kreis, den sie mit ihrem Goldfaden zog, wurde enger, er nahm die Eiform an, und sie saß mitten drin in dem durchsichtigen Gehäuse. Unentwegt zog sie ihr Gespinnst um sich und wurde immer schlanker, immer dünner. Nach einer Stunde war sie nur noch als ein rosiger Schatten sichtbar, das Gewebe wurde dichter und dichter, und endlich entchwand sie ganz und gar den Blicken. Nur ein sehr geschärftes Ohr konnte ein ganz leises, fernes Gekraue und Gekrabbel vernehmen. Und dann verstummte auch dieses. Aber das äußere, wollige Netz zitterte noch lange, und man konnte ganz gut wahrnehmen, daß im Innern des Kokons weiter gearbeitet wurde, daß der Faden der Dicken noch nicht zu Ende war.

So wunderbar und sinnvoll war der Liszka dieses Schauspiel noch niemals vorgekommen. Die Raupe zog

sich schamhaft zurück in selbstgewebte Seidenschleier, wo das Wunder ihrer Wandlung zum Schmetterling sich als ein Geheimnis vollzog. Und schon in zwölf Tagen kam die Auferstehung . . . Aber wie wenige von ihnen werden in Wahrheit auferstehen. Man wird ihr Gespinnst in heißes Wasser werfen und sie heimlich töten, um ihre seidenen Gehäuse zu retten. Sie werden sterben, ehe ihnen die Flügel wachsen für ein zweites, höheres Leben. Ganz unschuldig werden sie sterben, ohne es zu wissen, ohne es zu fühlen, und niemand wird sich ein Gewissen daraus machen, ihnen den Eintritt in das Leben verwehrt zu haben . . .

Lange saß Liszka sinnend vor der Spinnhütte der Seidenraupe, die sich als erste ihren Blicken entzog. Das Geheimnis dieses Prozesses beschäftigte mächtig ihre Phantasie, und sie vergoß plötzlich Tränen, ohne zu wissen, warum . . .

VII.

Endlich war der Brief aus Szegegedin gekommen, der die sehnlichst erwartete Mitteilung enthielt, daß die Schule ihre Sommervakanzens nächstens beginne und der kleine Haffner Gölöp für vier Wochen aus dem Konvikte heimgeholt werden könne. Lesen konnte diese offiziellen Briefe des Konviktes ja nie jemand im Hause, aber der Herr Notär war nicht weit, und er gab stets gerne Auskunft. Seine Frau bezog das Honorar für solche Dienste, die er dem ganzen Dorfe erwies, stets in Naturalien von den Bauernhöfen. Die Familie des Notärs lebte buchstäblich von der Staatssprache.

Philipp Haffner war freudig erregt, daß er seinen Jüngsten, seinen Liebling, den er so schmerzlich vermißt hatte, wiedersehen sollte, seinen Sippl, der in der Taufe nach ihm selbst genannt wurde, und den sie in diesen Briefen jetzt immer Süßlöp nennen. Nahezu vier Jahre waren verflossen, seit er das Kind hergegeben hatte, und er hielt sein Wort; er besuchte den Buben nicht und verlangte nicht, daß er heimkomme. Hätte seine Frau sich doch auch daran gehalten . . . Der Bauer erwog, ob er die Mutter nicht mitnehmen sollte, ob sie das nicht aufheitern und freudig stimmen würde. Aber sie wehrte mit beiden Händen ab, als er eine Andeutung darüber machte. Sie war glücklich, daß der Bub kommen sollte, das merkte man; aber mitfahren nach Szegegin? Nein . . . Sie richtete in der vorderen Stube ein Bett für ihren Liebling; sie begann Kuchen zu backen, als ob sie Kirchweihgäste erwarte; aber ihn abholen? Sie selbst? Es überlief sie kalt bei dem Gedanken an jenes Haus . . . Und so fuhr Philipp Haffner allein, seinen kleinen Buben zu holen. Klein? Der Sippl wurde nächstens neun Jahre alt, er wird wohl sehr gewachsen sein.

Der Jörgl spannte frühmorgens ein und brachte den Vater zur Bahnstation nach Josefsefeld. Unterwegs besprachen sie noch einmal den unglücklichen Gerichtsfall. Jede weitere Appellation war also unmöglich, der Jörgl mußte sitzen. Und er wollte sich gleich nach dem Schnitt im Komitatsgefängnis melden, ehe die herbstlichen Arbeiten wieder begännen. Einen Monat! Gluckend fügte er sich in sein Schicksal, aber wegbringen wollte er den Gergeln doch aus dem Dorfe, das hatte er ihm geschworen. Der

Vater teilte seine Gefühle, er konnte ihm aber nur raten, keine neuen Dummheiten zu machen; denn eine Krähe hacke der anderen kein Auge aus, und es gäbe kein Recht für den Bauern gegenüber einem Herrischen. „Die halte z'samme gege uns.“

In tiefes Sinnen verloren fuhr Philipp Haffner der Stadt zu. Was wird er dort erfahren? Er hatte manche Frage auf dem Herzen . . . Im Gasthof „Zum Propheten“ frühstückte er immer, wenn er nach Szegedin kam; heute aber ging er daran vorüber . . . Bald stand er vor dem kahlen Steinpalast, in dem er sein Kind einst auf Anraten des Pfarrers zurückgelassen hatte. Na, wenn er nur was Rechtes gelernt hat . . . Haffner ging zweimal an dem Hause vorüber, ehe er eintrat, tat, als wollte er die Stadt ansehen. Er kannte Szegedin noch aus seinen jungen Tagen, da es noch eine ungarische Landstadt war wie die anderen Mittelstädte. Breit und behaglich dehnten sich damals ihre ebenerdigen Häuser, ihre Gärten und Zäune dahin; in den Straßen standen noch Akazien- und Maulbeerbäume; so manches Haus war mit Stroh gedeckt, und der Staub wirbelte an Markttagen nur so durch die Luft. Die Pusta ragte in diese Stadt hinein. Jetzt war Szegedin eine Großstadt wie Pest. Himmelhohe Häuser, gepflasterte Straßen, schattenlose Wege, kein Garten, kein Baum. Das Wasser hat die Lehmhäuser der alten Stadt einst weggeschwemmt, und jetzt standen neue da aus Stein. Es kam dem Haffnerslippl heute alles so seltsam vor. „Schön ischt's jetzt in Szegedin, so viel schön,“ sagten die Leute. Und auch er glaubte es immer. Heute war ihm, als hätte er eine zu scharfe

Brille auf; es verzerrte sich alles, und die vielen armen Leute, die früher in ihren kleinen ebenerdigen Hütten gehaust hatten, und die jetzt im vierten Stock großer Zinshäuser wohnten, taten ihm leid. Auch das Knabenkonvikt, in dem sein kleiner Sippl lebte, war solch ein großer Kasten, in dem die Menschen wie die Gefangenen in ihren Zellen lebten, ohne Berührung mit der Erde. Ein Bauernbub, da droben in dem dritten Stockwerk, ohne Ausblick auf Felder und Wiesen und Gärten . . . Wie wohl wird dem die Heimat tun, wie wird er sich freuen, dachte Philipp Haffner, als er endlich die steinerne Treppe aufwärts stieg.

Und jetzt stand er vor dem Direktor und nannte seinen Namen. Wie ein Schatten flog es über das breite Gesicht des geistlichen Mannes, wie eine lästige Erinnerung. Dann sagte er ernst: „Es ist gut, daß sie selbst gekommen sind und uns nicht wieder ihre Frau geschickt haben.“

„Ja, meine Frau, verzeihen schon, Hochwürden Herr Direktor, die hat's halt nit mehr ausg'halte, sie isch a bißl eh'nder kommen, als 's ausg'macht war . . . 's zweit' Kind ischt ihr g'storbe, un' sie hängt halt an dem Sippl.“

„Wie geht es ihr?“ fragte freundlich der Direktor.

„Dank' der Nachfrag', schlecht, Hochwürde. So wie ich g'schriebe hab, sie kann halt nit redde.“

„Was? Noch immer nicht?“ rief erstaunt und erschrocken der Direktor. Ein Blässe breitete sich langsam über sein feistes Gesicht.

„Nit ein Wort . . . Krank is das Weib hamkumme,

un' so ischt se noch heunt. Was ihr unnerwegs passiert is, weiß kei' Mensch."

Ernst und prüfend sah der Geistliche dem Bauern ins Gesicht. „Und Sie ahnen es auch nicht?"

„Naa, ich waaß es nit. Hochwürde häwe mer g'schriebe, sie hot mit dem Lippl g'sproche, war aber zu uffgereggt und hot laut geweint — sunscht waaß ich nix. Der Lippl ischt doch g'sund und brav?"

„Sehr brav und sehr gesund, lieber Herr Haffner. Ich habe es Ihnen ja geschrieben. Sie können ihn so gleich sehen und mitnehmen, er wartet schon auf Sie . . . Er hat also noch eine Klasse bei uns zu machen, dann geht er ins Gymnasium . . . Sie wollen ihn doch studieren lassen?"

„Ja freilich, Hochwürde. Der Bauernhof ischt zu klei' für so viel Söhne. Er soll studiere und e Herr werde."

„Und ein guter Ungar!"

„Allemol, Hochwürde. Gute Ungarn sein mer all', wann m'r a Schwowe sin."

„Sehr gut, Herr Haffner," erwiderte lächelnd der Direktor. „Das hör' ich gern. Nur wird die nächste Generation sich von der jekigen unterscheiden; sie wird nicht nur ungarisch denken, sie wird auch ungarisch reden."

„Na ja," erwiderte Haffner, „in der Stadt valleicht, die Herre; bei uns werd des nit geihn. Mei' große Buwe kenna halt a paar Brocke, die se von der Schul' b'halte häwe; der Lippl soll äwer nar fescht Ung'risch lerne, er soll so herrisch werde."

„Das hat er getan, Herr Haffner. Und ich habe ja gewußt, daß Sie gescheiter sind als Ihre Frau . . ."

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort: „Mit Ihrem Sohn hat in den vier Jahren, seitdem er in unserem Konvikte ist, niemand ein deutsches Wort gesprochen. Und so ist er ein Ungar geworden.“

„Nit ei' deutsch Wort . . .?“ rief der Haffnerslippl, und ihm war, als würgte ihn wer an der Kehle.

„Das ist unsre Methode,“ erwiderte der Direktor geschäftsmäßig auf die verdunkelte Frage des Bauern und klingelte. Dem Diener, der sogleich erschien, rief er zu: „Haffner Sülop!“ Dann wendete er sich wieder zu seinem Gast und sagte: „In vier Wochen bringen sie ihn wieder! Da wird noch nicht viel verdorben sein an ihm.“

Der kleine Schwabe erschien. Er war braunhaarig, etwas blaß, ziemlich hoch aufgeschossen für seine Jahre und hatte helle graue Augen. Stramm stand er an der Thür und blickte den Direktor, vor dem er sich beim Eintritt tief verneigt hatte, fragend an.

»No hát, fiam, it van az apát!«¹⁾ rief ihm der Direktor zu, und der Knabe trat zu Haffner hin, ergriff seine Rechte und küßte sie.

Verlegen zog der Bauer seine Hand zurück. Er wollte dem Buben einen Kuß geben, aber es genierte ihn, er schämte sich . . . „Groß bißcht worde, Bu', äwer blaß schaußt aus . . . Na, kumm, mach dich fertig, daß mer unsern Zug nit versaama.“

Der Direktor wechselte noch ein paar ungarische Worte mit dem Knaben, und dieser folgte seinem Vater. Auf der Gasse lief er weit voraus. Es genierte den

¹⁾ Nun also, mein Sohn, hier ist dein Vater!

Buben, daß alle Szegediner nun sahen, sein Vater wäre ein schwäbischer Bauer. Daß ihm den Schwaben niemand anmerkte, darauf war er stolz . . .

Mit einem roten, dicken Kopf kam Philipp Haffner abends heim. Jörgl hatte selbst nicht zur Bahnstation kommen können; er schickte einen Knecht nach Josefsfeld, und Haffner lenkte selbst die Pferde auf der Heimfahrt. O, wie ihm das angenehm war, daß sein Ältester nicht gekommen. Er hätte sich in die Erde hineingeschämt vor dem Sohn. Der hatte so neumodische Ansichten über das Deutschtum; der las manchmal den „Deutschungarischen Volksfreund“, im Winter sogar Bücher und wußte allerlei . . . Was hätte denn der gesagt zu dem kleinen Bethar da hinten, der mit seinem Vater nicht deutsch reden wollte? Nicht ein Wort! Nicht ein einziges Wort auf dem ganzen Weg! Er mußte ihn, wenn man heimkam, nur rasch ins Zimmer bringen, zu der Mutter, ehe es ein Ärgernis gab. Zu der Mutter . . .! Herrgott, daß ihm das erst jetzt aufdämmerte . . . Daß er darauf nicht früher gekommen war . . . Er hieb in die müden Ackergäule, daß der Knecht neben ihm erschrak, und riß an ihnen herum, als ob es zwei mutige Durchgänger wären. Der Knecht, der Hannes, dachte sich sein Teil. Na ja, wenn man aus der Stadt kommt, wo man ungewohnte Weine trinkt . . . Und mit dem jungen Herrn hätte er gern ein paar Worte geredet, der Hannes, aber der gab ihm keine deutsche Antwort. „Dummer Bu“, dachte er sich, „will der mir zeigen, daß m'r in Szegedin Ung'risch lernt?“, und schwieg und gab auf die Pferde acht, mit denen der Bauer wie ein Teufel dahinfuhr. Wenn der Hannes sich

je so etwas unterstanden hätte . . . Die Tiere schäumten unter den Sielen, als ob sie eingeseift wären; sie dampften und schnaubten, und es war ein Glück, daß das Haustor offen stand, weil gerade die Viehherden heimkamen, sonst hätten sie noch knapp vor dem eigenen Hause umgeworfen. Mit beiden Füßen sprang der Bauer vom Sitz herunter, als die Pferde im Hof standen, warf dem Hannes das Leitseil zu und sagte rauh zu seinem Knaben: „Kumm!“

Die Mutter war am Fenster gestanden, harrend und bangend, seit Stunden wartend. Sie wußte, daß sie erst in der Dämmerung kommen konnten, und dennoch erwartete sie sie viel früher. Als sie den Wagen jetzt erblickte, wie er ächzend mit einer scharfen Biegung in das Tor hineinsaupte, und den dunklen kleinen Schatten auf dem Rücksitz, wollte sie hinauseilen, ihrem Einzigen entgegen; aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie mußte sich setzen. Jetzt war ja der Augenblick da, wo sich alles aufklären mußte, wo sie ihr Kind wieder haben sollte, das man ihr genommen, ihr Kind, dem man in jenem fluchwürdigen Hause verboten hatte, in der Muttersprache mit ihr zu reden. Das Herz wollte ihr zerspringen, so übergroß war es; aufschreien hätte sie mögen vor Freude, daß er nur wieder da war, ihr kleiner Philipp, ihr Sippl, ihr Einziger.

Und die Tür ging auf, der Bauer trat rasch ein. „Ja, Mutter, wau bischt du denn? Do bring' ich 'n, den Schlingel,“ sagte er, seltsam aufgeräumt, als ob gar nichts wäre, und schob den Buben hin zu ihr.

Der küßte der Mutter die Hand. Sie aber fiel ihm

um den Hals, drückte ihn an ihr Herz, bedeckte sein Gesicht mit zärtlichen Küssen und weinte vor Freude und Glückseligkeit.

»Anyám, drága anyám¹⁾,« stammelte der Knabe, überwältigt von so viel mütterlicher Zärtlichkeit.

Die Frau erhob sich mit einem jähen Ruck und stieß den Buben von sich. Entsetzt starrte sie ihn an; dann wandte sie den Blick wie hilfesuchend, flehend nach ihrem Mann. Der wollte sich nichts merken lassen, er versuchte sogar zu lächeln. „Häb nar Geduld, Motter; er will halt zeiga, was er gelernt hot, der dumm' Bu'...“

„Li-i-Lippl!“ rief die Mutter, die zum maßlosen Erstaunen ihres Mannes endlich wieder ein Wort ausgesprochen hatte. „Ki-i-ind . . . re-edd mit mer!“

Der Knabe zuckte mit den Achseln. Haffner aber stürzte sich auf seine Frau und schloß sie in die Arme. „Gott sei's Dank!“ rief er; „Gott sei's Dank! . . . Nar Ruh', nar Geduld . . . Jetzt werd alles wieder gut. Du red'scht wieder! Du red'scht wieder!“

Sie aber weinte herzbrechend. „'s isch wahr! 's i-isch wahr!“ rief sie stotternd, würgend, keuchend, „er kann ni-it mei Da-itsch . . . Er ko-om nit mei re-edde mit Da-atter und Motter.“ Und sie warf sich mit dem Oberkörper auf die Tischplatte und verbarg weinend und schluchzend ihr Gesicht in den Händen.

„Ruhig, Motter, ruhig . . . Er muß es halt wieder lerna, der Sackerlotter,“ sprach Haffner und streichelte

¹⁾ Meine Mutter, meine teure Mutter.

die Frau Bärble sanft über das braune Kopfhaar, glücklich, daß sie wieder Worte in der Kehle hatte.

„G'schto=ohle häwe se u=uns des Kind. G'schto=ohle . . .“ jammerte sie.

„Äwer geih, Motter, sei g'scheit. Er bleibt jo jehschd do bei uns . . . Und gell, jehschd waafß ich a, was d'r zu Weihnachta passiert isch — gell, jehschd waafß ich's?“

Sie nickte traurig und schwieg. Dann trocknete sie ihre Tränen mit der Schürze, erhob sich und ging in die Küche. Daß die beiden Hunger haben würden, hatte sie in ihrem Schmerz vergessen.

Der kleine Philipp stand verdukt in einer Ecke, und niemand kümmerte sich um ihn. Der Vater machte Licht, nahm einen großen Schlüssel vom Haken und eine Weinflasche aus dem Spind in der Wand und verließ das Zimmer; die Mutter stand beim Herd in der Küche und wendete den Braten, der laut in seinem Fett brozelte.

Indessen weinte der Knabe still vor sich hin. Er fühlte sich so fremd hier und verlassen. Man hatte ihm im Konvikt gesagt, daß er stolz sein könne, da er jetzt ein Ungar wäre, seine Eltern aber nur Schwaben. Und das ganze Heimatsdorf wollte er einmal zum Ungartum bekehren, das hatte er sich vorgenommen; denn es gäbe nichts Größeres und Edleres auf dieser Erde als den Madjarembler, davon war er durchdrungen. Jetzt erschien ihm auf einmal so schrecklich schwer, was er sich vorgesetzt hatte. Warum hat die Mutter zu Weihnacht so sehr geweint über ihn und heute wieder, wenn sie doch

gewollt hat, daß er ein Ungar werde? Und der Vater redete gar nichts mehr mit ihm seit Stunden. Ja, warum denn? War er denn nicht brav? Hatte er nicht die besten Zeugnisse in der ganzen Klasse? Was wollte man denn von ihm?

Als die Mutter das Essen auftrug und ihn hinter dem Ofen weinen sah, eilte sie zu ihm und küßte ihn wieder. Dann zog sie ihn zum Tisch. Und auch der Vater blickte freundlicher. Aber das Abendessen verlief still und stumm, niemand wagte ein Wort zu sprechen. Und sogleich nach dem Essen ging der Bauer eilig hinüber zum Jörgl und seiner Frau, um sie abzuhalten, ihren Besuch zu machen, was sie gewiß noch getan hätten. Auch die neugierigen Nachbarn mußte man davon abhalten. Dazu fehlte heute die Stimmung . . . der Bub sollte nur gleich schlafen gehen, sagte Haffner zu seiner Frau, und sie verstand . . . Sie nickte bloß. Gern hätte Haffner wieder einen Ton ihrer Stimme vernommen, ehe er ging und den Kindern erzählte, daß sie aus Freude die Sprache wiedergefunden habe, aber sie gab keinen Laut von sich. Sie nickte nur und seufzte. Und so nahm er seine Kappe und ging.

Die Mutter aber brachte ihren Buben zu Bett, als wäre er wieder vier Jahre alt und nie aus dem Elternhause fortgewesen. Sie setzte sich an sein Lager, nahm seine Hände in die ihren und hielt sie, bis er tief und fest eingeschlafen war. So hatte er es immer haben wollen, als er noch klein war; und stets verlangte er das Lied von ihr: „O Straßburg, o Straßburg.“ Wie gern hätte sie es ihm auch heute gesungen; aber ihre Zunge war zu schwer, und er hätte es wohl nimmer verstanden, das Lied seiner ersten Kindheit...

VIII.

Seit drei Wochen war der kleine Sülöp im Dorfe, und noch hatten wenige Leute mit ihm gesprochen, denn der Hassnerslippl schämte sich seiner. Er verbarg ihn, so gut es ging, und nahm ihn häufig mit aufs Feld hinaus; die Mutter aber brachte ihn jeden zweiten Morgen zum Oberlehrer Heckmüller und holte ihn nach Stunden wieder ab. Der alte Lehrer hatte jetzt Serien, aber er gab sie gerne hin für die Aufgabe, die ihm da gestellt war. Und gar so schwer war sie auch nicht, wenn der Bengel nur wollte. Aber er trotzte, er höhnte und lachte. Deutsch lernte er ja, aber was darüber hinausging, was Heckmüller ihm von der Größe deutschen Wesens, von der schönen Muttersprache und von der deutschen und österreichischen Geschichte sagte, das verachtete er. »Én magyar vagyok¹⁾,« war seine stete Redensart, und es gab nichts für ihn, was größer und erhabener gewesen wäre, als dieser Gedanke. Und er sang ein Lied, in dem es hieß: wenn es wahr sei, daß die Erde des Herrgotts Hut, dann sei Ungarn der Blumenstrauß auf diesem Hute. »Isten, isten, isten kalapja²⁾,« sumimte er, den Ton auf der zweiten Silbe, den ganzen Tag. Ein fanatischer Dünkel war diesem Kinde eingeimpft worden; der Knabe blähte sich auf in dem Bewußtsein, kein Schwabe mehr zu sein, sondern ein Madjare, und einem Volke anzugehören, dem einst die Welt untertan sein werde.

¹⁾ Ich bin ein Madjare!

²⁾ Gottes, Gottes, Gottes Hut.

Es war aber trotz aller Heimlichkeit doch bekannt geworden im Dorfe, wie es um den kleinen Haffner stand. Dafür sorgten die anderen Studenten des Dorfes, die auf Ferien daheim waren, Mittelschüler aus Temesvar und Szegedin, Hochschüler aus Pest und Wien. Denn außer den Jungen, die irgendwo ein Gewerbe lernten, und die man ganz aus den Augen verlor, weil sie keine Ferien hatten, gab es immer eine Auslese, die höher hinaufstrebte; ein Duzend Studenten hat jedes deutsche Dorf. Und es fiel auch auf, daß der Vater des Lippl stets nach der anderen Seite schaute, wenn er am Pfarrhause vorbeifuhr. Er grüßte den Pfarrer nicht mehr.

Daß auch in anderen Dörfern solche Sachen vorgekommen seien, erzählte man sich jetzt überall. Wie alte Zigeunermärchen über Kinderraub muteten die Geschichten an, die zum besten gegeben wurden. Von Deutschen, von Rumänen, Slowaken und Serben werden die Knaben in solche Anstalten gelockt und dort zu Madjaren gemacht. Später ändern sie alle ihre Namen, und niemand weiß mehr, wie sie früher geheißen, und woher sie kamen. Der Postmeister Müller hatte einmal in einem alten Büchel gelesen, daß die Türken es genau so gemacht haben. Sie erzogen die geraubten Christenknaben als Türken und steckten sie in die Janitscharentruppe, die immer zuerst losgelassen wurde, wenn es gegen die Christen ging. Sie waren am blutdürstigsten. Und der alte Postmeister sagte es jedem, der es hören wollte, daß das nichts anderes wäre, was man heute in Ungarn tue. Nein, es sei genau dasselbe. Gest war er neulich mit dem Lehrer Halmos im Wirtshaus zusammengeprallt über diesen Streitpunkt.

Er sei auch so ein ungarischer Janitschari, sagte ihm der Postmeister, und jetzt wollte der Lehrer ihn wegen Ehrenbeleidigung verklagen, denn das ganze Dorf nennt ihn seitdem nur noch bei diesem Spitznamen.

Indessen lernte der kleine Gölöp wieder Deutsch beim alten Heckmüller. Die Frau Rosa aber behielt die Bas' Bärbl oft bei sich, die langsam und vorsichtig wieder zu reden begonnen hatte. Sie, die Frau Oberlehrer, war wohl die einzige Person im Dorfe, die sogleich eine Ahnung davon hatte, was der armen Mutter in Szegedin begegnet sein mochte. Es erging ihr mit ihrem Jüngsten, dem Gquri, einst ähnlich, wenn es auch nicht ganz so schlimm war. Sie hatte ihn nur für ein Schuljahr auf Tausch nach Kecskemét gegeben, damit er Ungarisch lerne, und er war ihr so furchtbar fremd geworden, als er wiederkam. Ja, sie hatte es nicht bloß geahnt, sie hatte gewußt, was der Frau Haffner begegnet sein mußte . . . Und diese war der Frau Oberlehrer dankbar für die Teilnahme, die sie bei ihr fand; sie kam immer lieber mit ihrem Buben zu den Unterrichtsstunden. Und während sie sich an seinen Fortschritten erfreute, nahm Frau Rosa den größten Anteil daran, daß sie selbst, die Bas' Bärbl, durch diesen Verkehr wieder reden lernte und aus ihrem Trübsinn herausgeführt wurde.

Auch die vierte Serienwoche war jetzt verstrichen, und Philipp Haffner machte keine Miene, seinen Knaben wieder nach Szegedin zu bringen. Mit keinem Wort sprach er davon, und selbst wenn er gewollt hätte, was durchaus nicht der Fall war, er würde nicht gewagt haben, das Kind neuerlich von der Mutter loszureißen,

an die es sich allmählich wieder angeschlossen hatte. Sein Entschluß war langsam gereift und stand jetzt fest. Daheim sollte der Bube bleiben, in der noch immer deutschen Dorfschule sollte er die letzte Klasse machen, und dann wird man ja sehen, was weiter geschehen konnte. Vielleicht gab man ihn nach Graz, nach Wien oder Hermannstadt.

Es kam ein Brief vom Konvikat, und Philipp Haffner trug ihn nicht zum Notär; er warf ihn ins Feuer. Der Knabe selbst wurde unruhig, als es in die fünfte Woche ging, aber der Herr Oberlehrer sagte ihm, daß die Serien um einen weiteren Monat verlängert worden seien. Er war im Einverständnis mit dem Vater und präparierte sich den Knaben so weit, daß er im Herbst dem Unterricht in seiner Klasse folgen konnte. Die Mutter aber war glücklich und lebte neu auf, weil niemand mehr von einer Trennung sprach und ihr Lippl nun doch anfang, mit ihr zu reden. Sie half ihm ja gern, so gut sie's vermochte. Aber es fehlten ihr so viele Worte. Ihr Wortschatz war der eines Kindes geworden . . . Seitdem der Herr Oberlehrer dem Jungen einmal erzählt hatte, warum seine Mutter so schwer krank gewesen, regte sich etwas in ihm, was früher ganz taub zu sein schien, sein Gemüt. Was ihm bei jener fürchterlichen Weihnachtsszene, als seine Mutter mit verzerrten Zügen vor ihm stand, keines Wortes mächtig, nur weinend und wimmernd, was ihm damals durchaus rätselhaft geblieben war, das ging jetzt allmählich auf in ihm wie der Same eines schmerzlichen Erlebnisses. Und ohne daß er es recht merkte, wurde er langsam Schritt für Schritt inner-

lich wieder gewonnen für das deutsche Vaterhaus. Aber der alte Heckmüller gab sich darüber keiner Täuschung hin, daß Jahre nötig waren, sollte der in dieser jungen Seele angerichtete Schaden wieder völlig gut gemacht werden. Und es bestand bei dem erprobten Menschenkenner und Erzieher auch darüber kein Zweifel, daß es gerade noch der letzte Termin gewesen war, einzugreifen. Wäre noch ein Jahr versäumt worden, würde es vielleicht für immer zu spät gewesen sein. Wie recht der belehene alte Postmeister doch hatte! Heckmüller beneidete ihn um dieses Wort von den ungarischen Janitscharen. Daß ihm das nicht selbst eingefallen war! Ja, sein junger Kollege, Halmos Árpád, mochte klagen so viel er wollte, er war doch solch' ein moderner Janitschar, und der kleine Haffner da war auf dem besten Wege, auch einer zu werden . . . Und wohin er blickte, im ganzen Lande standen sie in den vordersten Reihen, die Janitscharen. Sie saßen in allen Ämtern, lehrten in allen Volksschulen, sie waren die Träger des gesamten Hochschulwesens, sie schrieben die Zeitungen des Landes, sie repräsentierten die Wissenschaft, die Kunst, die Technik, sie waren die erfolgreichsten Dramatiker, Maler und Tondichter, sie trugen die geistliche Soutane und predigten mit falschen Zungen das Wort Gottes, sie schrien am lautesten im Abgeordnetenhaus, und manchmal überließ man ihnen sogar die Zügel der Regierung. Überall schwang der Janitschar, der verlorene Sohn einer deutschen, rumänischen, slowakischen oder serbischen Mutter, den krummen Säbel für das Ungartum . . . Was hatte er doch da vor Wochen mit seiner Frau für ein Gespräch

geführt über die verlorenen Söhne? O, wie recht hatte seine Rosa! Die uns nach außen verloren gehen, die wieder im großen deutschen Volk untertauchen, die sind geborgen. Aber die anderen, die vielen anderen . . . Und während Heckmüller dem seltsamen Problem nachhing, gliederte sich ihm daselbe in drei Gruppen. Wir verlieren Zehntausende unserer Kinder, sagte er sich, an das Madjarentum durch Übertritte, durch Entnationalisierung. Wir verlieren Tausende, die ihrer Heimat nützlich sein und ihr zur Zierde gereichen könnten, an das Ausland, weil sie dem Vaterlande, das sie zur Verleugnung ihres Volkstums verleiten will, freiwillig oder gezwungen den Rücken kehren. Und wir verlieren ungezählte begabte Söhne, die künstlich in Unbildung und Niedrigkeit gehalten werden, weil man den zwei Millionen Deutschungarn auch nicht eine einzige deutsche Mittelschule gelassen hat, weil es im eigenen Volkstum keinen Weg mehr gibt zu höherer Bildung. Wie ein Moloch erschien dem friedlichen alten Seidenzüchter und Dorfschulmeister plötzlich dieser Staat, der seine anderssprachigen Söhne entweder zu Janitscharen oder zu Analphabeten macht. Wer sich über den Analphabeten erhebt, ohne ein Janitschar werden zu wollen, in dem sieht dieser Staat einen Feind, den stößt er ab.

Furchtbar war dem alten Mann diese Erkenntnis über sein Vaterland. In so scharfen Umrissen hatte er das Bild nie gesehen. Und er begriff jetzt auf einmal, warum die Kultur desselben soweit zurückstand: weil es freiwillig auf die Mitarbeit der größeren Hälfte seiner Söhne verzichtete.

*

*

*

Die Liszka war wieder die erste im Dorfe, die ihre Seidenernte in Neusatz abliefern konnte. In zwei schöne weiße Körbe hatte sie ihre Kokons gebettet, und der Pater Istvan war eigens gekommen, um zuzusehen, wie sie das mache. Er interessierte sich seit einiger Zeit so lebhaft für die Seidenzucht. Und wo hätte er dieses Interesse besser befriedigen können als bei der Liszka, seinem jüngsten Beichtkind? Und so saß er jetzt neben ihr und verfolgte alles, was sie tat, mit größter Aufmerksamkeit. Warum sie die vielen Zwischenlagen aus weichem Papier mache bei den Kokons, wollte er wissen. Damit nichts geschehen könne, wenn doch eine der eingepuppten Raupen vielleicht zerdrückt würde. Und woran sie erkenne, daß die Kokons reif seien für die Lieferung? Sie nahm ein Kokon in die Hand und beutelte es fest neben seinem Ohr. „Wenn's da drin scheppert,“ sagte sie lächelnd, „dann ist's Zeit. Wer früher kommt, wird wieder heimgeschickt.“

„Es scheppert,“ sagte er und fing ihre Hand ab. Fest hielt er sie in der seinen. „So zarte, weiche Hände bekommt man vom Umgang mit Seidenraupen?“ sagte er und fuhr streichelnd über den Rücken ihrer Hand. „Enne, enne, wie fein, wie weiß.“ Und am liebsten hätte er diese Hand wohl geküßt.

„Hochwürden — Sie habe ja allerlei frage wolle,“ sagte die Liszka und entzog ihm ihre Hand. „Also tessék, fragen Sie.“

„Hm . . . ja . . . Wieviel Tage nach dem Einspinnen der Raupe soll man warten, ehe man liefert?“

„Mit länger als zwölf Täg! Wer länger wart't,

muß immer fürchte, daß die Schmetterling' sich durchbeiße, und dann ist das ganze G'schpinst hin."

"Was? Schon in zwölf Tagen?" rief er und sah sie mit seltsamen Augen an. „So schnell geht das bei den Schmetterlingen?"

Liszka begegnete seinem Blick und errötete. Sie konnte sich wohl denken, was ihn beschäftigte. Er wußte ja alles. Zum Pfarrer hatte sie sich nicht getraut, aber diesem in der Gemeinde noch fremden jungen Geistlichen hatte sie gebeichtet. Sie hatte ihm auch anvertraut, was sie zu tun gedächte, um der Schande zu entgehen. Und er billigte es, daß sie an die Ehe mit einem anderen denke, wenn der Maß durchaus nichts mehr von ihr wissen wolle. Nur sollte man ihn vorladen zum Pfarrer, den Maß. Vielleicht nütze es noch. Davon wollte sie selbst nichts wissen. Sie nahm jede Buße auf sich; nur still sollte alles abgehen, nur erfahren sollte niemand etwas. Und der schöne, junge Beichtvater, zu dem sie so großes Vertrauen hatte, legte ihr als Buße eine Wallfahrt auf nach Maria Schnee. Und an eine noch schwerere Bedingung knüpfte er seine Absolution: sie müsse dem, der sie wähle, vorher die volle Wahrheit sagen.

Sie nahm auch das auf sich.

Und sie hätte ihm heute schon manches gestehen können, aber sie wollte nicht. Sie war fromm, und was im Beichtstuhl gesprochen wurde, sollte nicht entweiht werden. Und so redete sie rasch weiter: „Ja freilich geht des schnell. Diese Engerln kriegen sehr g'schwind Flügel . . . Und wer gescheit ist, der tummelt sich. 's hätt' schon heut' sein können, aber es war mir zu trüb zum

Liefern. Denn nur an einem sehr schönen, sonn hellen Tag soll man nach Neusatz gehen. Wenn's regnet, schauen die Kokons welk aus und klein. Aber wenn es heiß ist und schön, könnt' man sie für große wällische Nüss' halte, die vergold't worde sin. Gucke Se doch des an und des — und des. Die Franzose sage mir immer, daß sie auch in Südfrankreich kei schönere Kokons bekomme als von mir."

So redete die Liszka sich ihre Befangenheit von der Brust, und Pater Istvan horchte ihr gerne zu. Auch er bewunderte den tiefen, weichen Goldglanz dieser schönen Seidengespinnste. Aber noch mehr Gefallen fand er an Liszka selbst. Wie träumend saß er da, während sie hantierte und sich für die morgige Fahrt vorbereitete. Was ihn beschäftigte, wagte er sich kaum zu gestehen. Ja, wenn er Aussicht hätte, bald Pfarrer zu werden . . . Viel zu jung war er, um auch nur daran denken zu dürfen.

Man hörte Schritte im Vorhaus, und Pater Istvan schrak empor. Der Herr Oberlehrer trat ein. Er war noch einmal gekommen, die Ernte der Liszka anzusehen, ehe sie liefern ging. Daß er den Kaplan hier fand, wunderte ihn nicht mehr, denn das war ihm schon zweimal begegnet. Und der junge Geistliche schien ein ernstes Interesse für die Seidenzucht zu haben; er hatte Heckmüller von hier aus beide Male auch in andere Häuser begleitet. So grüßte der Alte in ihm vielleicht einen künftigen Apostel der Seidenzucht, einen Nachfolger in seinem Amte.

Heute hielt der Kaplan nicht stand; er dankte der

Liszka für die Belehrung und wünschte ihr Glück zur Fahrt. Sie werde sicherlich die höchsten Preise erhalten, versicherte er und empfahl sich. Während der Oberlehrer alles besichtigte, begleitete Liszka ihren Gast bis auf den Gang hinaus. „Wann wallfahrten Sie nach Maria Schnee?“ fragte der Pater hastig.

„Bald, Hochwürde. Vielleicht in der nächst Woch’.“

„Das trifft sich gut. Ich muß auch hin . . . Ich gehe am Donnerstag . . .“

Er sah sie fragend, beinahe bittend an, und sie antwortete wie unter einem Zwang: „Am Donnerstag . . .“

Nachdenklich ging sie in die Stube zurück.

„Also morgen schon?“ rief ihr der Oberlehrer entgegen, als sie wieder eintrat. „Sie haben recht, es ist alles reif. Ich muß noch ein paar Tage warten.“ Und er überschüttete sie mit Lob. Er war entzückt, sie hatte wieder alle geschlagen, auch die Josefsfelder drüben, bei denen er gestern revidiert habe. Der Durchschnitt der Josefsfelder wäre besser als der der Karlsdorfer, aber eine einzelne Leistung wie die ihre gebe es auch dort nicht. „Das will ich meinen, daß du den höchsten Preis kriegst! Nicht hergeben unter fünfzig Frank! Nur fest auftreten! Wieviel Kilo hast du denn?“

Das wußte sie noch nicht genau, aber sieben oder acht würden es wohl sein. Und sie werde wohl dem Straubmichl auch einen Napoleon geben müssen, denn der habe den größten Anteil am Gelingen. Er habe ihr immer das schönste Laub von den weißen Maulbeerbäumen gebracht, nur von den weißen. Und darum wäre eben alles so schön ausgefallen.

Heckmüller sah sie pfiffig lächelnd an. „Ein' Napoleon willst ihm geben? Mir scheint, dem wär' ein Bußl lieber.“

Die Liszka wurde feuerrot und lächelte ihn schalkhaft an, sagte aber nichts. Das hatte man also schon gemerkt, daß sie sich den Michel warmstellte für alle Fälle . . . Und war es denn nicht gescheiter, sie machte Ernst mit ihm? Der Maß war ein dummer Bub' gegen ihn, und der Hochmutsteufel ritt ihn auch. So wie er sie geritten hat, dieser Teufel; denn der Richtersohn war's ja, dem sie sich willfährig erwies und nicht der Maß Klug. Er selbst galt ihr nicht mehr als irgend-einer im Dorf. Wenn sie ehrlich war, haßte sie ihn sogar, seitdem er ihr das böse Wort gesagt von ihrer Mutter. Nach ihrer Schönheit hat er gelehzt wie ein liebestoller Hund, aber zur Bäuerin war ihm die Kleinhäuslers-tochter nicht gut genug. Und wie das Malheur geschehen war, sollte die Kunst der Mutter helfen, die ja schon so vielen heimlich geholfen hatte im Dorf. Das sagte er ihr ins Gesicht. Und vielleicht war er dann, später, wieder geneigt, abends über den Zaun zu steigen, der Unverschämte. Jetzt zeigte er sich nicht mehr. Sie wartete wie oft vergebens auf ihn, um sich auszusprechen. Abend für Abend stand sie am Gartentor, zitternd, in Angst fast vergehend; aber er erschien nicht. Ein anderer kam. Sein schwerer Tritt hallte durch das Gäßl; er brachte ihr noch einen Korb Maulbeerblätter. Ganz leise und heimlich wollte er ihn vor ihre Thür stellen, den Korb, damit sie ihn am Morgen fände. Sie aber stand plötzlich vor ihm, wünschte ihm einen guten Abend, reichte

ihm zum Dank die Hand und ließ sie lässig in der seinen. Sie plauderten leise, weil die Mutter schon schlief, und dem Straubmichl wurde ganz wunderbar zumute. Ihm war, als stünde da eine Pforte offen, bei der anzuklopfen er sich nie getraut hätte. So lieb und anschniegfam war das Teufelsmädel, die Liszka, schon seit einigen Tagen, so warm und wohlig wurde ihm in ihrer Nähe. Er mußte die Glucht ergreifen, wollte er sich nicht zu einer Dummheit verleiten lassen, die er morgen vielleicht bereute.

Die Liszka aber hielt ihn zurück. Ja, sie hielt ihn. Und sie zog ihn zu sich nieder auf die Steinstufen, die aus dem Hof zum Gang emporführten. Sie hatte einen Entschluß gefaßt, zu dem sie bei Tage nie den Mut gefunden hätte, und den wollte sie gleich ausführen. Daß dieser ehrliche, brave Biedermensch sie von Herzen gern habe, das wußte sie schon lange. Aber weder sie noch ihre Mutter hätte je an solch eine Partie gedacht . . . Namentlich die Mutter. Die begünstigte ja den heimlichen Verkehr mit dem Maß zu auffallend. Sie zog sich des Abends immer gleich zurück, wenn sie merkte, daß die Liszka warte, und es störte sie nie, daß das Geflüster und Geschmache vor ihrem Fenster oft bis Mitternacht dauerte. Sie horchte wohl gar und freute sich des gefangenen Vogels. Auch heute war sie so früh gegangen. Wenn sie geahnt hätte, wer jetzt da mit ihrer Liszka wisperte, sie wäre nicht so duldzaam gewesen. Nicht des Richters Sohn, sondern des Richters Diener! Aber freilich, was für ein Diener. Er besaß sein Häusl und ein kleines Anwesen, und er hatte hundert Geschäfte im Dorfe, zu denen so mancher andere zu dumm war.

Der Gemeinde diene er und nicht dem Richter. Die Steuermahnungen stellte er sanft und vorsichtig zu, mit der Trommel ging er, besondere Ereignisse zu verkünden. Das war keine Schande; jedermann achtete den Michel, seine Ämter gaben ihm sogar ein Ansehen, und im übrigen war er unter den Kleinhäuslern so gut gestellt wie einer. Wenn da noch etwas dazu kam, wenn der Michel noch eine tüchtige Frau fand, konnte er alles im Dorfe werden.

Sie hatte sich entschlossen, diesem ehrlichen Menschen, diesem Kind von einem Manne, der kein unbeschaffenes Wort an sie gewagt haben würde, ihr Vertrauen zu schenken. Mochte er sie? Das wollte sie erproben. Und betrügen durfte sie ihn nicht, das hatte ihr der Kaplan verboten, und dazu war er ihr auch zu gut. Zu gut? Sie war ihrer Macht über ihn zu sicher. Es war nicht nötig ihn zu täuschen.

Und ob er sie mochte!

Aber als er alles erfahren hatte, ging er still von dannen. Seine Stimme zitterte, als er der Liszka eine gute Nacht wünschte, und seine Hand glühte, als er die ihre drückte. Worte hatte er keine; was er hätte sagen können, schien ihm alles so plump und so dumm. Er trug sein Erlebnis still mit sich fort, um es erst in sich zu verarbeiten. Und mit seiner alten Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, wollte er doch auch drüber reden.

Aber schon in den nächsten Tage wußte die Liszka, wie es um ihn stand. Seine Bemühungen um sie verdoppelten sich, er half ihr, wo er konnte; Worte hatte er keine, doch in jedem Blicke und in jeder Gebärde lag Zärtlichkeit und Hingabe für sie.

Und das hatte der Herr Oberlehrer ganz richtig beobachtet; er sah den großen Straubmichl in den Netzen der Liszka zappeln und durchschaute ihre Pläne. Billigen konnte er sie durchaus nicht, aber von ihm hatte sie nichts zu befürchten, er schwieg. Wie erstaunt war er jetzt, als das Mädel ihm fest in die Augen blickte und sagte: „Er hat mich gern. Viel lieber als der anner, der Lump . . . Und ich hab ihm alles g'saat, er weiß, wie's um mich steht.“

„Das ist brav von dir, Liszka . . . Schau, schau . . . Hätt' ich dir nicht zugetraut . . . O, du bist gescheit!“ rief Heckmüller lächelnd.

„Freilich bin ich gescheit. Lieber glei' in die Donau, als ei' Lebe voll Lug und Trug. Will er mich jetz' noch — tessék.“

„Soll ich ein bisserl nachhelfen, Liszka, hm?“

Da lächelte das Mädel. „Wird nit notwendig sein. Der Michl fährt morgen mit mir nach Neusatz, die Kokons abliefern.“

„So so . . . Na, ich will ihm aber doch etwas sagen . . . Ich weiß etwas vom Maß . . . Ja, ich weiß etwas,“ entgegnete Heckmüller.

Liszka bezähmte ihre Neugierde, sie tat, als interessiere sie nichts mehr, was mit jenem Namen zusammenhing.

Da erschien plötzlich der Straubmichl in der Tür. Er kam, um mit Liszka noch die Stunde der morgigen Abfahrt nach Neusatz zu vereinbaren. Und das war rasch geschehen. Dann sagte er, zum Oberlehrer gewendet: „Wißt Ihr's schon, Herr Heckmüller? Des Rekuriere un' Bitte hot dem Richter nig genützt . . .“

„Ja, ja, ich hab' gehört,“ warf der Oberlehrer ein und deutete Liszka mit einem Blicke an, daß der das- selbe wisse, wie er selbst.

„Der Maß muß uf drei Jahr' ei'rücke, da nußt nig . . . Gleit' nach der Ernt' muß er fart uf Komorn,“ vollendete Michl. Und ein triumphierender Blick traf Liszka, den diese vieldeutig erwiderte.

Heckmüller beobachtete die beiden und wußte, was in ihnen vorging. Sie sahen die Bahn frei . . . „Ja,“ sprach er jetzt, „das ist unangenehm, wenn einer erst im dritten Jahr hängen bleibt und schon geglaubt hat, er wär' frei, wie der stolze Maß.“

Keines von beiden entgegnete etwas auf Heckmüllers Worte, und als er jetzt ging und der Straubmichl nur zögernd hinter ihm hertrabte, da hätte er darauf schwören mögen, daß es zur Kirweih eine Hochzeit im Dorfe geben werde. Die morgige Fahrt nach Neusatz zum Monsieur Berenger aus Chamaret wird sicher die Verlobung bringen. Na, das hätten sich die Seidenraupen auch nicht träumen lassen, daß sie heuer das Hochzeitskleid für die schöne Liszka spinnen würden.

IX.

Auch im Pfarrhause gab es Kokons abzuliefern nach Neusatz an die Seidenfabriken. Es war nicht viel geworden aus der Unze Samen, den der Pfarrer übernommen hatte, denn alle pfuschten mit bei der Fütterung und Pflege der Tiere, die Juliska, der Kaplan, die Klarinényi. Am besten waren sie noch versorgt, wenn der Pfarrer selbst sich ihrer annahm. Es verdroß ihn nur,

daß er dabei nicht rauchen sollte. Diese neue Botschaft hatte der Herr Kaplan ihm gebracht; es war die Weisheit der Wielandsliszka. Und die galt etwas in diesem Falle. Der Pater Istvan schwärmte ja für ihre Seidenzucht. Die Juliska, die auch immer gern eine Zigarette im Munde hatte, sollte zuletzt auch nicht mehr rauchend das Zimmer betreten dürfen, in dem die Zucht untergebracht war. Sie lachte nur dazu. Ihr weiblicher Instinkt witterte hinter der Schwärmerei des Kaplans das Interesse für das Mädel und nicht für die Seidenzüchterin. Sie hatte nur einen unbewachten Blick aufgefangen, damals beim Kaufmann Jellinek, und sie erwartete mit voller Sicherheit den Tag, an dem ihr geistlicher Hausgenossen unter irgendeinem Vorwand mit der „schönen“ Liszka in Verkehr treten würde. Sie täuschte sich nicht, der Tag kam. Und sie behandelte den Pater, mit dem sie früher gern geflirtet hatte, jetzt eijig kalt. Er merkte es wohl, doch er stellte sie nicht zur Rede, er ließ es sich gefallen. Das bestätigte nur ihre Vermutungen, und es reizte sie.

Na wenn der Bácsi davon Wind bekam! In solchen Dingen verstand er keinen Spaß.

Aber was ging das sie an? Sie langweilte sich tödlich in dem „Nest“ und schmiedete schon Pläne für den Winter. Der Kaplan spielte in diesen Plänen aber keine Rolle. Ihre Leidenschaft war das Theater. In Preßburg hatte man sie als Pensionärin des Klosters ängstlich ferngehalten von dem Stadttheater, das vor ihren Fenstern lag, hier aber sollte das niemandem gelingen. Temesvar war nicht weit . . . Sie wird die Mammi schon dafür

gewinnen . . . War nicht der Baron Simonni entzückt von ihrem Vortrag? Wer weiß . . .

Die Seidenernte des Pfarrhauses war durch den Kaplan zum Schlusse doch noch gerettet worden, und die Klarinéni wußte ihm Dank dafür. Wenn es auch nur ein oder zwei Kilo waren, und wenn sie auch nur dreißig Frank für das Kilo erhielt, es war leicht verdientes Geld. Sie ließ den Straubmichl rufen, er sollte für sie liefern gehen. Er fuhr ja so oft nach Neusatz.

Und er kam. Der Kaplan zeigte ihm alles, überzeugte ihn, daß die Kokons reif waren, und übergab sie ihm. Er hatte sie genau so hergerichtet, wie die Liszka die ihren, und der Michl schmunzelte, als er das merkte.

„D'r Herr Kaplan hot was galernt von mein'r Braut,“ sagte er.

„Von —!“

„Joo . . . Sidder gesh't¹⁾ is die Liszka mei' Braut,“ sagte er breit und behaglich.

Dem Kaplan war, als hätte ihn wer auf den Kopf geschlagen. Der also war es? Zu dem stieg sie herab, um der Schande zu entgehen? Stotternd entgegnete er: „Da wü-ünsch ich Ihnen Glück, Herr Straub.“

„Dank schön. Des werd von selber kumme mit so ei'm brave Weib.“

Pater Istvan sah in forschend an. Wußte er oder wußte er nicht? Hatte sie seine Bedingung erfüllt? Der Mann sah ihm zu zufrieden aus, zu beglückt.

„Und weiß man's schon im Dorfe?“

¹⁾ Seid gestern.

„Ah, naa. Die Liszka will noch eh'nder wallfahrte geihn. Sie is gar frumm.“

„Das ist recht. Und wann wollt ihr denn heiraten?“

„Glei' druf werd g'heiert. Mir wer'n den Herrn Pfarrer halt um an Dischpens bitta.“

„Wenn es sein muß,“ sagte achselzuckend der Kaplan. Jetzt wußte er, daß seine Bedingung erfüllt worden war.

Der Straubmichl zwinkerte halb pfiffig, halb verlegen: „Jo — es hot halt Eil.“

„So so! So so!“ sprach der Kaplan und sah den Mann starr an. Beinahe hätte er gelacht. Der nahm das also auf seine Kappe. Er wollte sogar ihn, den Kaplan, glauben machen . . . Na ja, freilich! Für den Straubmichl wäre die Liszka gewiß zu haben gewesen ohne dieses Malheur. Ausgerechnet für ihn war sie aufgeblüht in ihrer ganzen blonden Schönheit. So ironisierte Pater Istvan den Mann in Gedanken. Aber es gefiel ihm, daß der Michl seine Rolle so gut spielte, daß er sich so breit vor den guten Ruf seiner Braut stellte.

„Und wann geht die Liszka wallfahrten?“ fragte er leicht hin.

„Am Dunnerschtag. Sie will aus Buß' — Hochwürde versteihn mich schon — — uf Maria Schnee; hin und z'rick will se zu Fuß geihn. Ich hab mitwolle, äwer sie leidt's nit. Allaan will se sein.“

„Lassen Sie ihr den Willen, lieber Herr Straub, sie tut recht.“

„Dank schön, Herr Kaplan . . . Na, und die Kokons wer' ich halt abliedere. Ich wer s' ehna schon uffschwäze

für die erscht Klass'. Die Bas' Klari soll zufriede sei' mit mer. G'lobt seis Chrischt, Hochwürde."

So ging der Straubmichl mit seinem Körbchen Kokons aus dem Pfarrhaus. Er ging heim zu seiner Mutter.

Die war seit einigen Tagen ganz still geworden; sie redete nicht ungefragt mit ihrem Sohn, sie grollte ihm. Wie ein kleiner Bub' war er vor ihr gestanden, als er ihr alles sagte, und sie fuhr gar mächtig auf. Nie und nimmer werde die alte Straubin so eine Schwiegertochter in ihr Haus nehmen, sagte sie. Und ob er sich denn als Mann nicht in die Haut hinein schäme, so einen Schritt zu tun, fragte die Mutter. Sogar mit der Auswanderung drohte sie. Zurück nach Josefsfeld wolle sie gehen, wo sie noch einen Bruder und eine verheiratete Tochter hatte, wenn der Sohn ihr das antue. Denn sie stammte aus dem Nachbardorf und war protestantisch. Ihre Heirat mit dem Straub aus Karlsdorf zählte zu den so seltenen Mischehen zwischen evangelischen und katholischen Schwaben, und die geborene Gertrud Ulmer war nicht übergetreten, sie war augsburgisch geblieben. Der Sohn wurde katholisch, die Tochter evangelisch getauft, und diese hat wieder hinüber geheiratet in das Heimatsdorf der Mutter. Jeden Sonntag ging sie mit dem Mädcl hinüber zum Gottesdienst, und drüben fand sie auch den Schwiegersohn. Sie war dort nicht unwillkommen; der Michl solle nur ja nicht glauben, daß sie bei ihm bleiben müsse.

Wie ein Gewitter hatte das getobt ein paar Tage lang. Der Michl schwieg und kränkte sich. Er aß nichts mehr, rauchte nicht, kam ganz von Kräften. Da

schwieg auch endlich die Mutter. Das konnte sie tun, reden und zanken brauchte sie ja nicht, aber nachgeben wird sie gewiß nicht. In ihr Haus kommt die Wielandsliszka keinesfalls. Der dumme Bub'! War er darum dreißig Jahre alt geworden, daß er sich von so einer fangen ließ?

Der Michel hätte sich die Haare ausraufen können, daß er seiner Mutter die volle Wahrheit gesagt hatte. Zu spät erkannte er, daß das gar nicht nötig gewesen wäre. Was braucht eine Mutter so etwas zu wissen? Und zurück konnte er nicht mehr. Das Mädcl lag ihm schon lange im Sinn; nur getraut hatte er sich nie, daran zu denken, daß sie ihn nehmen möchte. Alles lebte auf in ihm, als er merkte, daß sie ihm geneigt war; ein Fieber fiel ihn an, und er konnte nicht mehr von ihr lassen. Sollte er sie deshalb preisgeben und verachten, weil ein Schuft sie betrogen hat? Mögen andere darüber anders denken, er wollte nichts davon hören. Und wissen tut es ja nur einer. Wenn der davon redet, schlägt er ihn nieder.

Aber die Mutter? O, das schmerzte ihn. Aber seitdem er mit der Liszka in Neusatz war, einen ganzen Tag mit ihr allein, seitdem war auch das überwunden. Wie sie alle sich nach dem Landmädcl umgeschaut haben, die Beamten, die Offiziere, die französischen Seidenfabrikanten — an jedem Finger könnte sie einen „Herrn“ haben, wenn sie wollte, und doch wählte sie ihn, den einfachen Straubmichl. Mochte die Mutter trügen, mochte sie auswandern zur Schwester; ihm war jetzt alles gleich. Und da die Liszka meinte, daß er nach der

Hochzeit zu ihr ziehen solle, war ja auch alles anders. Man konnte der alten Mutter ihren Frieden lassen, sie brauchte nicht auszuwandern, wenn sie nicht wollte.

Und seitdem alles klar war, was zu geschehen habe, kehrte sein Humor wieder zurück. Er konnte und wollte sein Glück nicht verbergen.

Die alte Straubin sah es mit Staunen. Er aß heute ganz vergnügt sein Mittagbrot. Sie aber kleidete sich daraufhin resolut an, um nach Josefsfeld zu gehen und mit der Tochter ihre Zukunft zu besprechen.

Der Michel merkte gleich, als sie voll Mißbehagen die Prünellschuhe, die sie immer trug, gegen Lederschuhe vertauschte, was sie vorhabe. Er blinzelte ihr zu und lächelte sie an. Aber sie übersah ihn. Er redete ihr zu Gehör, daß es doch nicht zu verachten wäre, wenn man künftig zwei Häuser besäße und wohnen könnte, wo man wollte.

Da lachte die Straubin auf, daß das Schlagwerk der alten Schwärzwälderin zu rasseln und zu summen begann.

„Die alt' Wielandin gitt deer er Haus? Maanscht? Dem Bankert werd' sies gäwe und du konnscht d'r 's Maul abwische, du Hans Narr du!“ sagte sie schneidend und band sich ihr schwarzes Kopftuch unterm Kinn. Sie war fertig. „In mei Haus kimmt nar a brav's Mäd'scha, des schaffe gelernt hot. Koi Putzgrebl mit aner Zuwas. Des is mei letscht' Wart.“

Der Michel blieb ruhig und gelassen und stopfte sich seine Pfeife nach Tisch.

„Ich loss' die Kathl halt schön grüssa, und wann

die Hochzeit is, werd se schon noch erfahre," sagte er. „Mei Motter, des könnt 'r ehr sage, kann in dem Haus wohne, sau lang se lebt. Ich geih am Hochzeitstag fart und kimm nimmei.“

„Nimmei?“ rief die alte Straubin entsetzt und starrte ihren Sohn an.

„Nimmei,“ sagte dieser und wendete sich nach der Tür. „Sau an Dickkopp wie die Motter hot der Sohn halt aa.“

Und damit verließ er die Stube. Die alte Straubin aber zog wieder ihre geliebten Prünellschuhe an, als er draußen war.

* * *

Früher als die Sonne war die Liskka aufgestanden, um ihre Bußfahrt anzutreten. Es herrschte schon Leben in den Bauernhöfen; das Vieh wurde gefüttert, die Wagen aus der Scheuer in den Hof geschoben, geschmiert und zur Ausfahrt vorbereitet, aber die Gassen lagen noch einsam da und leer. Die Hähne krächten, die Schwalben orgelten und tremolierten wie im Halbschlaf auf ihren Nestern in den Hausgängen. Da trat Liskka aus der Tür ihres Hauses und schritt das Gäßl hinauf gegen die Kirche hin. Sie war dunkel, ohne alle Hoffart gekleidet, hatte keine Farben auf sich, nur ihre Wangen blühten im Rahmen des schwarzseidenen Kopftuches, und ihr Blondhaar quoll an den Schläfen ein wenig hervor. Ihre Mädchenhaftigkeit, die ihr gebot, ohne Kopftuch zum Altar des Herrn zu pilgern, hatte sie abgelegt; sie ging wie eine junge Bäuerin ihren Weg. Und an Stelle ihres mit Silber beschlagenen Gebetbuches hatte sie das be-

scheidene alte der Mutter genommen. Ein Rosenkranz war um das Gelenk ihrer Rechten geschlungen, und so ging sie ernsten, festen Schrittes dahin. Sie bekreuzte sich dreimal, als sie das Haus verließ und besprengte sich ein wenig mit Weihwasser. Und schon vor der Kirche schlug sie wieder ein Kreuz und betete im Weiterschreiten ihr erstes Vaterunser. Ihr Blick streifte flüchtig die Front des Pfarrhauses. Die grünen Fensterläden waren sämtlich geschlossen, nur an dem kleinen Anbau, in dem immer der jeweilige Kaplan wohnte, stand ein Fenster offen. Sie kam am Gemeindehaus, am „Großen Wirtshaus“ vorüber, und alles lag noch in tiefem Schlaf. Das „Große Wirtshaus!“ Die Liszka wendete den Blick ab von dem Schauplatz aller Tanzfreudigkeit und Weltlust, wo die Kirchweih und der Fasching, die Maitänze und die spätherbstlichen Feste vor Kathrein die Dorfjugend zusammenführten, wo auch sie ihrem jungen Blut erlegen war. Vortänzer war der Matz, und sie hatte ihm den Kirchweihstrauß auf den Hut binden dürfen; den ersten Reigen durfte sie mit ihm tanzen, während die anderen vor Neid platzten. Aber der Matz forderte seinen Lohn für diese Ehre, und sie gab ihn ohne viel Widerstreben; wie im Rausch war sie mit ihm aus dem heißen Tanzsaal hinausgestürmt in die Sommernacht.

Sie griff nach ihrem Rosenkranz und betete ein zweites Vaterunser. Dabei hatte sie den Höhepunkt des Dorfes überschritten; die Hauptgasse neigte sich wieder, floß in der Ebene dahin und ergoß sich in die breite, weiße Komitalstraße, die in die Ferne führte. Auf den Gipfeln der slawonischen und serbischen Berge jenseits

der Donau blizte die Sonne auf; die Lerchen trillerten hoch in den Lüften, und auch sie wurden schon von ihren ersten Strahlen getroffen. In dem Feldgebreite, das sich weithin dehnte, wogte das Getreide wie ein Meer. Und schon wurden überall die Sicheln und Sensen gedengelt zum Schnitt.

Als die Frühglocke geläutet wurde, schritt die Liszka schon durch Josefsfeld, und sie betete auch vor dieser Kirche ihr Vaterunser, unbekümmert darum, daß dieselbe ein evangelisches Gotteshaus war. Sie gedachte dabei der Mutter des Michel . . . Vielleicht hilft ihr der liebe Gott doch noch, sie umzustimmen.

Offiziere begegneten ihr in Josefsfeld und sahen ihr erstaunt nach. Den einen kannte sie vom Sehen, es war der Graf, der oft durch Karlsdorf ritt . . . Man sagte, daß ihm die Juliska gefalle.

Die bis dahin einsame Straße belebte sich von jezt ab mit Bauernwagen und mannigfachen Gefährten. Sie grüßte jeden deutschen Wagen mit „G'lobt seis Christ“, und die Bauern rückten den Hut und dankten ihr; sie erkannten den Zweck ihres Ganges und luden sie nicht ein, mitzufahren, wie dies sonst üblich ist. An herrischen Wagen sah sie vorbei, denn die Insassen derselben beschäftigten sie nur mit kecken Zurufen; sie hatten keine Achtung vor dem Gebetbuch und dem Rosenkranz in ihren Händen. Daß sie sauber sei, wußte sie ohnehin. Brauchte ihr's nicht jeder herrische Laffe zu sagen.

Mittags kam sie an dem Felsen der Festung von Peterwardein vorüber. Wie oft hatte sie ihn nicht schon gesehen, wenn sie nach Neusatz kam. Wie oft war sie

nicht auf der Schiffbrücke über den Strom hinüber-
geschritten. Aber so gewaltig wie heute war ihr diese
Donaufestung noch nie erschienen. Hoch oben, auf dem
Kamm des Felsens, wurde jetzt eine Fahne geschwenkt,
eine Glocke hallte über den Strom hin, und die Schiff-
brücke theilte sich langsam in der Mitte; sie öffnete eine
Gasse für den Dampfer, der die Bergfahrt von Belgrad
her machte. Vielleicht war wer aus dem Heimatsdorf
auf dem Schiff. Aber was kümmerte das sie? Ihr war
viel lieber, sie wurde heute nicht gesehen. Die Leute
hätten sich doch nur unnötige Gedanken gemacht über
ihre Wallfahrt. Und sie bog rasch ab auf den wohl-
bekannten Weg nach Maria-Schnee. Jedes Jahr pilgert
die Gemeinde Karlsdorf einmal hierher und sie war oft
genug mit dabei, aber allein hatte sie den Weg nach
dem Gnadenort noch nie gesucht. Sie dachte viel Schönes
auf diesem Wege, viel Gutes, und hatte ihren Rosenkranz
schon zweimal durchgebetet. Sie wollte dem ehrlichen
Straubmichel ein braves Weib sein und nie vergessen,
was er für sie getan. Sie wollte ihm die Mutter ver-
söhnen. Auch dem Oberlehrer Heckmüller dankbar zu
sein, gelobte sie sich. Er hatte geschwiegen, selbst gegen-
über der Frau Rosa. Und auch dem Herrn Kaplan, der
ihr diesen Bußgang aufgetragen, und der sie zur Wahr-
haftigkeit verhielt, war sie Dank schuldig. Sie wollte
für alle hier beten, auch für ihn, der sie hergeschickt
hatte. In ihrem tiefsten Innern regte sich etwas für ihn
wie Mitleid. Ihr war, als ob sie ihn bedauern mußte.
So jung und frisch, so lebensfreudig, und ausgeschlossen
von der Liebe, von der Freude am eigenen Herd, von

der Familie. Er tat ihr leid, denn sie merkte nur zu oft, daß sie ihm gefalle.

Dort winkte schon die Gnadenkirche. Wie erhaben kam sie ihr nicht heute vor. Und aus der Kinderzeit klangen ihr die Worte des Pfarrers im Ohr, der ihnen einmal in der Religionsstunde von dieser Kirche erzählte. Mitten im Schlachtfeld von Peterwardein liege sie, dort, wo der Prinz Eugen die Türken besiegte. Und immer am Tage der Schlacht, jedes Jahr, wallfahrten die Menschen aus der Umgebung hierher, um für die armen Seelen der Gefallenen zu beten. Längst, längst hatte sie das vergessen. Heute aber öffneten sich alle Kammern ihres Innern; Verklungenes und Verschollenes stieg in ihr empor, und der Gedanke, daß noch nach Jahrhunderten für die gebetet werde, die hier für das Vaterland gestorben sind, rührte sie bis zu Tränen.

Sie hörte einen Schritt hinter sich, der immer näher kam. Aber sie wendete sich nicht um, sie blieb versunken in ihre frommen Gedanken und lispelte leise Gebete vor sich hin.

„Das ist brav, Liszka, daß Sie Ihren Vorsatz so tapfer ausgeführt haben,“ sprach plötzlich eine Stimme neben ihr.

„Jesus, Maria und Josef, der Herr Kaplan!“ rief die Liszka erschrocken.

„Warum erschrecken Sie? Ich habe ihnen doch gesagt . . .“

„Ich war so verloren, so in Gedanken . . . Und hab' auch gemeint, der Herr Kaplan wären schon in der Früh dagewest.“

„Nein, liebe Liszka, ich bin mit dem Schiff gekommen. Und ich wollte an Ihrer Seite sein. Ein männlicher Schutz ist in dieser Gegend für eine einsame Wallfahrerin immer gut.“

„Freilich, Hochwürden. Ich dank' auch schön.“

„Da ist serbisches Gebiet. Und es gibt auch zuchtlose Soldaten, die hier herumischweifen. So eine schöne Wallfahrerin sollte doch nicht ganz allein sein.“

„Ich hab gedenkt, das Gebetbuch und der Rosenkranz sind mein bester Schutz,“ sagte Liszka.

„Auf dem Hinweg vielleicht. Nicht aber auf dem Heimweg. Ich will Sie begleiten, liebe Liszka und mich mit Ihnen heute aussprechen,“ entgegnete Pater Istvan, und sein Blick ruhte warm auf ihrem errötenden Gesicht.

Sie schwiegen, und Liszka versuchte wieder leise zu beten. Aber sie kam nicht mehr in die frühere Stimmung. Neben ihr schritt etwas einher, das sie befangen machte, das ihre Gedanken ablenkte.

Die Sonne brannte heiß hernieder auf die stillen Wanderer, doch das Ziel war nahe. Liszka schien müde; sie hatte nichts zu sich genommen, als sie vom Hause fortging, hatte nirgends gerastet und wollte nüchtern vor den Altar der Gottesmutter hintreten, wie an den Tisch des Herrn, wenn es zur Kommunion ging. Niemand hatte ihr das geboten, aber sie legte es sich selbst auf und erzwang es auch. Und als sie vor den steinernen Stufen der Kirche angelangt war, bat sie den Kaplan, voranzugehen. Er hatte sein Brevier in der Hand, wie sie ihr Gebetbuch; ihm war, als täte auch er einen Bußgang da neben ihr, als hätte auch er manches zu be-

reuen. Und wie aus einem Traum erwachte er, als sie die Bitte an ihn richtete. Er tat ihr den Willen und ging voraus in die Kirche.

Sie aber ließ sich an der Kirchentür auf die Knie nieder und rutschte langsam, betend, das verzückte Gesicht aufwärts gewendet, bis zum Altar der Jungfrau hin. Und in diesem Augenblick war ihr, als hätte sich ein Wunder vollzogen — es regte sich ein zweites Leben in ihr. Mit ausgebreiteten Armen kniete sie dort und betete lange und inbrünstig, während ihr Begleiter mit gesenktem Haupt in einem Kirchenstuhl kniete. Langsam ermatteten Liszka's Arme und senkten sich; endlich lag sie nur noch auf den Stufen.

Sie hatte für sich und ihr Sündkind, dessen Dasein sie zum erstenmal empfand, für ihren künftigen Mann und für alle gebetet, die ihr lieb waren, und denen sie ein Vaterunser schuldig zu sein glaubte; auch für den jungen Priester, der jetzt hinter ihr kniete und leise ihren Namen aussprach, sie mahnend, daß es genug sei.

Es schlug drei Uhr, als Pater Istvan sie aus der Kirche hinausgeleitete, und es war Zeit, sich für den Rückweg zu kräftigen.

Als Liszka wieder auf den weißen Steinstufen vor der Kirche draußen stand und ihr Blick hinschweifte über die schöne Gotteswelt ringsum, dieses Paradies von Ährenfeldern und Weinbergen, durch das der mächtige Donaustrom so lautlos hinzog in die Ferne, da war ihr so leicht, so frei und so selig um das Herz wie noch nie. O ja, schon einmal war ihr so — nach der ersten Beichte in den Kindertagen, nach der ersten Kommunion. Ge-

reinigt von allem Irdischen kam sie sich vor; sie fühlte Flügel an ihren Armen und meinte, sie könnte fort-schweben in die Welt hinaus.

Der Kaplan sah, wie blaß sie war, und er erfuhr erst jetzt, daß noch nichts über ihre Lippen gekommen war, nicht einmal ein Tropfen Wasser. Es schien ihm, als schwanke sie über die Stufen hinab, und er umfing zart ihren Leib von rückwärts und geleitete sie. Auf festem Boden gab er sie wieder frei. Und sie traten alsbald in eine Gastwirtschaft und aßen ein wenig. Der Kaplan bestellte roten Karlowitzer, der auf jenen Höhen wuchs, über denen die Sonne jetzt stand. Und der stärkte Liszka, der weckte ihre Lebensgeister und brachte ihr Blut wieder in Wallung.

Pater Istvan Michlbach schlug jetzt einen anderen Ton an. Er betrachtete alles als abgetan, was hinter ihnen lag, und hielt die Bußfahrt für beendet. Und er rückte mit allerlei Vorschlägen heraus. Er wollte der Liszka die obere Festung von Peterwardein zeigen, die Aussicht nach Neusatz hinüber und nach der Kriegsinsel und vieles andere. Und abends würden sie mit dem letzten Semliner Dampfer heimwärts fahren.

Die Liszka war nicht dafür zu haben. Ein anderes Mal wolle sie das mit ihm machen; für heute hatte sie gelobt, zu Fuß heimzuwandern.

„Ein anderes Mal?“ fragte er warm und hielt ihre auf dem Tisch liegende Rechte fest. „Gewiß, ein anderes Mal?“

„Gewiß,“ sagte sie und errötete unter seinem Blick.
„Noch vor der Hochzeit?“ fragte er dringend.

„Wann Ihr wollt, Hochwürden,“ sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich werde Sie beim Wort nehmen,“ sprach er und lächelte sie gar seltsam an. „Jetzt aber ist es Zeit, daß wir gehen.“

„Ja, ja,“ sagte die Liszka, „ich hab’ ein’ weiten Weg vor mir.“

„Ich begleite Sie.“

Sie sah ihn groß an. „Bis haam?“

„Bis nach Hause. Darf ich Sie in den Abend hinein allein gehen lassen?“

„Wann sich’s nar (nur) aa schicka tut. Wann’s nar ka Rederei gitt,“ erwiderte sie befangen. „Recht wär’s m’r schun.“

„Darum wollen wir uns nicht bekümmern, liebe Liszka.“

Und sie brachen auf.

Lange schwiegen sie. Dann aber kamen sie ins Plaudern. Er erzählte von seiner Jugend, von seiner Mutter, die auch so fromm gewesen sei wie sie, die Liszka. Sie hatte ihn dem lieben Gott versprochen, als er in einer schweren Kinderkrankheit lag, und wie er dann wieder gesundete, mußte sie ihr Wort halten. Am liebsten wäre er Soldat geworden, Reiteroffizier, aber er fügte sich in den Willen der Mutter.

Und die Liszka gestand ihm, daß auch sie heute ein ähnliches Gelöbniß getan habe . . .

Der Kaplan schüttelte mißbilligend den Kopf. Das hätte er wissen sollen. Darum hätte sie ihn fragen

müssen. Er würde ihr nicht dazu geraten haben. Frei soll jeder Mensch über sich selbst bestimmen können.

Die leise Verstimmung, die dieses Gespräch zurückließ, wich bald. Die Landschaft, durch die sie schritten, war so herrlich, der Tag so einzig schön. Viele Wiesen blühten noch im vollen Farbenzauber, der Duft von jungem Heu lag in der Luft, und es war ein Gären und Reifen überall in dem fruchtbaren Gelände. Der Frühsommer mit all seiner Süße, seiner Gewitterschwüle, seinen Spannungen und Entladungen, schwebte wie das Schöpfungsgeheimnis über der schwellenden Erde. Die Schmetterlinge taumelten gepaart in seliger Vereinigung über Wiesen und Felder hin, die Vögel lockten einander, gurrten, balzten und stimmten Jubellieder an, während die Sonne sich langsam senkte. Es erklang ein Chor der Lust, der Freude in der ganzen Natur.

Und da ging ein junges Weib, das den schwellenden Frühsommer in allen Gliedern trug; und es hatte Buße getan für eine Sünde, die vor der Natur nur die Erfüllung einer Bestimmung war.

Und da schritt ein junger Mann, die ganze Gewitterschwüle seiner vierundzwanzig Jahre in den Gliedern, lechzend nach Erlösung, nach Erfüllung; aber es war ihm verboten, dieses Weib zu umfassen, es zu küssen und mit ihm zu versinken in der Seligkeit dieser schönen Stunde.

Die Dämmerung brach herein, und die beiden einsamen Wallfahrer waren immer stiller geworden. Nahe nebeneinander gingen sie dahin. Bald streifte ihr Kleid an das seine, bald prallten ihre Arme aneinander, bald berührten sich zufällig ihre Hände. Er war um einen

Kopf höher als sie, und sein heißer Atem strich ständig an ihrer Wange vorbei. Ihr war so schwül, so schwer in den Gliedern, sie hatte sich doch vielleicht zu viel zugemutet. Er merkte es und bot ihr seinen Arm als Stütze.

Und so schritten sie, sanft aneinander gelehnt, in die Frühsommernacht hinein . . .

X.

Ein Fremder war im Dorf erschienen, ein hochgewachsener, blonder Herr mit einem Vollbart und blauen Augen. Im hellen Sommeranzug, in gelben Schuhen und mit einem gar feinen Strohhut auf dem Kopfe kam er und trug einen festen Stock in der Rechten. Sonst nichts. Die ihn beobachteten, wie er neugierig und doch so freundlich alles im Dorf beguckte, wie er herzlich für jeden Kindergruß dankte, fragten sich, wer der fremde Herr wohl sein möchte. Er war zu Fuß von der Bahnstation oder von Josefsfeld her gekommen. „Des tut kei' hiesiger Herr,“ sagte der Postmeister, der ihm nachblickte, „'s muß a ganz fremder sin.“

Aber es war kein solcher. Der Fremde stellte sich im Gemeindehaus vor als Georg Trauttmann aus Rosenthal. Er war ein banater Schwab' aus Amerika, der zu Besuch in der Heimat weilte. Ein Wasserbauingenieur, der schon manches große Werk geschaffen. Was ihn nach Karlsdorf geführt? Nur das Interesse für die hiesigen Dammanlagen, von denen er schon als Knabe gehört habe in der Dorfschule. Wenn er sich nicht irre, mußte da Ende der sechziger Jahre, als er daheim auf der Schulbank saß, ein großes Unglück geschehen sein. Man

erzählte den Schulkindern davon. Und dann kamen zur Erntezeit fremde Schnitter auch nach Rosenthal, Schwaben, die um Haus und Hof gekommen waren durch ein großes Wasser. Das wären die Karlsdorfer, hieß es. Auch in seinem Vaterhaus wurde ein Ehepaar aufgenommen . . . Ob seine Zeitangabe stimme? fragte der Gast.

Sie stimmte, der Klugsbalger mußte es bestätigen. Und er sagte sogleich Vertrauen zu dem Amerikaner, den solche Kindheitserinnerungen mit seiner Gemeinde verknüpften. Womit er ihm gefällig sein könne, was er schaffe, fragte der Richter.

Nichts wollte er als die Erlaubnis, die großen, alten Dämme an der Donau und der Theiß besichtigen zu dürfen. Und vielleicht einen Führer sollte man ihm mitgeben. Er wisse, daß er sehr ungelegen komme, denn die Ernte stehe vor der Thür; aber da er schon einmal hier wäre, wolle er doch nicht unverrichteter Dinge wieder heimkehren in sein Dorf.

Wie gerne wurde diese Erlaubnis gewährt! Wie willkommen war solch ein Gast!

Der Klugsbalger, dessen Pferde sämtlich in der Arbeit waren, ließ sogleich den Gevatter Haffner herüberbitten ins Gemeindehaus. Er sollte einspannen.

Indessen bewies Georg Trauttmann, daß er recht genau unterrichtet war über Karlsdorf; der Klugsbalger konnte ihm nichts Neues erzählen über die Anlage der Kolonie. Er wußte, daß die Urgroßväter der heutigen Ansiedler, im Verein mit dem deutschbanater Grenzregiment, die altberühmten Wasserwerke gebaut haben, die zu sehen und zu studieren er gekommen war.

Der Haffnerslippl kam und war sogleich bereit. Auch ihm gefiel der Fremde ungemein. Auch seine Eltern seien im Jahre 1868 in Rosenthal im Schnitt gewesen, sagte Haffner, weil ihnen daheim die Ernte ertrunken war. Vielleicht waren sie es, die in Trauttmanns Vaterhaus Aufnahme fanden. Jedenfalls bitte er sich die Ehre aus, diesen Herrn aus Rosenthal beherbergen zu dürfen, wenn er über Nacht da bleibe.

Ein herzlicher Händedruck Trauttmanns lohnte dem Haffnerslippl diese Worte. Dann aber gab er dem Wunsche Ausdruck, auch den Herrn Stromingenieur kennen zu lernen. Der sollte nicht meinen, daß ein Unberufener hinter seinem Rücken sich da wichtig machen wolle. Der Klugsbalger warf einen raschen Blick nach Haffner. Und dieser lachte auf. „Des trifft sich gut,“ sagte er, „daß des Herrle nit d'rhaam is, sunscht hätt' ich nit ei'g'schpannt. Ich nit.“ Und man erzählte Trauttmann das Notwendigste über Gergeln und sein schiefes Verhältnis zum Dorfe. Beide Männer beklagten es bitter, daß der Herr Stromingenieur auch die Zeit vor der Ernte wieder nicht genügt habe zur Ausbesserung der Schäden, die das letzte Hochwasser zurückgelassen. Willige Arbeitskräfte in Hülle und Fülle seien da, man müsse nur immer die richtige Zeit wissen. Der Herr aber wäre auf Urlaub, führe, wie man höre, ein Luderleben am Plattensee, und an den Dämmen draußen sei alles so, wie es im April gewesen. Man wäre ohnehin willens, sich zu beschweren, erzählten sie. Da konnte ihnen niemand willkommener sein als solch ein Gast.

Und die drei Männer fuhren hinaus in die Ried-

felder und nach den Dämmen. In goldiger Herrlichkeit lag die Ernte vor ihnen ausgebreitet. Noch drei Tage bis Peter und Paul, und dann begann der Schnitt; denn Peter und Paul machen die Kornwurzel faul, heißt ein altes Wort, das namentlich für den Süden gilt.

Der riesige Donaudamm, auf dessen Krone man dahinfuhr, zog sich drei Meilen fort. Sein kleines Vorland bildeten Auen, die als Überschwemmungsgebiet galten und die sich auch in sein Hinterland erstreckten. Quer- und Paralleldämme durchschnitten das weite Gebiet, zwischen ihnen immer die Tafeln von zweihundert und mehr Joch Getreidefelder. Fetter, unbezahlbarer Boden. Ein Paradies von Fruchtbarkeit.

Georg Trauttmann widmete diesem Damm, seinen Sicherungen und Hinterwerken einen Tag. Und einen zweiten dem besonders wichtigen Schutzdammsystem an der Theiß, die die nördliche Grenze des Karlsdorfer Besitzes bespülte und am äußersten Spitz, wo die Hauptdämme einander begegneten, in die Donau mündete. Zwei Nächte verbrachte Trauttmann als Gast im Hause des Hassnerslippl, dessen stille Frau und ihr Schicksal, das er sich bald zusammenreimen konnte, ihn mächtig ergriffen.

Mit seinem Urteil über den Zustand der Dämme hielt er lange zurück. Aber sein Gesicht wurde immer ernster. Und er war zuletzt ganz einsilbig geworden. Nur zu sehr fand er die Klagen der Männer berechtigt über den Beamten, dem das alles anvertraut war, in dessen Händen das Schicksal von Tausenden lag. Es widerstrebte ihm, den Abwesenden noch schwärzer zu

malen, als er diesen Leuten schon erschien. Aber je einsilbiger er wurde, desto dringender forderten sie sein Urteil, seinen Rat.

Um zu lernen, war er gekommen. Er glaubte, hier ein Werk in seinem Vaterland gefunden zu haben, an dem er sich laben konnte. Er fand es verrottet und verwahrlost. Und anstatt zu lernen, sollte er belehren, warnen. Verdienten diese Braven nicht, daß man ihnen die Wahrheit sagte?

Am zweiten Abend hing der Straubmichel sich die Trommel um und ging durchs Dorf. So hart war das Urteil Trauttmanns, daß der Klugsbalkzer allein nicht die Verantwortung tragen wollte für die Zukunft. Er ließ die Männer, die Zeit hatten, ins Große Wirtshaus zusammenbitten, damit sie alle das hören, was dieser ehrliche, unbestochene Freund zu sagen mußte. „A berühmter Inscheneer is do, a Schwob aus Amerika, und der will a Redd' halta über unser Darf und die Wasser-g'fahr. Der Richter lößt alle Männer ei'lade!“

So rief der Straubmichel seinen Auftrag bei den Kreuzungsstellen der Dorfgassen aus. Und die blasse Frau Gergeln, die mit ihrer vollen Kinderstube daheimgeblieben war, steckte auch den Kopf zum Fenster hinaus und hörte es mit Staunen. Ging das gegen ihren Mann?

Die Bauern hatten jetzt anderes zu tun als Vorträge anzuhören. Aber die wichtigeren Männer kamen doch. Der Klugsbalkzer, der Haffnerslippl und sein Sohn Jörgl, die Gerichtsbeisitzer und Geschworenen, der Postmeister und der Oberlehrer Heckmüller, der alte Wichnersepp, viele Großbauern und sogar der lustige Bindersmichel, der

Schweineschlächter des Dorfes, waren gekommen. Und sie horchten gespannt auf das, was der Landsmann aus Amerika ihnen zu sagen hatte. Seine schwäbelnde Art, seine Bescheidenheit und die Ruhe und Festigkeit, mit der er sprach, gewann sie alle. Ohne jede Absicht sei er hierher gekommen, nur um seine alte Heimat näher kennen zu lernen und hier vielleicht etwas zu lernen. Sein Lebensberuf sei der Wasserbau. Er könne ihnen nicht erzählen, was er alles schon gemacht habe; sie möchten ihm aber glauben, daß er drüben in Amerika in seinem Fach gesucht und geachtet wäre. Gelernt hätte er hier bei ihnen allerdings etwas in diesen zwei Tagen — er habe erkannt, wie langmütig und gütig der Himmel sei. Denn nur dieser Langmut und dieser Güte verdanken sie es, daß sie nicht jedes zweite oder dritte Jahr ein neues 1868 erleben. Die Dämme, die er gesehen, seine ein großes Werk früherer Zeiten, aber die heutige technische Wissenschaft müsse sie verwerfen. Daß sie in 150 Jahren nur viermal zerstört wurden und sonst stets nur kleinere Schäden erlitten, müsse er als ein Wunder erklären.

Und er entwickelte nun seine Ansichten ausführlich und bedauerte immer wieder, daß sein Kollege, der Herr Stromingenieur, nicht hier sei, denn gerade ihm könnte er ja alles am deutlichsten sagen. Die Bauern machten da lebhaftes Zurufe, paßten aber gleich wieder auf, daß ihnen nichts entgehe von seinen Ausführungen. Vielen blieben freilich nur einzelne Schlagworte im Ohr haften, aber auch das war schon ein Gewinn. Und die wichtigsten Männer verstanden den Redner ganz gut. Die Karls-

dorfer Dämme und Deiche seien französische Erddämme, sagte Trauttmann, die man heute nicht mehr baue. Man arbeite heute in der ganzen Welt nach englischem System. Aber auch vom Standpunkt des französischen Erddammes gesehen, seien ihre Dämme mangelhaft. Das sei namentlich bei den Nachbesserungen und an Bruchstellen kenntlich. Da habe Vorsicht und Einsicht gefehlt. Die Pflasterung des Dammkopfes, der als Straße diene, sei schlampig durchgeführt und überall schadhast. Die Niederschläge sickern von oben ein; sie erweichen den Damm stellenweise, so daß er seine Widerstandskraft verliert. Das wasserseitige Flechtwerk sei alt und verfault. Es habe früher gewiß gute Dienste geleistet, denn Flechtwerk sei elastisch und biete immerhin Schutz. Man habe aber seit Jahrzehnten ganz andere Dammsicherungen erfunden. Eines dürften sie unbedingt fordern: daß ihre beiden Hauptdämme endlich den englischen Charakter erhalten, daß sie einen Tegelkern bekommen. Ohne einen solchen undurchlässigen festen Kern werden heute nirgends mehr so wichtige Dämme gebaut.

Fort mit allen Erddämmen! müßte die Losung der Gemeinde lauten. Und wenn man ihren Ruf nicht hören sollte, wäre zu überlegen, ob die Gemeinde nicht zur Selbsthilfe greifen sollte. Denn das, was er hier gesehen habe, sei eine ständige Herausforderung an die beiden Flüsse, wieder einmal zu zeigen, was sie könnten. Die Gemeinde möchte nur gleich eine Eingabe machen und um eine strenge Überprüfung ihrer Wasserwerke durch die Sachmänner des Komitats oder des Ministeriums ersuchen. Das war das eigentliche Ergebnis dieses un-

verhofften Besuches im Dorfe, der noch lange nachwirkte in den Gemüthern.

Und seine Ratschläge wurden ausgeführt, denn Trauttmanns Worte machten den tiefsten Eindruck. Die Eingabe an das Komitat ging ab, während Gergely Vilmos am Plattensee weilte und seinen Urlaub weit überschritt. Wer sollte ihn zur Rechenschaft ziehen, den Neffen des Vizegespanns? Der Notär hütete sich, eine Anzeige gegen ihn zu erstatten.

Seine Frau aber mußte indessen manchen Weg zur Klarinéni im Pfarrhause tun, um das Geld für seinen Badeaufenthalt zu beschaffen. Gegen einen guten Schuldschein und zwölf Prozent war dort immer wieder etwas zu haben. Man ließ im Pfarrhause freilich in der Regel nur an Behauste und Ansässige, nicht an Beamte ohne Ar und Halm; aber der Herr Stromingenieur hatte neuerdings einen so guten Bürgen, daß man ihm nichts abschlagen konnte. Mit Stolz berichtete es Frau Gergely der Klarinéni — der Onkel Vizegespan habe sich herabgelassen, für den Vilmos zu bürgen. Nun, der Herr von Tallianffy war ein gar mächtiger Mann. Er konnte gelegentlich das Domkapitel daran erinnern, daß in Karlsdorf ein sehr befähigter alter Pfarrer namens Jakob Horvat sitze, der schon lange auf seine Ernennung zum Domherrn warte. Und hat man nicht Beispiele, daß auch der Bischofsstuhl einem so außerordentlichen, einem so nationalen Pfarrer erreichbar ist? Die Klarinéni war nicht dumm. Sie dachte auch weiter. Und sie ließ dem Gergely immer wieder Geld, wenn die Frau mit der Unterschrift des Onkels kam.

Aber sie ließ ihm doch sagen, er möchte endlich heimkommen, wenn er nicht das ganze Dorf gegen sich aufbringen wolle. Der Ingenieur aus Amerika habe ihn beinahe unmöglich gemacht.

XI.

Reich war die Ernte des Jahres gewesen, alle Speicher und Vorratskammern, alle Gefäße und Gebinde erwiesen sich als zu klein und zu gering an Zahl. Die Hausböden konnten den Weizen kaum tragen, der dort in goldiger Fülle aufgeschüttet lag; und noch war dieser nicht ganz geborgen, winkte schon die Pflaumen- und Zwetschkenernte. In allen Bauernhöfen dampften die Kessel, überall wurde Slibowitz gebrannt. Weithin dehnte sich das mit Pflaumenbäumen bepflanzte Gebiet; an die dreißigtausend tragsfähige Bäume zählte man, und sie hatten sich gebogen unter der Last ihrer Früchte.

War das eine fröhliche Ernte! Jung und alt war mit dabei; denn die Bäume zu schütteln, daß es prasselte, und die Früchte aufzuklauben, gilt nicht als Arbeit, das ist ein Vergnügen. Da mag jeder essen, soviel sein Ränzlein fassen kann; keiner Genäsigkeit sind Zügel angelegt, die Gebinde reichen ja ohnehin nicht zu. Und während die Männer die eingemauerten hohen Kupferkessel, die von den Finanzern wieder entsiegelt worden sind, füllen und heizen, ihr Pfeifchen rauchen und vergnüglich harren, bis es unten tropft und rinnt, kochen die Frauen die Leckwar'¹⁾ für den Winter und füllen

¹⁾ Leckware, Pflaumenmus.

Töpfe, Kannen und Gläser. Das gibt manchen guten Marktgroßchen im nächsten Frühjahr, wenn die Städter so etwas nicht mehr haben und gut bezahlen. Und nach der Pflaumen- und Zwetschkenernte kam die Traubenlese, kam der Wein. Zuletzt aber wollte auch der Kukuruz gebrochen, wollten die „Krumpiern“ (Kartoffel) ausgenommen sein. Fröhliche Arbeit über und über bis in den Spätherbst, wo dann ein strenges Regiment anhebt; denn die Felder müssen gepflügt, die Weingärten zugedeckt und die Wintersaaten bestellt sein, ehe Frost eintritt. Bis nach Allerheiligen währt diese Arbeit, und oft ist sie noch nicht beendet, wenn die ersten Schneegänse schreien, die in hellen Scharen durch die Lüfte heransiegeln, in den Auen einfallen und sich für den Winter ansiedeln.

In die vergnügliche Zeit nach dem Schnitt fällt die Kirchweih, fallen die großen Schulferien, die Wallfahrten und die Märkte. Man sieht Gäste bei sich und fliegt selbst aus zu den Kirchweihfesten der Nachbardörfer oder auch nach fernen deutschen Ansiedlungen, um alte Freundschaften, Familien- und Verwandtschaftsbande zu pflegen und zu erhalten.

Und in dieser schönsten Zeit des dörflichen Jahres gab es auch heuer wieder Besuche die Menge in Karlsdorf. Alle die Studenten waren heimgekehrt, denen es in Ungarn wie ein Spott anhängt, daß sie Schwaben sind, und von denen sich so viele bemühen, ihre Abstammung zu verleugnen. Sogar Heckmüllers Ältester, der Franz, war aus der Schweiz zu Besuch gekommen. Ein seltener Vogel unter den Pflanzen der heimischen

Lehranstalten, die zumeist von schiefem Wuchs waren. Mitten unter all den kleinen Janitscharen stand er wie ein Wunder da. Deutsch war er geblieben: Dozent an der Technik in Zürich war er geworden, und die Hochschulprofessur konnte ihm nicht mehr entgehen.

Frau Rosa war glücklich. Und Heckmüller tat gar stolz mit seinem Franz. Überall hin begleitete er ihn, zu Verwandten und Freunden, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Und es gab so viel zu besprechen, auch vom öffentlichen Leben. Alles, was den Vater, was die Gemeinde beschäftigte, wurde durchgesprochen, auch im „Großen Wirtshaus“, im Kreise der Männer. Franz wußte so anschaulich zu erzählen von den friedlichen Zuständen in der Schweiz, wo drei Sprachen, das Deutsche, das Französische und das Italienische, nebeneinander lebten und ineinanderflossen, wo einer sich in den anderen fügte und jeder blieb, der er war, wo alle miteinander nur einem praktischen Ziele zustrebten: den Wohlstand zu mehren und sich zu bilden. Wenn man dem Franz glauben durfte, gab es dort nationale Reibungen ebenso wenig wie religiöse Gegensätze. Niemand herrschte, keine Kaste und keine Nation besaß ein Privilegium auf öffentliche Ämter; in dem einen Kanton verwaltete man deutsch, im anderen französisch, im dritten italienisch, in einem vierten und fünften zweisprachig, und wer ein Amt haben wollte, mußte eben die Volkssprachen, die an dem Orte üblich waren, verstehen, sonst bekam er es nicht. Eine Beamten Sippe, die den Anspruch erhöhe, daß das Volk ihre Sprache lerne, würde man dort stäupen, sie wäre eine Spottgeburt für alle, sagte der Franz. Die Beamten

wären dort eben die Gehilfen und Vollstrecker seiner Wünsche, nicht die Herren des Volkes.

Die Nachwirkungen dieser Gespräche mit dem Vater und den Männern des Dorfes waren tief. Gerade weil sie so absichtslos geführt wurden, gingen sie ins Gehör der Leute. Der Ing. Dr. Franz Heckmüller war ja den kleinlichen Verhältnissen seiner Heimat längst entfremdet, und sein Ehrgeiz flog höher. Er konnte nur lächeln über den Gedanken des Herrn von Gergeln, daß er ihn einmal verdrängen wolle. Das lag weit hinter ihm. Er war ein verlorener Schwabensohn von denen, die nichts mehr erstrebten in der Heimat . . . Am liebsten hätte er sich aufgemacht, um den Georg Trauttmann zu suchen, der zwei Wochen vor ihm dagewesen war, so sehr interessierte ihn dieser Mann. Mit Erstaunen hörte er von dessen Mahnungen und Ratschlägen. So dachte auch er schon lange über die Lage des Heimatsdorfes . . . Und was hatte dieser Mann dem Hassnerslippl geantwortet, als dieser ihm sein madjarisiertes Kind und seine schwerkranke Frau vorstellte? „Ein Dorf, wie das Ihre müßte längst ein deutsches Familienheim in Szegedin haben. Das dürfte nicht vorkommen.“ Sonst sagte er nichts. Aber das ganze Dorf zehrte auch von diesem Wort; es ging langsam auf wie ein Samenkorn. Franz beneidete den Unbekannten um diese Aussaat.

Und noch eines hatte Franz Heckmüller in das Vaterhaus und in das Dorf gebracht: die Freude an Gesang und Musik. Er spielte stundenlang bei offenen Fenstern auf dem alten Klaviere und sang ab und zu auch ein schönes Lied, denn er besaß eine ganz gut gebildete

Baritonstimme. Das hatte der Oberlehrer, der wohl ein guter Organist war, ganz vernachlässigt; um das Klavier bekümmerte er sich wenig, und auch der Frau Rosa fehlte alle Geläufigkeit im Spiel. Aber der Franz, der konnte etwas! Er frischte das ganze Haus auf in den zwei Wochen, die er in der Heimat weilte, und auf der Gasse gab es abends immer Zuhörer, wenn er spielte. Und er besaß sogar die naive Vermessenheit, die Studentlein des Dorfes ein altes Lied lehren zu wollen, das mit der Frage anhub: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Als Alldeutscher und Pangermane galt er fortan.

Und jetzt hatte er ein Versprechen, das er gegeben, erfüllt; er schickte dem Vater Musikalien, deutsche National- und Volkslieder, einfache Chöre. Damit sollte er seinen alten Gesangsverein, den er vor Jahren für kirchliche Zwecke begründet hatte, weiterbilden, ihn vor weltliche, vor nationale Aufgaben stellen. Das war dem alten Heckmüller willkommen. Er sah seit Jahren, wie die schönen Lieder, die sich Generationen hindurch behauptet hatten, allmählich verdrängt wurden durch fremdes Gut und durch ordinäre Gesänge, die die ausgedienten Soldaten aus den Städten heimbrachten. Frech-witzige Bänkel, poesielose, undeutsche Lieder, die wie Scheidewasser wirkten im Dorfe. Sie dünkten ihm schon lange eine Gefahr. Und jetzt war er so reich an Schätzen! Was gab es da nicht für Herrlichkeiten, von denen er keine Ahnung hatte. So stark wie aus diesen Chorgesängen wehte ihn der deutsche Geist noch niemals an. Das gibt es also jetzt, das singt man allerorten? Damit könnte man ja das Deutschtum in der Fremde verjüngen! Aber so manches

dieser Lieder war wohl „staatsgefährlich“, so wie das seine, das er vor langen Jahren geschrieben . . .

Sast wehmütig stimmten ihn all die stolzen Nationalgesänge, die ihm der Franz geschickt hatte. Ja, auch er schlug einst solche Funken aus sich heraus. Er schrieb in jungen Jahren so manches Gedicht, manchen Weckruf, der im Leeren verhallte. Die Bauern verstanden ihn nicht, die Genossen verhöhnten ihn, und eine auswärtige Zeitschrift, der er vor langen Jahren eine Einsendung machte, wollte auch nichts von ihm wissen. Da ließ er es endlich sein . . .

Schüchtern öffnete Heckmüller jetzt seine tiefste Schreiblade und durchsuchte die vergilbten Blätter. Da lag sein altes „Schwabenlied“, das ihn einst beinahe um Amt und Brot gebracht hätte, weil er eine Abschrift aus der Hand gegeben. Das wollte er seinem Franz einmal schicken. Hatte er doch sogar eine schlichte Weise dazu eronnen. Er las das Lied nicht ohne Ergriffenheit wieder:

Banater Schwabenlied.

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.

O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unsrer Väter treu und schlicht.
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel weit im Völkermeer.

Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde, und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigener König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg’ mir den Boden, wackre Schwabenfaust!“

Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der’s nicht in Ehren hält.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod!

Tränen tropften nieder auf das vergilbte Blatt. Ihm war, als höre er ein fernes Klingen und Tönen in den Lüften — die Glocken der alten Heimat läuteten wieder in ihm. Er hatte sie lange nicht mehr gehört . . .

XII.

Eine Wandlung war mit Heckmüller vorgegangen in den letzten Wochen und Monaten. Wie eine Verklärung lag es über seinem inneren Menschen; eine stille, freudige Heiterkeit leuchtete ihm aus den Augen. Wieder, hatte er eine Aufgabe gefunden, aber welch eine edle große. Und sie ließ sich so harmlos, so ganz nebenher fördern und erfüllen. Niemand merkte, daß er darin die Krönung seines Lebens sah, daß er ihr noch den Rest seiner Jahre ganz und gar widmen wollte. Es klang

und sang in ihm, und immer läuteten in weiter Ferne die festlichen Glocken.

Er belebte seinen Kirchengesangsverein wieder, der ein gemischter Chor war, in dem Männlein und Weiblein mittaten. Und gerade das bot eine so feste Grundlage für den Volksgesang. Und der Same ging rasch auf. Die großen Buben des Dorfes kamen bald selbst zu ihrem Oberlehrer und verlangten nach seinen neuen Liedern. Andere lechzten danach, die alten, die sie noch ab und zu in der Spinnreih' mit den Mädchen sangen, einmal ordentlich zu lernen. Es ging oft ganz durcheinander, sagten sie, weil keins mehr ganz sicher war.

Nichts Lieberes konnten sie ihm erweisen, als solch' eine Bitte tun. Sie befruchteten ihn damit aufs neue. Er begann aus heimatlichen Quellen zu schöpfen; er richtete an das ganze Dorf die Aufforderung, man möchte ihm alle alten Lieder, die noch vorhanden wären, zur Einsicht geben; jeder sollte aufschreiben, was er davon wußte. O, wie reich sprudelte diese Quelle, und wie rein und lauter war sie noch. Es kam da urdeutsches Volksgut zutage; die Lieder aus des Knaben Wunderhorn, die in den Gebetbüchern der Großmütter geschlummert hatten, begannen wieder zu läuten und zu klingen. Manches von ihnen, das jetzt verschollen war, hörte Heckmüller in seinen Kindertagen noch singen. In der Spinnreih' der eigenen Mutter sang man sie, im ganzen Dorfe klangen sie wieder; die dörfliche Musikbande aber spielte die Ländler und Polkas mit Liedertexten, und man sang sie beim Tanzen mit.

Das alles war noch nicht tot, es schlummerte nur

unter einer ganz leisen Decke, und er nahm sich vor, es wieder zu erwecken. Von der Schule aus konnte viel geschehen. Und noch mehr in der sonntäglichen Wiederholungsschule der erwachsenen Jugend. Selbst in der landwirtschaftlichen Winterschule, wo er neben dem magyarischen Wanderlehrer, den niemand verstand, auch allwöchentlich drei Stunden hatte, stimmte er jetzt manchmal ein Lied an. Er fand den Dank aller, nur den seiner Kollegen von der Schule nicht. Die belächelten ihn, die spöttelten. Und einer von ihnen erkannte sogar die Gefährlichkeit dieses Eifers, die deutschen Volkslieder wieder zu beleben — der Janitschar Halmos Árpád.

Er war dagegen; er rief den Pfarrer als Präses des Schultuhles zu Hilfe, und auch an den königlichen Schulinspektor dachte er, dem er kürzlich seine Aufwartung in der Stadt gemacht hatte. Bei jener Gelegenheit trug er ihm ohnehin den Fall des kleinen Haffnersfülöp vor . . . Lange schon dünkte dem Halmos sein sogenannter Direktor, der Oberlehrer Heckmüller Miklos, reif für eine Maßregelung; jetzt aber näherte sich dieser offenbar dem Punkte, wo man ihn endlich packen konnte. Was nützte es, daß er, Halmos, und die jüngeren Kollegen in den unteren Klassen die Dorf-kinder ungarische Lieder lehrten, wenn der Herr Oberlehrer in den höheren Klassen jetzt auf einmal wieder damit anfang, die Jugend deutsche Volkslieder singen zu lassen? Damit kam die ganze patriotische Vorarbeit der anderen Lehrer in Gefahr. Und dem mußte vorgebeugt werden . . . Halmos hatte ohnehin öfter in der Stadt zu tun wegen seiner Klage gegen den Postmeister. Dem

alten Spötter wollte er zeigen, ob er ihn einen Janitscharen nennen, ob er ihm ungestraft einen Spitznamen im Dorf aufbringen darf. Und bei dieser Gelegenheit kann man ja auch beim Herrn Schulinspektor wieder seine Aufwartung machen . . .

Arglos betätigte sich Heckmüller als Wiedererwecker des deutschen Volksliedes; daß ein Streber hinter ihm lauerte, merkte er nicht. Er hatte seine Freude an den Fortschritten des gemischten Chors, den er ins Leben gerufen, und die Schulung der Stimmen kam auch dem Kirchengesang merklich zustatten . . . Darum war der Pfarrer den Einflüsterungen des Halmos nicht zugänglich. Es widerstrebte ihm, den alten Arbeitsgenossen zu verwarnen. Auch war ihm dessen Stellung im Dorfe zu fest begründete. Möchte er doch die wenigen Jahre, die ihm noch im Amt vergönnt waren, seine Liebhabereien weiter betreiben; die Zukunft gehörte ja einem neuen Geschlecht.

Der Pfarrer hatte wahrhaftig andere Sorgen. Sie machten ihn beinahe unempfindlich für die Vorgänge im Dorfe.

Seine Juliska fuhr ihm zu oft nach Temesvar. Ein böser Dämon beherrschte das Mädel; es interessierte sich leidenschaftlich für das dortige Theater. Und da man das Kind doch nicht allein fahren lassen konnte, mußte die Klara mit. So war seine wohlgefestigte Hausordnung oft gestört; die Frauen blieben viele Nächte aus, es war immer etwas los. Und da er jetzt so häufig allein war, merkte er erst, wie oft auch der Kaplan des Abends fehlte. Immer war er irgendwo eingeladen im

Das Kind wuchs heran und mußte eine standesgemäße Erziehung erhalten. Dafür fühlte sich der Pfarrer Horvat verantwortlich. Und seine Mittel erlaubten ihm das. Eine fettere Pfründe gab es nicht bald im Lande. Und die Klara hatte gespart in den zwanzig Jahren, die sie im Hause war, und ihr Pfund redlich verwaltet. Sie half heimlich allen Geldbedürftigen in der Gemeinde und war Teilhaberin an Sparkassen und Volksbanken. Ihr Mädels wird einmal eine Mitgift bekommen wie eine Gutsbesitzerstochter.

Mußte das Mädels dem Bácsi jetzt solche Sorgen machen? Sie vornehm zu verheiraten, wird ja nicht schwer sein, wenn sie im Geleise blieb. Aber sie war ein so seltsames Geschöpf klösterlicher Erziehung.

Was suchte sie immer und immer in Temesvár? Verheimlichte man ihm etwas? Kam sie dort mit einem Mann zusammen? Vielleicht mit dem Grafen von Josefsfeld? Warum stellte sich der Herr Rittmeister nie vor bei ihm? Oder war es etwas anderes? Lange wollte er nicht mehr zusehen. Er hatte dieses Versteckenspiel und dieses Alleinsein satt.

* * *

Der Straubmichel lebte mit seiner Mutter wieder im Frieden. Die luthrische Gertreid¹⁾, wie sie im Dorfe genannt wurde, hatte ihren widerspenstigen Sohn doch „Koram“ gelehrt. So meinte sie. Denn als sie einige Tage nach jenem Streit im Juni die Prünellschuhe wieder

¹⁾ Gertrud.

einmal abgelegt und gegen Lederschuhe vertauscht hatte und festen Schrittes nach Josefsfeld auswandern wollte, da gestand er ihr, daß er seine Heiratspläne aufgegeben habe.

Die alte Straubin erschrak über den Ton, in dem der Michel das sagte. Es hatte so traurig geklungen, so tiefschmerzlich. War ihm so viel an dem Weibsbild gelegen? fragte sie sich. Ging ihm das so nahe? Am Ende hätte sie doch nicht so dickköpfig sein sollen. Nie hatte er heiraten mögen. Er war der älteste Bub geworden im Dorfe, und wer weiß, ob ihn noch eine mochte. Und jetzt hatte er sich dazu entschlossen gehabt, und die Mutter verdarb es ihm. Aber nein, sie durfte nicht bereuen, was sie getan, denn es war nicht die Rechte. Er wäre ja doch nur ins Malheur gekommen mit dieser halbherrischen Puzgredl, die eine Betschwester auch noch war und sonst noch 'was dazu.

Sie wollte mehr vom Michel wissen. Aber da kam sie übel an. Er war sackgrob, wie nie in seinem Leben. Man möge ihn in Ruhe lassen und nie mehr davon reden. Es sei aus und weiter gebe es nichts zu sagen.

Da ging die alte Straubin doch nach Josefsfeld hinüber. Die Lederschuhe hatte sie einmal an den Füßen, fertig war sie, und die Kathl würde sich gewiß freuen über die große Neuigkeit. Und vielleicht könnte man bei der Gelegenheit auch ernstlich Umschau halten, ob drüben keine Braut für ihn zu finden war. Im tiefsten Innern nagte ihr schon lange ein Gewissenswurm. Sie hatte sich nie auch nur die geringste Mühe gegeben, ihren Sohn zu verheiraten, ja, der Gedanke, ihn mit

einer Frau zu teilen, war ihr zuwider. Vielleicht trug nur sie die Schuld, daß er ein so einsamer alter Spatz geworden. Er hat es ihr sogar einmal gesagt, als sie die Liszka herabsetzte. Jetzt wollte sie ihm beweisen, daß das nicht wahr sei; sie wollte sich mit Hilfe der Kathl alle Mühe geben, in ihrem Heimatsdorf eine evangelische Braut für ihn zu finden.

Und während sie ging, saß der Michel daheim in einer dämmernden Ecke der Hinterstube und brütete nach über das, was ihm widerfahren war. Es wurde ihm so heiß, wenn er daran dachte. Er mußte dreimal in den Keller gehen, um sich einen frischen Trunk heraufzuholen, denn auf die Gasse, wo der Schwengelbrunnen war, traute er sich seit gestern nicht. Er schämte sich.

Noch am späten Abend jenes Wallfahrtstages hatte er auf die Liszka gewartet, aber sie kam nicht. Und ihre Mutter meinte schon, sie würde wohl irgendwo übernachtet haben. Aber als er das Haus der Wielandin verließ und noch immer wartend im Gäßel auf und nieder ging, kam die Liszka doch endlich die Gasse von der Kirche herab. Er begrüßte sie, wollte mit ihr umkehren bis zum Haustor und noch mit ihr plaudern. Sie aber schaute ihn so fremd an, als ob sie ihn nie gesehen hätte. Völlig verändert kam sie ihm vor und gab keinerlei Antwort. Da fragte er sie, ob er morgen früh kommen dürfe, und sie sagte ja.

Todmüde war sie gewiß, dachte er. Aber warum so fremd, so scheu und stumm? Er ging in schweren Gedanken heim. Sein Haus lag im „Grund“, einer tief gelegenen Gasse hinter der Hauptstraße, in der auch nur

Kleinhäusler und Gewerbetreibende wohnten. Er mußte am Pfarrhaus vorüber, und beim Kaplan brannte noch Licht. Das ganze Dorf schlief seit Stunden, nur der war noch wach. Und vielleicht auch die Liszka . . .? Hatte sie diesen Gang tun müssen? Ihm ahnte, daß das Pfarrhaus nicht ganz unbeteiligt sein mochte an dem Schritt.

Als er am nächsten Morgen ins Gäßel kam, empfing ihn die Wielandin mit verweinten Augen. „Ist die Liszka krank?“ war seine erste Frage. Nein, sie war nicht krank, nur müde. Und wie behert sei sie von dem Gedanken, daß sie nicht heiraten dürfe. Sie habe eine Eingebung gehabt auf diesem Wallfahrtsgang, und es sei ihr verboten worden zu heiraten. Sie müsse alles so tragen, wie es komme, aber heiraten dürfte sie nicht. Ihr Kind habe sie Gott verlobt, das müsse geistlich werden, ob es ein Bub oder ein Mädel werde; und sie selbst wolle abwarten, was Gott über sie beschließe.

Der Straub war wie betäubt von diesem Wortschwall.

Die Wielandin meinte allen Ernstes, ihr Mädel wäre verrückt geworden. Schon der Umstand, daß sie sich ihr, der weisesten Mutter des Dorfes, in den ersten Monaten nicht anvertraute, war ihr ein Zeichen von Verrücktheit. Wie leicht wäre da zu helfen gewesen. Jetzt war es zu spät. Zu viele Menschen wußten darum, und es war auch kaum mehr zu verbergen. Die Bas' Anmerich nahm ihre Tasche und lief davon. Sie ließ den Straubmichel allein mit der Liszka, aber sie hatte ja keine Hoffnung, daß es diesem Tolpatsch von einem Liebhaber gelingen könnte, ihr Mädel umzustimmen. So kam also die Schande über ihr Haus! Von so manchem

anderen Hause hatte sie sie abgewendet, bei sich selbst war sie machtlos.

Blaß, mit dunkel umränderten Augen trat die Liszka dem Straub entgegen. Sie vermied seinen Blick, schaute an ihm vorüber. Er möge ihr nicht böse sein. Aber was zwischen ihnen besprochen wurde, sei unmöglich geworden. Sie hätte gestern ein Erlebnis gehabt, das alles verändert habe. Sie müsse die Schande tragen, und sie wolle sie auch tragen. Gott würde sie dafür einst belohnen. Seit gestern lebe etwas in ihr. Das sei gewiß ein Zeichen. Gerade an dem Tag sei es lebendig geworden. Warum nicht vorgestern? Warum nicht heute? Nein, gestern vor dem Altar der Gottesmutter. Das sei ein Zeichen des Himmels. Sie müsse abwarten, was aus ihr noch werde. Hinter einen Mann verkriechen wolle sie sich nicht. Sie gebe ihm sein Wort zurück.

Der Straubmichel war wie auf den Mund geschlagen von dem allen. Er wußte nichts zu sagen, was sie hätte umstimmen können. Und betrübt ging er fort von ihr. Ohne Groll, nur tieftraurig.

Und seitdem lebt er wieder in Frieden mit seiner Mutter. Ihre und seiner Schwester Versuche, ihm eine andere Braut zuzuführen, wies er schroff zurück. Das sei für immer vorbei.

Die Monate vergingen. Liszka war geächtet von aller Welt. Niemand kannte sie mehr; keine Kameradin wagte es, ein Wort mit ihr zu reden. Sie mußte ihr schmuckes Blondhaar verbergen, ein Kopftuch tragen wie die Frauen, mußte jeden Menschen im Dorfe zuerst grüßen, und da sie die Kirche nicht meiden wollte und nicht

konnte, so blieb ihr nichts anderes übrig, als sich zu denen zu stellen, die vor ihr diesen Weg des Leidens gegangen waren. Hinten, in dem Halbdunkel unter dem Chor, wo immer ein halbes Duzend gefallener Mädchen stand, war auch ihr Platz. Einst hatte sie gemeint, sie ginge lieber in die Donau, und jetzt hatte sie sich doch überwunden.

Ein Freund war ihr erstanden auf jenem Heimweg von Maria Schnee, ihm hatte sie sich völlig anvertraut, und er führte sie diesen Weg. Und an seiner Seite ging sie ihn leicht, denn es winkte ein fernes Licht . . . Er allein kam noch zu ihr. Das ganze Dorf wußte, daß sie fromm war und wunderte sich nicht. Und er nahm sich ihrer auch sonst an und ging zum Klugsbalzer, dem Dorfrichter. Was er zu tun gedenke, fragte er ihn, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Der Richter hatte schon Wind bekommen von der Sache. Sein Sohn war fort, für drei Jahre Soldat. Was konnte er tun? Will das Mädcl auf ihn warten, und will der Matz sie heiraten? Er glaube nicht, daß sie zusammenpassen, denn der Matz brauche eine Bäuerin zur Frau. Und erzwingen lasse sich so etwas nicht.

Das wollte der Kaplan auch gar nicht. Hatte er die Litzka dem Straub entrissen, um sie dem Klugsmatz zu bringen? Er gedachte durch diesen Schritt nur ein für allemal festzustellen, wer der Vater sei, und er meinte, daß etwas für das Kind geschehen müßte.

Davon wollte der Bauer nichts hören; sein Sohn koste ihn Geld genug. Da der Kaplan ihn aber bei seiner öffentlichen Würde faßte, als ersten Mann des

Dorfes, und ihm verriet, welcher Lebensweg dem Kinde vorgezeichnet wäre, da entschloß der Richter sich, ein kleines Kapital für dasselbe anzulegen.

Mehr wollte Pater Istvan Michlbach nicht. Damit war die Lage geklärt, und er konnte sich dem Pfarrer Horvat gegenüber mit Genugthuung auf diese Tat berufen. Seine Anteilnahme an dem Schicksal der schönen Liszka, die schon bedenklich befunden wurde und zu manchem Gerede Anlaß gab, erschien nunmehr in das schönste Licht gerückt.

Und es kam der Tag, an dem die Liszka eine Patin brauchte, eine Godl, denn es war ein Mädchen gekommen. Die alte Wielandin war in allen ähnlichen Fällen eingesprungen, aber was sollte diesmal geschehen? Großmutter und Godl zugleich konnte sie dem Kinde nicht sein. Aber man wagte es nicht, irgendwen im Dorfe mit dem Antrag dieser Gevatterschaft zu beleidigen. Vielleicht wäre die Frau Oberlehrer Heckmüller mutig genug gewesen, es zu tun. Vielleicht! Der Kaplan besprach diese Not der Liszka bei Tisch im Pfarrhaus. Und die junge Mutter tat dem Herrn Pfarrer furchtbar leid. Sie war unter seinen Augen herangewachsen, hatte fast täglich die Messe besucht, war stets brav, betätigte sich auch als Kirchensängerin — man sollte sie doch nicht ganz verlassen. Er warf einen Blick auf die Klarinéni, doch sie zögerte. Schon wollte der Kaplan sie bitten, sie bestürmen, da sagte Juliska:

„Wenn es dir recht ist, Bácsi, möchte ich die Godl sein.“

Sie war über und über rot geworden, aber ihre Augen blühten, und man merkte, daß ihr Vorhaben sie reizte, daß sie sich interessant damit vorkam.

Der Kaplan rief „Bravo! Bravo!“, indes Pfarrer Horvat ernst blieb und schwieg.

„Du hast sie doch nie schmecken können!“ sprach die Klarinéni. „Was fällt dir ein?“

„Ich möchte die Godl von einer künftigen Nonne sein,“ antwortete Juliska. „Das würde mir einen Riesenspaß machen.“

Da sagte der Pfarrer: „Mir ist es recht. Es wird ein gutes Beispiel sein in der Gemeinde.“

Während Juliska sich nur noch mit der Toilettenfrage beschäftigte, eilte der Kaplan, der alten Wielandin die Botschaft zu bringen. Sie war sprachlos. Und die Liszka weinte, als sie es hörte. Das hätte sie der Pfarrersjuliska niemals zugetraut.

Daß das Kind gleich am nächsten Tag in die Kirche getragen wurde zur Taufe, gebot die Sitte. Die alte Wielandin fragte nur schüchtern: Ob abends? Oder ob vielleicht in diesem Falle, der Godl zuliebe, eine Ausnahme gemacht würde?

Der Pfarrer, der gefragt wurde, lehnte es ab, den alten Brauch zu verletzen. Was in die Dämmerung gehöre, soll man nicht ans Licht ziehen.

Aber als die Juliska dies erfuhr, machte ihr das Ganze gar keinen Spaß mehr. Sie sagte ab. Und da der Bácsi nun zürnte, bat und schmeichelte sie so lange, bis er seine Zustimmung gab zu der Vormittagstaufe. Aber der Kaplan sollte sie vollziehen; die Jugend sollte diesen Umsturz einleiten. Ihm selbst würde man es übelnehmen.

Und so geschah das Unerhörte. Das Kind einer

ledigen Mutter hatte nicht nur eine Godl gefunden im Dorfe, wie noch kein anderes, es wurde auch am hellen Vormittag zur Taufe getragen.

Der erste dünne Schnee lag auf der leichtgefrorenen Straße, als die Juliska in ihrem eleganten neuen Winterkostüm, in Pelzjacke und Kalpakhut, auf dem eine stolze Reiherfeder wehte, aus dem Pfarrhause trat. Sie wurde sogleich bemerkt. Die Kunden der Kaufleute an den beiden Eckhäusern zur Seite der Kirche traten heraus und blickten ihr nach. Sie ging ins Gäßel zur Wielandin. Und nach zehn Minuten schon kam sie wieder und hielt das Kind auf ihren Armen. In zartes helles Polsterwerk eingemummelt, mit einem wehenden, weißen Schleier überdeckt, lag das Kleine in den schützenden Armen der noblen Godl und schlummerte. Ganz höflich war das Taufkissen, gar nicht bäurisch, meinten die Nachbarinnen.

Neben der Juliska ging die alte Wielandin — als weise Frau. Niemand folgte den beiden; kein Vater, keine Großeltern, wie das üblich war. Und es wurde nicht geschossen in den Höfen wie sonst, wenn eine stolze Bauerngodl oder ein Pätter (Pate) seinen Täufling zur Kirche trug. Niemand bekannte sich zu diesem Kinde, niemand betonte seine verwandtschaftliche Zugehörigkeit zu dem neuen Bürger der Gemeinde. Auch der Klugsbalzer zeigte sich nicht an den Fenstern des Gemeindehauses. Er war nicht neugierig auf sein Enkelkind.

Alle anderen Leute aber reckten die Hälse hinter den Fensterscheiben ihrer Häuser und traten wohl gar auf die Gasse hinaus. Vor der Kirche standen Leute, die

den seltsamen neuen Brauch beredeten; ein paar alte Frauen gaben laut ihrer Unzufriedenheit Ausdruck und ihrem Ärger. Auf andere aber wirkte die mutige Tat der Pfarrersjuliska und der Bruch mit der altüberlieferten Verfehmung schuldloser Kinder wie eine Erlösung. Die ganze herrische Welt des Dorfes war vor den Kaufläden und vor dem Schulhause versammelt, um die Juliska in ihrer Godlrolle zu sehen, und die Frau Oberlehrer Heckmüller hatte sich nicht einen Augenblick bedacht und die schüchterne Einladung der alten Wielandin zum Kindtausschmaus angenommen. Auch die Klarinéni folgte dieser Einladung, und der Herr Kaplan durfte nicht fehlen.

Auf den Namen der Godl wurde die Kleine getauft, und so gab es jetzt eine Juliska mehr im Dorfe.

Der Straubmichel war gerade aus dem Gemeindehause auf die Gasse hinaus getreten, als der Auflauf vor der Kirche und den umliegenden Häusern seinen Höhepunkt erreichte, als die Godl mit ihrem Täufling den Rückweg antrat und die geladenen Gäste, die sich in der Kirche eingefunden, ihr folgten.

An einem breiten Riemen, der über die rechte Achsel nach der linken Seite hinabließ, baumelte die Trommel. Der Michel hatte eine neue Steuer auszurufen im Dorfe, und er begann sein Werk immer zuerst in dem Mittelpunkt vor der Kirche und dem Pfarrhaus. Er trommelte und wirbelte, daß sich alle Aufmerksamkeit ihm zuwendete; dann sagte er seinen Text auf und schritt melancholisch mit vorgeneigtem Kopf die Hauptstraße hinab.

Der Kaplan sah ihm nach und lächelte.

XIII.

Im Speisesaal des Hotels „Zum Kronprinzen Rudolf“, der im Erdgeschoß liegt und eigentlich ein zum Saal adaptierter großer Lichthof ist, saß die Juliska mit ihrer Mutter, der Klarinéni von Karlsdorf. Soeben waren sie aus dem Stadttheater nebenan gekommen und hatten sich zu ihrem reservierten Tische begeben. Juliska, eleganter und vornehmer als irgendeine Temesvarer junge Dame, lenkte alle Augen auf sich, und am Offizierstisch entstand ein großes Stühlerücken, als sie erschien. Die Mutter, bieder und provinzlerisch von Ansehen, machte mit ihrem freundlichen runden Gesicht, das immer lächelte, auch keinen üblen Eindruck. Sie wohnten im Hause, waren häufige Gäste des Hotels, und man behandelte sie mit Aufmerksamkeit. Im Theater lenkte Juliska schon durch ihre Hüte alle Gläser auf sich, namentlich die der Damen, und hier hatten bereits einige Annäherungsversuche von Herren stattgefunden, die Juliska gar nicht ungütig aufnahm.

Heute schien sie ganz von einem Gedanken benommen zu sein. „Ob er wohl kommen wird?“ fragte sie sich im Geiste. Und während die Mutter beim Kellner ihre Bestellungen machte, suchten Juliskas flackernde Augen den ganzen Saal ab. Es könnte ja sein . . . Er war im letzten Akt nicht beschäftigt . . . Nein, er war noch nicht hier . . . Den Versuch eines Offiziers, sie zu grüßen, übersah sie hartnäckig, sie wollte heute allein bleiben.

Resolut hatte sie ihm geschrieben, daß sie schon vor zwei Jahren in Preßburg für ihn schwärmte und sich

glücklich schätzen würde, ihn persönlich kennen zu lernen. Ihr Interesse für die ungarische Kunst sei ein reines und selbstloses, und er solle sich nichts Übles von ihr denken. Sie werde ihn mit ihrer Mutter nach der Vorstellung beim „Kronprinzen“ erwarten und ihn an ihren Tisch bitten lassen, wenn er eintrete, denn er kenne sie ja nicht. Sie sei einer jener Backfische vom Sacré-Cœur gewesen, die immer ein bißchen mit den Herren vom Theater vis-à-vis kokettierten. Nur einmal, bei einer patriotischen Feier, hätte sie das dortige Theater betreten dürfen, und da habe er das Festgedicht gesprochen. Jetzt aber habe sie ihn schon zehnmal auf dem hiesigen Theater gesehen, und sie möchte ihm gerne danken für die Kunstgenüsse, die er ihr bereitet habe.

Ihrer Mutter hatte Juliska nur gesagt, daß Herr Pálkan Vidor kommen würde, und dieser war es recht. Sie hatte keinen Willen neben ihrer Tochter; was diese tat, schien ihr das rechte zu sein. Hatte sie doch eine so feine und so teure Erziehung genossen. Sie wird wohl wissen, was sich schickt. Und der Bácsi brauchte nicht alles zu wissen.

Pálkan Vidor hatte das Briefchen in seiner Garderobe erhalten und es schmunzelnd gelesen. Zappelt wieder eine! Na, den Gefallen kann man der Kleinen ja erweisen. Aber ohne die Mutter wäre sie ihm „ungeschaut“ lieber gewesen, sagte er sich. Jetzt mußte er nur eine Ausrede suchen für seine Rozsika, die ihn daheim erwartete. Er war nicht gerade verheiratet mit der Soubrette des Theaters, aber jedenfalls für diese Saison unter ihrem Pantöffelchen.

Ach was, sie sollte warten. Wer weiß, was das für eine Vogelscheuche war, die ihn da zum „Kronprinzen“ lockte, und er kam vielleicht bald wieder los. Und wenn nicht — nun, die Rozsika weiß doch, daß er der erste Held und Liebhaber der Truppe ist. Das legt Verpflichtungen auf, das bringt kleine Abenteuer mit sich. Das ist nun einmal so, und das muß sie sich gefallen lassen. Tyrannisieren wie ein bürgerlicher Hausvater lasse er sich nicht.

Juliska hatte dem Zahlkellner gesagt, er möge aufpassen, wenn Herr Vidor Pálkan komme und ihn an ihren Tisch weisen. Er suche sie, komme nur, um sie zu sprechen.

Und so geschah es. Kaum hatten die Damen gegessen, war der Ersehnte da. Als sein glattrasiertes Pfarrergesicht in der Eingangstür erschien, trat der Kellner auch schon auf ihn zu: „Oh, Herr von Pálkan geben uns auch wieder einmal die Ehre,“ sprach der Joska Hubmanr, und als er merkte, daß der große Künstler ungeduldig war, fügte er pfiffig hinzu: „Ich weiß schon . . . Dort, rechts, unsere schönste Paschaschierin erwartet Sie!“

Sein rascher Blick begegnete dem Juliskas. Sapperment . . . Zu einer Frage an Joska war jetzt keine Zeit mehr, und er ging, während alle Augen im Saale auf ihn gerichtet waren, mit vollendetem Anstand zu dem bezeichneten Tisch, stellte sich vor und ließ bei niemandem, der die Szene beobachtete, den Gedanken aufkommen, daß dieses junge Mädchen sich ihm an den Hals geworfen habe. Höflich bat er um die Erlaubnis, den Damen ein

wenig Gesellschaft leisten zu dürfen. „Passagierin“? — Das Wort klang ihm fort im Ohr. Also wahrscheinlich Adel aus der Umgebung, Schloßbesitzerin, Guts herrin, langweilt sich, kommt in die Stadt, um etwas zu erleben . . . Oh, das wird gemacht. Dazu war Vidor Pálkan noch immer der Mann.

Juliska war ein wenig errödet, und ihr Herz schlug heftig, als er näherkam; aber sie faßte sich rasch und streckte ihm die Hand entgegen, als dem alten Bekannten aus Preßburg, der er für sie war, den sie sich aber eigentlich ein klein wenig jünger vorgestellt hatte . .

Die Mutter benahm sich etwas linkisch und allzu höflich. Sie redete allerlei, was nicht nötig war, und wollte sich durchaus nicht niedersetzen, ehe der Gast nicht saß. Aber sie machte gerade dadurch einen guten Eindruck auf den Schauspieler. Einfache, brave Frau, echte Provinz, sagte er sich.

„Belieben mich also zu kennen,“ sagte der Gast, als er Platz nahm.

„Und Sie kennen mich nicht?“ fragte Juliska. „Denken Sie nur nach . . . Wir haben von unseren vergitterten Klosterfenstern oft mit Bonbons nach den Herren vom Theater geworfen, wenn sie sich vormittags zur Probe versammelten und dort auf und nieder gingen.“

„Ach ja! Ach ja, in Pozsony!“ rief Pálkan. „Da waren Sie dabei?“

„Jawohl! Immer die Erste! Ich traf sie einmal am Kopf . . . Und wenn wir in langen Doppelreihen über die Promenade geführt wurden, da schauten wir immer voll Sehnsucht nach dem Pfortchen, durch das die Künstler

aus und ein gingen. Aber wenn Sie dann kamen, da kommandierte die Soeur stets: „Die Augen nieder!“

„Ach ja! Ach ja! Aber Sie beliebten nicht zu folgen?“

„Nein!“ rief Juliska lachend, „wir liebten nicht, wir kokettierten!“

Auch die Klarinéni lachte und Vidor Pálkan erst recht. Er war nicht mehr in der ersten Blüte seines Heldentums, neigte ein wenig zur Fülle und hatte bereits eine sehr hohe Stirn, aber wenn er so herzlich lachte und seine Zähne zeigte, konnte man ihn um zehn Jahre jünger einschätzen, als er zählen mochte. Seine braunen Augen hatten etwas Listiges, und um seine Mundwinkel lag ein Zug von Ironismus. Aber seine sichere Haltung, seine männliche Figur und die sonore, warme Stimme nahmen sogleich für ihn ein. Man war nach wenigen Sätzen, die er gesprochen, bekannt mit ihm und vertraute seinen Worten. Das war auch auf dem Theater so, wo er immer die tüchtigen, edlen Charaktere spielte.

Die Bekanntschaft mit Juliska und deren Mutter, die in stummer Bewunderung zu Pálkan aufblickte, war rasch geschlossen nach dieser burschikosen Einleitung, und er erfuhr, was er sich ohnehin schon zusammenreimte, daß man sich daheim auf dem Lande langweile und so oft als möglich in die Stadt komme, namentlich dann, wenn er spiele. Aus einem Zwischenruf der Mutter erfuhr er auch, daß seine Verehrerin Juliska heiße, mehr nicht. Er gab ihr aus freier Entschliegung im stillen den Titel einer Baronesse und würde ihr am liebsten — schon um seiner selbst willen — die Komtesse zu-

gebilligt haben. Aber die Mutter? Die Gräfin wollte sich mit dem Habitus und dem Gebaren der Mama nicht recht in Einklang bringen lassen. Sie bot ihm ununterbrochen an zu essen, zu trinken und zu bestellen, was sein Herz begehre. Und er gab ihrem Drängen nach . . .

Juliska schwärmte für ungarische Stücke. Sie wollte alles wissen, was für diesen Winter noch vorbereitet werde, und sie würde zu jeder Premiere kommen, versprach sie, wenn er darin spiele. Da wurde Pálkan ernst. Ungarische Stücke? Die gab es wohl, und man spielte sie ab und zu. Aber immer mit großen Opfern, die Direktoren kämen nicht auf ihre Kosten. Die Deutschen und Franzosen beherrschen das Schauspiel, und die Wiener Operette mache sich so breit, daß für die ernste Muse überhaupt wenig Platz bleibe. Er sei ein Patriot, und es schmerze ihn, daß das ungarische Theater kein madjarisches werden könne, daß es ganz international wäre.

Juliska hörte ihm gespannt zu und fragte viel.

Pálkan Vidor war überrascht von der Bildung des jungen Mädchens und ihrem nationalen Interesse. Das fand man in dieser alten österreichischen Garnisonstadt nicht alle Tage. Die Stadtverwaltung hatte sich zwar schon vor Jahren bestimmen lassen, ihr Theater, das einst als deutsches Schauspielhaus gebaut wurde, nur mehr an madjarische Truppen zu vergeben, aber es fehlte doch die Grundlage für das richtige Gedeihen — die madjarische Bevölkerung. Nur mit Hilfe von großen Zuschüssen, nur mit Unterstützung der Regierung konnte sich die nationale Muse hier behaupten. Genau so wie in Preßburg. Nur war man hier hartnäckiger als dort,

wo man doch noch ein deutsches Sommertheater zuließ, während hier der ganzjährige Zwang des madjarischen Schauspiels aufrechterhalten wurde. „Sie müssen es hinabwürgen, diese Schwaben!“ rief Pálkan. Und das war ihm eine Mission; damit erzog das Theater die gesamte deutsche Intelligenz für die ungarische Kunst; dadurch mußte die madjarische Sprache allmählich die Mode werden in dieser Stadt, wo noch immer auf allen Gassen nur Deutsch geredet wurde.

„Ja, ja!“ rief Juliska. „Und das muß im ganzen Lande so werden. Die Kunst wird uns helfen. Bitte, bitte, geben Sie doch recht bald wieder ‚Zápoína Brigadéros‘. Da sind Sie so herrlich. Dieses Stück ist so voll echten, altungarischen Lebens. Der Dichter muß ein großer Ungar sein; ich schwärme für seine Stücke und Romane.“

„Der Dichter? Belieben ihn nicht zu kennen?“

Ein breites, zynisches Lächeln legte sich um den Mund Pálkans und entstellte für einen Augenblick sein ganzes Gesicht. Juliska erschrak. Hatte sie etwas Dummes gesagt? Oder schrieb dieser Autor vielleicht Romane, die eine Klosterschülerin nicht gelesen haben durfte?

Pálkan Vidor machte eine wegwerfende Geste. „Nyomorúlt Svab“¹⁾, sagte er leise. „Ist in der Mode bei uns, gilt als Madjare. Hat aber vor einigen Jahren noch deutsch geschrieben. Ist doch von hier, aus dem Banat. Franz Häberle hat er geheißten und ein Werscheher ist er. Ganz hübsch für einen Schwaben, was er macht.“

Juliska war bitter enttäuscht. Auch der kein Mad-

¹⁾ Ein trauriger Schwab'.

jare? Nur um etwas zu reden, sagte sie: „Sind Sie so streng in der Rasse?“

„Ja! Entweder wir haben eine nationale Literatur oder nicht. Alles Talmi, was wir spielen müssen. Nachgemachte Ware! Wenn wir einmal vom Kisfaludy, Katona oder Szigligeti ein gutes altes Stück aufführen, dann bitte, kommen Sie, das wird ein Labfal sein für Ihr ungarisches Herz, liebe Baronesse. Lauter Neumadjaren, die heute schreiben!“

Juliska war leicht errötet. „Woraus schließen Sie, daß ich eine Baronesse bin?“

„Nun, ich denke mir das, mein gnädiges Fräulein . . . Ihr Aussehen, Sacré-Cœur, Landleben und so weiter.“

„Sie irren, Herr von Pálkan, Ihre ergebenste Verehrerin ist keine Baronesse. Wahrscheinlich sind Sie gewohnt, von großen Damen angeschwärmt zu werden?“

„Nun ja, man hat seine Erfahrungen, mein Fräulein. In Preßburg — hm . . . Hier ist die Gesellschaft viel bürgerlicher.“

„In Preßburg? Erzählen Sie mir, bitte, das interessiert mich riesig!“

„Pardon — das geht doch nicht. Das tut kein Ehrenmann,“ sprach Pálkan mit theatralischer Geberde, warf dabei aber einen lauernden Blick auf die Fragerin, den Blick eines Raubtieres, das Beute wittert. „Mir kann jede Dame vertrauen,“ flüsterte er.

Juliska war entzückt. Endlich hatte sie einen Mann kennen gelernt, der etwas erlebt hat. Daß er so diskret war, erhöhte ihn nur in ihren Augen. Ach, mit dem mußte sie öfter eine Begegnung suchen.

Der Speisesaal hatte sich allmählich geleert, und auch Pálkan, dem plötzlich seine gestrenge Roszika einfiel, machte Miene aufzubrechen. Juliska hielt ihn noch fest. Sie wollte ganz genau wissen, wann er wieder spiele. Sie werde wieder hier sein, so wie heute, und sich riesig freuen, wenn er ihr wieder ein Plauderstündchen schenken wollte. Sie könne ihm heute noch nicht alles sagen, sie dürfe noch nicht, aber ihr Interesse für das Theater sei ein ungeheueres, und sie brauche den Rat eines Ehrenmannes. Ihre Zukunft hänge davon ab. Ob er am Dienstag nach der Vorstellung wieder kommen wolle?

Nun fing die Sache an, ihn zu interessieren. Gewiß wolle er kommen. „Belieben Sie zu befehlen. Immer zu Diensten,“ sagte Pálkan. Und er küßte die kleine Hand, die sie ihm reichte, und sah ihr fragend in die dunklen Augen. Dann machte er eine große Geste, um dem Kellner seine Zechе zu bezahlen. Da aber sprach die Mama: „Bitte, bitte, erlauben Sie — diese Kleinigkeit — das kommt auf unsere Rechnung. Nicht böse sein!“

„O, meine Gnädigste, ganz wie Sie befehlen,“ sprach er, verbeugte sich tief und ging. Daß er sich nicht noch eine Flasche Rheinwein hatte geben lassen, schmerzte ihn jetzt sehr. Er war eben nicht ganz sicher . . .

Auf dem Heimwege dachte er nach über das harmlose Abenteuer und fragte sich ernstlich, ob es der Mühe lohne, eine zweite Begegnung zu suchen.

Das Mädel gefiel ihm sehr. Und genäschig war sie wie ein Mäuschen. Demivierge? Wenn man nur die Mutter von ihr trennen könnte . . . Darüber läßt sich nachdenken, das muß zu machen sein. Und was sie

denn meinte? Sie will doch nicht etwa? Die Törrin glaubt an den Idealismus des Theaters? Na, ein paar fette Unterrichtsstunden könnte er wahrhaftig brauchen. Und dann das Ehrenhonorar — die pikante Schülerin selbst . . . Er pfiß vor sich hin . . . Wer weiß, vielleicht hat sie Talent . . . Schüler, die gut zahlen können, haben immer Talent. Wie sie heißt und wer sie ist, hätte er aber doch wahrhaftig beim Portier erfragen können, sagte er sich. Aber warum das; sie soll es ihm selbst sagen, am nächsten Dienstag. Etwas nicht zu wissen, monologisierte er, ist immer gut. Wenn die Rozsika wissen will, mit wem ich bis jetzt beisammen war, und ich sage ihr, „das weiß ich nicht“, zerspringt sie. Er lachte laut.

So ging er heimwärts, und das kleine Erlebnis amüsierte ihn jetzt erst recht. Wer weiß . . . Vielleicht hatte die unbekannte Juliska viel Geld, und er konnte noch Direktor eines Theaters werden durch sie; vielleicht hatte sie einen Vetter im Unterrichtsministerium, und er konnte durch Protektion noch Regisseur werden am Nationaltheater in Pest. Wer weiß . . . Ach, wenn er doch loskäme von dieser Provinz, diesem Wander- und Schmierleben . . .

Als er heimkam, war alles dunkel, und ihm schwante nichts Gutes. „Rozsikám, Rozsikám,“ flötete er melodisch und tastete sich im Dunkel zu ihrem Bett hin. „Bist du böse? Hast du mich lange erwartet?“

Keine Antwort.

Er beugte sich nieder zu ihr, denn sie schläft gewiß noch nicht, dachte er, sie verstellt sich nur.

Da klatfchte es, ihm flimmerte vor den Augen, und er hielt sich die Wange.

„Dort steht dein Nachtmahl!“ rief die gestrenge Soubrette und drehte sich um. „Komm' mir nicht in die Nähe!“

Pálkan Vidor fluchte und tobte. Ihm das! Heute! Er machte Licht und ging zum Tisch, wo sein Abendessen stand, nahm die Schüssel und warf sie samt ihrem Inhalt fluchend an die Wand. Es krachte und splitterte, und ein großer Fettsleck blieb an der Tapete zurück. Rozsika kreischte auf und erhob sich halb im Bette.

„Das war das letzte!“ rief er. „Jetzt sind wir fertig!“ Und er ging in sein Zimmer, schlug die Tür heftig hinter sich zu und drehte den Schlüssel um.

Rozsika blickte ihm verdußt nach. Warum so empört? Das hatte sie doch schon öfter gemacht . . . Da mußte etwas dahinter sein . . . Der kam nicht vom Spieltisch, nicht von einem Trinkgelage, — der kam von einer . . . Aber von welcher? Die mußte etwas haben, da mußte etwas zu hoffen sein, denn sonst . . . Wer sollte denn seine Schulden immer bezahlen? Und eine Kollegin konnte es nicht sein, denn die waren in festen Händen.

Na, mag er doch ausziehen. Die Wohnung gehörte ihr, er war nur ihr Mieter. Und zum Haushalt trug er auch nichts bei, er verbrauchte sein Einkommen selbst. Und sonst . . . Was war denn noch an ihm? Passé! Passé! Sie hatte es nicht nötig, einen Geliebten zu erhalten, der sie betrog.

Aber mit wem? Mit wem?

XIV.

Beim Haffnersphilipp war heute Mehlsupp'. Er hatte schon Ende Oktober ein Schwein geschlachtet, um für den Hausbedarf vorzusorgen; aber daraus wurde kein Wesen gemacht. Heute war der große Tag, an dem die vier schweren Mastschweine drankamen, die den Bedarf an Schmalz und Rauchfleisch für das ganze Jahr decken mußten. Es war kalt; der Winter kam mit aller Macht ins Land, und die Obstbäume bogen sich unter dem Raureif, der ihre Äste in ein dichtes Kristallkleid eingehüllt hatte. Die Sonne stand als ein blutroter, kleiner Ball am Himmel, und kein Strahl drang durch die dicke, graue Luft. Die Flüsse waren zugefroren. Man fuhr mit dem Wagen über die Donau nach Slavonien auf die Märkte und auch über die Theiß zu den Madjaren im Alföld. Schon wurden da und dort Wölfe gesehen, die sich den Dörfern näherten; denn es lag weit und breit viel Schnee, und der Hunger trieb die Tiere in die Fremde. Sie kamen von Siebenbürgen und aus den Karpathen bis hierher. Und drüben, hinter Peterwardein, in den Tälern und Schluchten der Gruschka-Gora sollen sie in ganzen Rudeln aufgetaucht sein, so hieß es. Die Volksphantasie machte in solchen Tagen aus jedem Schäferhund einen Wolf, und die ältesten Anekdoten und Sagen von Überfällen auf Reisende und Fuhrwerke wurden wieder erzählt.

Das war die richtige Zeit für das Schweineschlachten. Da konnte man ruhig hantieren mit dem Fleisch, dem Wurstzeug und allen erdenklichen Abfällen und Neben-

produkten; es verdarb einem nichts, und man brauchte sich nicht überstürzen mit der Arbeit. Daß die ganze Familie an solchen Tagen zusammenhals, die ganze Freundschaft, das war selbstverständlich. Neben der Hausfrau, der Bas' Bärbl, betätigte sich die Susi; es kam die ausgeheiratete Tochter Liesl mit ihrem Mann und eine Schwester des Bauern, die Bas' Eol. Den Schlächter aber machte der Bindersmichel, der lustigste Mann des Dorfes. Er war eine grundgütige Seele, voller Schnurren und Schnaken, behaglich und rund; niemand hätte in ihm den großen Schweineschlächter vermutet. Aber er war der beliebteste von allen; ihn wollte jeder haben. Von Beruf Sackbinder, hatte er im Winter fast gar nichts zu tun, und aus reinem Tätigkeitstrieb schlachtete er seinen Freunden die Schweine. Und da er so geschickt und appetitlich dabei umging, so gute Würste machte und das eingelegte Fleisch nie versalzte, stieg sein Ruhm immer höher. Er hatte Monate hindurch Abend für Abend seine Mehlsupp', sein Festessen; meistens wurde auch die Frau eingeladen, und diese empfing wohl Geschenke in Naturalien; er aber nahm nichts für seine Tätigkeit. Sein Gewinn war das winterliche Wohlleben, und daß er selbst keine Schweine zu mästen brauchte. Mehr als er und seine Frau in drei Jahren an geräuchertem Fleisch, an Wurstzeug und Schmalz verbrauchen konnten, wurde ihnen jeden Winter ins Haus getragen. Und die Frau verkaufte im Sommer manches Stück Fleisch an jene, die es ihr im Winter geschenkt hatten. Bei ihr ging das G'selchte nie aus.

Ein Festtag! Der Fülöp durfte sogar von der

Schule daheim bleiben; der Oberlehrer erlaubte es gerne, denn er war ein braver und guter Schüler geworden, galt als die Leuchte und das Muster, namentlich in jenen Stunden, in denen die ungarische Sprache gelehrt wurde. Heimlich wurde er von den Bauernbuben freilich verspottet; sie sahen einen durchgefallenen Studenten in ihm, einen entgleisten Herrischen, der langsam wieder der Verbauerung anheimfiel. Aber der Fülöp machte sich nichts mehr daraus; der Zauber des Dorfes, die Heimat und das Vaterhaus hatten ihn wieder erobert. Und an die Zukunft mochten Vater und Mutter denken, er nicht.

Und so wie ihr Sippl aus einem Madjarembler wieder ein Schwabe wurde, so hatte auch die Bas' Bärbl allmählich wieder die Herrschaft über ihre Zunge gewonnen. Aber sie machte wenig Gebrauch davon; sie traute sich nicht recht. Sie hatte sich gewöhnt an die seelische Einsamkeit, in die sie so unvermutet gestürzt worden war, und wollte nie mehr ganz aus ihr heraus. Es war so seltsam und wunderlich mit ihr. Der Dorfarzt, ein rundlicher Weißbart, der immer Handschuhe trug, wenn er seine ärztlichen Besuche machte, und sich das Ansehen eines Gelehrten gab vor den Bauern, wußte sich gar keinen Rat ihr gegenüber. Sobald die Ursachen ihrer Gemütskrankheit sich milderten und minderten, gewann die Frau wieder Macht über ihre Zunge. Aber ihr Wortschatz war kleiner geworden; er war und blieb der eines Kindes. Und heute hätte es so viel zu sagen und anzuordnen gegeben. Sie hielt sich aber fern, überließ der Susi das Kommando.

Und es ging alles flott; die Riesenarbeit vollzog

sich in spielerischen, geselligen Formen; es lag Kirchweihstimmung über dem Hause.

Schon zum Gabelfrühstück aß man die gesottenen Nieren der geschlachteten Tiere und trank jungen Raki dazu. Mittags gab es Gebratenes, und abends war das große Festmahl: die „Mehlsupp“ mit frischen Würsten und Schweinernem in allen Formen. Da kamen die geladenen Gäste. Es gab sogar Krapfen, und vom Wein, der in Strömen während des ganzen Tages floß, kam jetzt der beste und feinste. Zuletzt traten wohl auch ein paar Musikanten an, und es wurde getanzt. Eine Geige, eine Klarinette und eine Ziehharmonika genügten für den Sautanz.

So lustig wie heute war der Bindersmichel schon lange nicht; er unterhielt das ganze Haus, und flink und hurtig ging die gewaltige Arbeit vorstatten. Schon um drei Uhr nachmittags begann das taktmäßige Gehäcksel des Wurstfleisches im Hause, und ehe die achte Abendstunde da war, lagen die Schinken und Speckseiten der vier Schweine eingesalzen in großen Zubern, füllten ihre vier Zentner Fett alle Blechdosen und irdenen Gefäße, die dafür aufzutreiben waren, lagen die ersten Bratwürste, die erst nach drei Tagen in den Rauchfang kamen, auf den Schüsseln. Und die Mehlsuppe wurde pünktlich aufgetragen. Das war des Bindermichels Stolz, zur rechten Zeit, wenn die Gäste kamen, mit dabei zu sein, im geselligen Kreise, so als ob er ein Geladener gewesen wäre und nicht der Schlächter. Und es war auch der Stolz der Hausfrau, daß man dem Festmahl den Schweiß nicht anmerkte, den es gekostet.

Der Klugsmaß war gekommen, der Herr Oberlehrer und die Frau Rosa, der Postmeister Müller, lauter Würdenträger des Dorfes. Vom Pfarrhaus war niemand geladen, auch nicht der Kaplan, der überall gerne dabei war und keinen Spaß verdarb. „Nur kei' Janitscharenit!“ hatte der Postmeister gebeten. Er mochte nun einmal keinen leiden, „der sein' Rock hot wenda lossa“.

Jeder, der kam, wünschte Glück ins Haus; denn jeder wußte, was das bedeutet, vier Schweine auf diese Höhe gebracht, das heißt „gut geschlachtet“ zu haben. Es war der Ruhm der Hausfrau. Die Bas' Bärbl lehnte ihn aber ab; sie schob ihn für dieses Jahr der Susi zu. Und der Bindersmichel rühmte die Säue als wahre Wunderwerke einer guten Fütterung. „Dier Finger hoch war ihr Speck,“ erzählte er, als man bei der Suppe saß. Und nicht um ein Pfund hatte er sich geirrt bei der Schätzung. Der Herr Oberlehrer wollte wissen, wie er das immer treffe bei so einer Schätzung.

„Des isch kinnerleicht¹⁾,“ sagte der Bindersmichel pffiffig und schaute die Susi an, „ich guck' mer bloß 's Weib aun, des se g'füttert hot. Vergunnt sie sich was, vergunnt sie's a' dem Schwein; wiegt sie an Zentner, wiegt die Sau zwa . . .“

Die runde vollbusige Susi war ganz rot geworden über das große Gelächter, das diesen Worten folgte. Sie nannte den Vetter Michel einen „B'juff“ und eilte mit der Suppenschüssel hinaus.

„Hoscht recht,“ sagte der Bindersmichel, der den „B'juff“ überhörte, gelassen, „trag den Sauschwoas 'naus

¹⁾ Kinderleicht.

und bring ebbes zum Beiße. Wann all' die Gäschtu su an Hunger häwe wie ich, derno bleibt euch heunt nigr far die nächst Kindstaaf über."

Der Jörgl wehrte lachend ab. „Des hot Zeit bis mer widder schlachta," rief er. Aber es glaubte ihm niemand . . .

Der Bindersmichel hatte heute etwas früh einen roten Kopf bekommen, und die Männer trauten seiner Zunge, die er so gerne in anderer Leut' Gärten spazieren gehen ließ, nicht recht. Sie wollten ein anderes Gespräch. Aber die Bas' Eul, als die Älteste, wußte was sich gehörte, und sie verlangte vom Bindersmichel jetzt das „Mehlsuppallied".

Der Oberlehrer horchte auf. Wie, der Binder wußte ein besonderes Lied über sein Nebengewerbe? Und das hatte er ihm nicht mitgeteilt, als er Volkslieder sammelte? Der Michel kraute sich hinter dem rechten Ohr. Das hatte man schon lange nicht von ihm verlangt; das wäre ja gar nicht mehr in der Modi, meinte er.

„Modi hin, Modi her, mer wolle dei Mehlsuppalied," entgegnete die Bas' Eul.

„Wo ist das Lied her?" fragte Heckmüller.

„Mei Großvater hot ei' alt's Blättle g'han, des hot g'haße: ‚Der Vetter aus Schwaben', und do war's drin g'schtanne. 's isch jahralong g'sunge worde bei jed'r Mehlsupp'. 's muß hundert Jahr alt sei'."

Jetzt kam die dampfende Fleischschüssel mit Speckkraut, und der Hausherr und der Jörgl schänkten um die Wette alle Gläser voll. Der Bindersmichel aber erhob sich und sang sein Lied. Er hielt die Hände wie

segnend über die Schüssel und sprach in einem Gemisch
von Hochdeutsch und Schwäbisch:

„Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
In der Pfütze, im Morascht
Bischt du wohl ein wüchter Gastscht;
Uf dem Teller, an der Gabel
Wirscht du Luscht für unsern Schnabel.

Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
Unrat, Abfall, deine Koscht,
Heller Trunk, wie zäher Moscht,
Schmer und Fleisch mit dickem Specke
Kimmt von Pflege, nicht vom Drecke.

Die Sau, das Schwein,
Klingt rauh und fein:
Liebscht auch Pfütze und Morascht,
Bleibscht du uns ein lieber Gastscht.
Welche Luscht, wann uns die Schinken,
Braten, Würscht und Preßköpp winken.

O Sau, o Schwein,
Bleib' rauh und fein!
Lieg' du immer in dem Drech,
Wälz' dich in der Pfütze keck!
Wenn wir deine Gaben schpeisen
Bleibt's doch Pflicht, dich hoch zu preisen.“

Einmütiger Beifall und Gelächter lohnte den Sänger,
der mit heiserer Stimme, aber mit feierlichem Ernst
seinen Vortrag beendet hatte und erst jetzt duldete, daß
ausgeteilt wurde. Sein Glas aber leerte er dreimal nach
dieser Leistung; die Kehle war ihm ganz trocken geworden.

Die Frau Oberlehrer fand das Lied etwas derb,
aber wunderschön. Ihr Mann meinte, es dürfte aber

nicht so alt sein, wie der Vetter Michel glaube. Immerhin sollte man es nicht untergehen lassen; denn in so einem alten Lied lebe noch der schwäbische Heimatsduft aus dem Schwarzwald, den die Vorfahren einst mitgebracht haben¹⁾.

Die Leute verstanden das nicht so ganz, aber das Lied hatte auch ihnen gefallen, und die Melodie war wie ein alter Tanz, wie ein Längaus. Nur Hedtmüller hörte auch in diesem Liede die Glocken der alten Heimat läuten.

Ernstere Gespräche wollten nun Platz greifen. Der Richter lies durchblicken, warum er gekommen. Die große Kommission, die man dem Ingenieur Gergely im Sommer auf den Hals schicken wollte, sei für die nächsten Tage angemeldet. Mitten im Winter, in Schnee und Eis, wolle man die Dämme besichtigen. Dem Jörgl stieg die Galle. Er konnte die Gefängnishaft nicht verwinden, die ihm der Zank mit dem Ingenieur eingetragen hatte. Und er dachte dort im Komitatskerker über vieles nach in seiner Einsamkeit. Er war geladen mit Plänen und Entwürfen, die er einmal zur Sprache bringen wollte, wenn er eine Stimme hatte in der Gemeinde. Man sperrte ihn mit allen Nationalitäten zusammen in dem finsternen, alten Gefängnis, mit Slowaken, Serben und Rumänen. Aber das mache nichts; er danke Gott für diese Strafe; sie habe ihm den Kopf hell gemacht.

Die Männer wollten wissen, was er meine.

¹⁾ Das Lied ist wohl von dem schwäbischen Volksdichter J. Nefflen, der 1836 seinen „Vetter aus Schwaben“ herausgab. Ins Banat könnte es durch heimatliche Soldaten gekommen sein, die bis 1866 oft in deutschen Bundesgarnisonen lagen.

„Mit Wallache und Rahe¹⁾ war ich ing'sperrt, und von dene hãb' ich galernt, wau's uns fehlt,“ sagte er. „An deutsche Pharra müsse mer verlange, wann der Horvat 'mol geht; an deutsche Notari, an deutsche Ablegate müsse mer uns wähle, und an deutsche Strominscheneer brauche mer z'allerersch. Und aa unsere Schule dãrfe m'r nit hergãwe an den Staat. Sie müssa Gemeinde-schule bleiwa, sunscht sin mar nitmei die Herre im eigene Haus . . . Des all's muß m'r vun da Wallache lerna. Die lossa nit nooch, die hãwe des alles.“

„Des isch woahr,“ sagte der Klugbalzer bedãchtig, „ãwer wann ich sau 'was sag', is gloi d'r Gene²⁾ drin. Guck halt, daß d' bald bei Wahlrecht kriegsch und in Ausschuß kimmich.“

Der Haffnerslippl rief dazwischen: „Na, noch zwa Jahr soll er halt warta, bis mei Hannes wieder do is vum Militari. Er hot noch Zeit!“

Dem Bindersmichel waren solche Mehlsuppengesprãche höchst zuwider. Aber er trank dem Jörgl doch zu. „Sollsch lewa, Jörgl! Du bisch unser Mann künstlich. Raam nar uff mit de Janitschari. 's zwidersch Dieh im Darf is a herrische Kuh, die vergessa hot, daß sie a schwabisches Kalb gwe'n is.“

Alles lachte herzlich, und man kam wieder in ein anderes Fahrwasser. Eine Speise folgte der anderen, und zuletzt brachte die Susi, glühend rot, die Schüssel mit den

¹⁾ Serben.

²⁾ Die ordinãrste madjarische Form für den Teufel, den Satanas. Das Wort wird auch für Ausatz und Pest gebraucht.

Kücheln¹⁾). Der Wein schmeckte immer besser, und endlich traten auch die Musikanten an.

Und jetzt kam es ans Licht, warum der Abend gar so festlich war. Morgen war Barbara; die Bas' Bärbl hatte ihren Namenstag. Ihre allmähliche Wiedergenesung wurde gefeiert, und der Oberlehrer hielt eine Rede auf sie.

Die Frau Rosa aber ging auf die stille Hausfrau zu, die ihren wiedergefundenen Süßlop in den Armen hielt, und küßte sie.

XV.

Die Große Kommission des Komitates, die von der Gemeinde verlangt worden war, erschien im Dorfe. Der Oberstuhlrichter Olap war auch angemeldet. Und er wußte besser, warum die Schwaben solchen Lärm geschlagen hatten, mitten im Sommer. Sie waren angestiftet worden durch den Izé, den Trauttmann aus Rosenthal. O, dieser Pangermane, dieser Agitator, der die friedlichen Leute aufwiegelte gegen die Behörden! Er sei sehr ungnädig gesinnt gegen Karlsdorf, berichtete der Notär, den er zu sich zitiert hatte. Und der Gergely Vilmos lächelte gar boshaft, als er das hörte. In seiner Abwesenheit hatte man so etwas gemacht! Nur aus Haß, weil er einen Lummel des Dorfes hatte einsperren lassen. Na, die werden sich wundern, was solch' eine Kommission kostet. Eine eigens verlangte „Große“ Kommission.

Der Notär, ein schlauer Streber, der die Welt zu nehmen wußte, schlug dem Richter vor, etwas zu tun, um den Oberstuhlrichter zu versöhnen. Man müsse ihn

¹⁾ Krapfen.

empfangen wie einen Obergespan oder einen beliebten Abgeordneten bei der Wahl. Berittene Banderien, Musik und Fahnen sollten zeigen, daß Karlsdorf so patriotisch gestimmt sei als irgendeine Gemeinde des Landes. Und ein Festessen im Großen Wirtshaus sollte den Beschluß machen.

Und der Klugsbalger ließ sich bereden, das anzuordnen. Er lud die männliche Jugend ein, die Große Kommission an der Hottergrenze zu Pferde zu erwarten, und er schickte die besten Wagen des Dorfes, jene, die Ledersitze mit Sprungfedern hatten, an die Eisenbahnstation, die Herren zu holen. Und er selbst spannte auch sein bestes Gefährte ein. Und die Häuser der Hauptstraße wurden besflaggt.

Das Wetter war günstig, und es ging alles wie am Schnürchen; außer den beiden Hassner weigerte sich niemand mitzutun. Die reichsten Bauern hatten eingespannt. Alles fuhr vierspännig; die großen Buben, vierzig an der Zahl, setzten ihre buntbebänderten Kirweihhüte auf, schmückten die Mähnen ihrer Pferde mit Bändern in den ungarischen Nationalfarben und ritten hinaus bis zur Grenze, wo der Hotter von Josefsfeld an den von Karlsdorf stößt. Mit Elfenrufen, als wären sie ungarische Csikos, begrüßten sie die herankommenden Viererzüge und schwenkten die Hüte. Ein Banderium von zehn Reitern flog voraus, zwanzig verteilten sich zu beiden Seiten der Wagen und zehn bildeten den Abschluß des festlichen Zuges.

So zog die Große Kommission, die aus zehn Komitatsherren bestand, in fünf vierspännigen Wagen in das

Dorf ein. Beim Großen Wirtshaus, wo die Herren abstiegen, spielte die Musikbande, und auf dem Platz hinter der Kirche knallten die Böller. Vor den Häusern aber standen die Schwäbinnen im Sonntagsstaat und lächelten den Herren zu. Die Männer hinter ihnen rückten Hüte und Kappen.

Der Notar, der der Kommission mit dem Richter und Gergeln bis zur Bahnstation entgegengefahren war, sollte recht behalten mit seinem klugen Rat. Der Oberstuhlrichter, der sich zuerst sehr zugeknöpft verhielt und wortkarg, war schon beim Anblick der berittenen Bänderien höchst angenehm überrascht, und der festliche Einzug in das große Schwabendorf heiterte ihn vollends auf. Er wurde immer freundlicher und leutseliger, und sein feistes Gesicht strahlte. Auch bequerten sich die Herren, deutsch zu reden. Das war schon viel. Vor dem Pfarrhause, wo die Fenster auch besetzt waren und die Juliska den Herren lebhaft zuwinkte, zogen sie alle die Hüte. Einige sahen sich flugs nach dem hübschen Mädchen um, das jeder schon einmal irgendwo gesehen zu haben meinte.

Ein kurzes Frühstück im Großen Wirtshaus, bei dem die schönsten Bauernmädchen des Dorfes die Herren bedienten, der Richter und Gergeln die Honneurs machten, sollte die gute Stimmung noch befestigen. Nach einer Stunde bestieg man endlich die bereitgestellten, zweispännigen Wagen und fuhr hinaus zu den Schuttdämmen. Gergeln hatte sich der Kollegen vom Komitat bemächtigt, die in ihm den Neffen ihres Chefs, des Vizegespanns, ehrten. Der Richter fuhr mit dem Oberstuhlrichter voraus und suchte ihm schonend und vorsichtig zu erzählen, was

Georg Trauttmann ihnen im Sommer gesagt habe. Herr Gergely sei mit Unrecht erbozt auf den ihm unbekannten Fremden; er lasse nichts gelten, was jener gesagt habe, und der Herr Oberstuhlrichter sollte da doch ein Nachtwort sprechen.

„Hat der Izé, der Trauttmann, auch gefragt, wer Euer Abgeordneter ist? Hat er sich hier auch um Politik gekümmert, wie in den anderen Dörfern?“ fragte der Oberstuhlrichter.

„Keine zehn Wort' häwe m'r davon gered't,“ sagte der Klugsbalzer.

„Denken Sie nur nach, Herr Richter. Was hat er darüber gesprochen?“ fragte forschend und mißtrauisch Herr von Olan.

„Na ja, Herr Oberstuhlrichter, er hot uns gerate, immer nur ein' deutsche Mann zu wähle,“ entgegnete Klug.

»Gazember!«¹⁾ rief der Oberstuhlrichter gereizt. „Das tut er überall. Als Ingenieur schleicht er sich ein und ist ein Agitator. Was geht ihn das an? Ich werd' ihn schon erwischen.“

Man fuhr auf dem Kopf des Donaudammes dahin, und der Wind blies rauh und kalt über die Eisfläche. Ganze Ketten von Wildgänsen flogen kreischend auf.

Daß die schütterte Pflasterung des Dammes schadhast war, voller Löcher und Senkungen, spürte man an dem Holterpolter. Aber es stieg niemand aus. Erst bei der Hütte, in der die schwere Dampfmaschine untergebracht war, verließ Gergely den Wagen und mit ihm drei

¹⁾ Schuft.

Komitatsingenieure. Der Richter stieg auch aus; doch blieb der Oberstuhlrichter sitzen und hüllte sich nur besser in seinen Pelz. Klug begab sich zu der Gruppe. Die Herren besahen sich die alte Bruchstelle des Dammes, wo die große Pumpe auch im Frühjahr gearbeitet hatte. Wie ein Fragezeichen krümmte sich da die Donau, und ihr mächtigster Anprall war immer dort zu verspüren. Das Hinterland des Dammes blieb dort auch stets naß; Kanäle und Abflußrohre führten durch den Damm. Sie entwässerten den Grund, wenn die Donau sank, und sie milderten den Anprall, wenn sie hochging, weil sie freiwillig Wasser aufnahmen. Dieses Opfer mußte gebracht werden; viele Joch Hutweide waren unbrauchbar und hatten sich in Auen verwandelt.

Der Richter erlaubte sich zu bemerken, daß an dieser Ecke ein englischer Damm mit einem Tegelkern eingefügt werden mußte. Die Hutweide wäre zu retten, die Kanäle und Röhren müßten verschwinden. Und der ganze Damm könnte überhaupt um einen Meter höher sein.

„Amerikanische Weisheit!“ rief Gergely den Kollegen zu.

„Ach so!“ sagten diese. Und einer, ein bebrillter, dicker Herr meinte, wenn die Gemeinde sehr viel Geld habe, könne sie ja um die Erlaubnis einkommen, das machen zu dürfen. Auf Landeskosten könne man solche Luxusachen nicht empfehlen. Und er notierte sich einiges, was zu machen wäre, und redete madjarisch mit Gergely. Der Richter verlangte wasserseitige Steinpackungen als Dammsicherung an dieser Stelle. Und wieder rief Gergely: „Amerikanische Weisheit!“

„Es tut's auch ein neues Weidenflechtwerk,“ meinte der frühere Sprecher. „Wir müssen mit landesüblichen Mitteln arbeiten. Sie wollen zu hoch hinaus, Herr Richter. Das hat Ihnen wer in den Kopf gesetzt.“

Und damit ließ er den Klugsbalger stehen.

Dieser ging voraus, zum Wagen des Oberstuhlrichters, der schon Auftrag gegeben hatte, daß man weiterfahre, hinüber zu dem Schützdamme an der Theiß. Ihn fror, und er langweilte sich.

Der Dorfrichter stieg in den Wagen, und man fuhr auf dem Kopf eines Querdammes nördlich weiter. „No hat, wie steht die Sache?“ fragte der Oberstuhlrichter.

„Is schon der Fene drin!“ rief mißmutig der Klugsbalger. „Wenn Ihr Euch nit annehmt um uns, Herr Oberstuhlrichter, die Herre sin all' uf d'r Seit' des Gergeln.“

„Lieber Fraind, ich verstehe doch davon gar nichts. Ich bin nur gekommen, weil das Komitat es gewünscht hat, daß ich Ihre Gemeinde visitiere und sehe, was da vorgeht. Mehrere Anzeigen liegen bei mir. Ein fremder Agitator, der nichts hier zu suchen hat, heßt Euch auf. Er hat nicht umsonst beim Hassner gewohnt, den der Gergeln hat einsperren lassen. Daher kommt alles.“

„Er ist doch ein Schwab von hier, der Herr Trautmann.“

„Dehogy¹⁾, ist er ein Schwab. Wer zwanzig Jahre fort war, hat hier nichts mehr zu suchen. Und auch sonst . . . Der Postmeister rebelliert gegen die patriotischen Lehrer, der Herr Oberlehrer lehrt den Kindern

¹⁾ Bewahre!

pangermanische Lieder. Bizony Isten ¹⁾, es ist nicht alles, wie es sein soll in Ihrer Gemeinde."

"Herr Oberstuhlrichter, glaube Sie mit, was die Spione sagen!" erwiderte Klug betroffen.

"Lieber Fraind," fuhr der Oberstuhlrichter jovial fort, "Ihr Empfang heute hat mir bewiesen, daß Sie wissen, was ungarische Sitte ist. Das war sehr schön. Ich will gar nichts weiter wissen und hören, will ein Auge zudrücken. Machen Sie jetzt keine weiteren Geschichten und schauen Sie, daß wir zum Essen kommen, ich habe großen Appetit."

"Ja, ja," fiel Klug rasch ein, „äwer redde muß m'r doch über all's."

"Aber nain, lieber Fraind, ich will nicht. Der Postmeister wird ein bißl eingesperrt, den Oberlehrer werden Sie nächstes Jahr pensionieren, und die Dämme werden geflickt, wo sie ein Loch haben. Und dann bleiben wir gute Frainde."

Dem Dorfrichter stand der Schweiß auf der Stirn. Das sollte das Ergebnis der Großen Kommission sein, auf die man die Gemeinde ein halbes Jahr warten ließ? Er sah sich um, als sie sich jetzt nördlich wendeten, und zählte die Anwesenden ab. Da fehlten ja drei Herren! Es waren nur sieben anstatt zehn und er machte den Oberstuhlrichter darauf aufmerksam. Ein Wagen war offenbar zurückgeblieben. War denn eine Achse gebrochen oder sonst etwas geschehen? Er saß mit dem Oberstuhlrichter im ersten Wagen und hatte sich nicht um die

¹⁾ Bei Gott.

anderen gekümmert. Daß sie folgten, war doch selbstverständlich.

Nun wendete auch der Oberstuhlrichter den Kopf. „Wer fehlt denn?“ fragte er. Und er lachte laut auf, als er dies festgestellt hatte. „No ja, der Schriftführer. Was soll er hier? Protokoll wird doch dort diktiert werden, im Wirtshaus. Aber die anderen zwei . . . Énye, énye¹⁾, hätt' ich nicht gedacht.“ Und er lächelte in sich hinein. „Macht nichts. Drei Ingenieure sind doch genug. Was sein muß, wird gemacht. Main Wort darauf.“

Und die Fahrt über den Theißdamm wurde noch rascher beendet als die über den Donaudamm. Es gab auch dort zwei alte Bruchstellen, die immer schweißten und nie ganz zuverlässig waren; der Kopf des Hauptdammes aber war nur beschottert. Und auch, was Trauttmann ganz besonders bemängelt hatte, um einen Fuß niedriger war er als der Wasserstand von 1858. Das dürfe nicht sein. Man müsse sich solches Wissen zunutze machen. Was vierzig Jahre nicht war, könne morgen wieder sein. Die dort in Reserve stehenden Pumpmaschinen aber waren alt und noch auf Handbetrieb angewiesen. Lauter Fragen, die Trauttmann aufgeworfen, lauter Gespenster, vor denen er gewarnt. Der Dorfrichter war wieder ausgestiegen und zu den Ingenieuren zurückgegangen. Sie redeten madjarisch miteinander und hörten nicht weiter auf ihn. Was er vorbrachte, wurde belächelt. Der eine, der bebrillte, machte sich aber doch wenigstens Notizen für das Protokoll.

¹⁾ Schau, schau!

Im Großen Wirtshaus gab es eine Festtafel für die Kommission und die Honoratioren des Dorfes, und die Dorfmusik spielte auf. Aber ehe man sich setzte, ging der Oberstuhlrichter selbst und suchte die verlorenen drei Kollegen. Lachend kam er aus einem Seitenzimmer zurück; er hielt sich den Bauch und brüllte. Die drei saßen da drin und färbelten. Sie wollten noch nachkommen und wunderten sich sehr, daß man schon zurück war.

Nun lachten die Herren alle mit. Aber wenn ein Bauer in die Nähe kam, machten sie „Pst! Pst!“ und suchten die Sache zu vertuschen.

Bei Tisch war alles vollzählig, und es ging hoch her. Der Oberstuhlrichter hielt eine Rede, dankte für den Empfang und versicherte, daß alle billigen Wünsche der Gemeinde erfüllt werden sollten. Aber er warnte auch vor den fremden Emissären. An ihn möge man sich halten und an das Komitat; dieses werde eine so fleißige, wohlhabende Gemeinde, die so steuerkräftig sei und immer so patriotisch war, nie verlassen. Sein Eljen galt dieser Gemeinde.

Die Gerichtsbeisitzer und sonstigen Würdenträger der Gemeinde tranken alle dem Klugsbalzer zu, gewissermaßen um ihn, der ihnen verstimmt vorkam, aufzumuntern und seine Schwarzseherei zu verspotten. Der aber murmelte nur immer in sich hinein: „Is schon der Sene drin . . . Is schon der Sene drin . . .“

Der Herr Pfarrer und Oberlehrer Heckmüller saßen auch an der Tafel, und der Lehrer Halmos machte sich sehr bemerkbar. Er hatte seinen Knabenchor herbestellt und ließ den Herren ein paar madjarische Lieder vor-

singen. Der Oberstuhlrichter belobte das, winkte aber ab. Er erinnerte sich, vor Jahren einmal eine schwäbische Musikbande gehört zu haben, die wunderschöne, alte Liedertänze spielte und dazu sang. Ob es das noch gebe, fragte er die Leute.

„Des is aus er Modi kumma,“ antwortete man ihm.

„Das sei aber sehr schade,“ meinte er.

Der Oberlehrer Heckmüller hörte von der Frage des Oberstuhlrichters und ging erfreut zu den Musikanten. Sie berieten untereinander und verständigten sich. Dann meldete der Oberlehrer dem Herrn Oberstuhlrichter, daß man „eine Polka mit Gesang“ spielen werde. Und alsbald begannen die Bauernmusikanten zu spielen und sangen dazu im Polkatakakt:

Mei guter Michel liewet mich
Aus deutscher Redlichkeit,
So wie er liebt, liebt sicherlich
Koi' Schätzle weit und breit.

Er sitzt bei mir die halwi Nacht
Und spinnt mei' Garn so fein,
Daß herzlich oft mei' Motter lacht,
Sie denkt, ich spinn's allein.

Nochb'rsch Gretl ärgert sich, ärgert sich,
Denkt wunnerscht, wer er sei.
Ich denk' mir: Gretl ärger' dich,
Es gilt mir einerlei.

Du kriescht mei' Michle doch net d'ran,
Ich kenn' ihn zu genau.
Wann Fasching kimmt, werd er der Mann
Und ich wer' halt sei' Frau.

Das gefiel den Herren vom Komitat ganz ausnehmend. Der Oberstuhlrichter gab das Zeichen zum Beifall, und alles

klatschte und trommelte mit den Füßen. Da Heckmüller diese Wirkung sah, ging er wieder zu den Musikanten und berief auch einige junge Paare hin. Man verständigte sich, und die Buben machten eine Seite des Saales frei, indem sie ein paar Tische verschoben und Bänke entfernten.

Dann trat Heckmüller wieder vor und sagte bescheiden: „Herr Oberstuhlrichter, wir möchten Ihnen noch einen schwäbischen Ländler vorführen aus alten Zeiten.“

„Bravissimo!“ rief Herr von Olan.

Und die schwäbischen Bauernmusikanten huben an, während sich acht junge Paare zum Tanze aufstellten. Es war ein biedermeierischer Großmuttertanz, das wußten sie; aber sie hatten ihn auf Wunsch Heckmüllers erst zum Kirweihfest neugelernt und waren ihrer Sache ganz sicher.

Sie tanzten und sangen mit den Musikanten:

Rosenstock, Holderblüt,
Wann i mei' Mädsla siech,
Lacht mer vor lauter Freud'
's Herzle im Leib.
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Ge'ichterl wie Milch und Blut,
's Mädsla is gar so gut,
Um und um tockerlnett,
Wann i's nur hätt'!
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Armerl so kugelrund,
Goscherl so frisch und g'sund,
Sußerl so hurtig g'schwind
's tanzt wie der Wind.
La la la
La la la, la la la, la, la la la la, la.

Wann i ins Dunkelblau
 Sunkelhell Äugle schau,
 Maan' i, i schau
 In mei' Himmelreich nei'.
 La la la
 La la la, la la la, la, la la la la, la.

Die ganze dörfliche Tischgesellschaft hatte allmählich mitgesungen und sich im Geiste mit den Paaren gedreht, die ihre Sache vortrefflich machten. Es herrschte heller Jubel, und Heckmüller bedankte sich beim Oberstuhlrichter, daß er ihn heute so kräftig unterstützt habe bei seinen bescheidenen Bestrebungen zur Erhaltung alter Sitten und Bräuche.

Herr von Olan machte ein gar seltsames Gesicht. Aber er war ehrlich — das hatte ihm gefallen. Viel besser als der lächerliche ungarische Papageiengesang der Schwabenbuben. Sagen durfte er das freilich nicht.

Indessen hatten sich die Komitatsingenieure mit Gergely zurückgezogen, und der Bebrillte diktierte das Protokoll der großen Kommission. Der Klugsbalger war hinzugeeilt, doch er verstand keine drei Worte von dem ganzen Text. Er verlangte, daß es auch deutsch abgefaßt werde, doch der diktierende Ingenieur weigerte sich, das zu tun. Der Notär mußte den Dorfrichter beschwören, die Ruhe zu bewahren. Er werde ihm schon eine Übersetzung machen.

Und alle Beteiligten unterschrieben das Protokoll, ohne es weiter zu lesen. Der Oberstuhlrichter als erster. Aber als es dann zum Klugsbalger kam, versagte der seine Unterschrift.

Die Herren waren bereits im Aufbruch begriffen; man hatte es eilig zur Bahn, es dämmerte schon. Dem Oberstuhlrichter mußte der Zwischenfall aber doch gemeldet werden.

Er trat auf Klug zu: „Was höre ich, Herr Richter? Sie wollen uns diesen schönen Tag verderben? Lieber Graind, was sain das für Geschichten?“

„Ich kann nit!“ sagte dieser schroff.

»Az ebadta, warum?“

„Weil ich nit waaß, was drin steiht.“

„Sie werden bekommen die Abschrift. Und die übersezen Sie sich!“

„Dann hat's ja Zeit, Herr Oberstuhlrichter.“

»Jólvan¹⁾, Herr Dorfrichter, jólvan. Ich werde Sie vorladen, und Sie werden bei mir unterschreiben,“ sagte der Zürnende.

„Wann ich's galesa häbb, valleicht,“ entgegnete Klug. Dann erhob er die Stimme: „Und wann die ausgstrechta sein, die do im Wertshaus Karta gschpeelt häwa, anstatt mit uns zu geihn“, rief er; und alles an ihm zitterte.

Herr von Olav sah ihn betroffen an und ging dann rasch davon.

So endete die große Kommission mit einem groben Mißton, und die schwäbischen Musikanten bemühten sich vergeblich, zum Abschied den Rakoczmarsch recht feierlich zu blasen. Es war einmal der „Fene“ drin in der Geschichte.

¹⁾ Gut ist's.

XVI.

Der Winterabend bricht früh herein über das Dorf, und nur der Schnee leuchtet in den Gassen. Sobald das Aveläuten vom Kirchturm ertönt, setzt sich alles zu Tisch zum Abendbrot. Die Frau drängt schon, die Tochter ist bereits im Staat, die Großmutter hat ihre Brillen schon dreimal gepuht. Jede hat ihre Spinnreih', und keine will zu spät kommen. Die Männer haben Zeit, die werden vor zwei, drei Stunden nirgends erwartet. Und so essen die Weiberleut' nur schnell und gehen. Jede hat ihren Spinnrocken voll Hanf und ein paar leere Spulen in Bereitschaft. Die Rocken der Mädchen sind mit einem duftigen Band umwunden in hellen Farben. In der Spinnreih' wird aber nicht nur geklatscht, da wird auch um die Wette gesponnen.

Und alsbald schwanken Hundert kleine Laternen durch die Dorfgassen, die sich die Schönen auf dem Hinweg noch selber tragen. Auf dem Heimweg ist das etwas anderes, da haben sie nebst dem Spinnrad auch die vollgesponnenen Spulen. Und wozu wären denn die Männer und Buben im Winter nutz, wenn sie nicht einmal die Laternen vorantragen wollten?

Die großen Buben haben noch das Vieh abzufüttern, ehe auch sie das Haus verlassen; die Männer bleiben noch bei einem Glase sitzen und rauchen die Pfeife, wenn sie nicht gar im Kalender oder im Wochenblatt lesen. Manchmal kommt auch ein Nachbar auf einen kleinen Plausch; man politisiert, bespricht Gemeindeangelegenheiten, schimpft auf die Regierung und die niedrigen

Getreidepreise. Dann geht man gemeinsam zur Spinnreih', in den Kreis, zu dem man gehört. Jede Gasse hat ihre Reih'; ist sie lang, auch zwei und drei. Und alle Altersstufen sind streng geschieden. Die Großmütter, die Mütter, die jungen Frauen, die großen Mädchen und die kleinen, die der Schule entwachsen aber noch nicht mannbar sind; jede Schichte hat ihre eigene Spinnreih'. Und die Sitte verbietet es, daß ein verheirateter Mann zu den Ledigen, ein Lediger zu den Verheirateten kommt. Wer diese Ordnung durchbricht, kann die schönsten Prügel haben.

Bei der Haffnersbärbl war heute die Reih', und die Frauen bis hinauf zur Kirche hatten sich bei ihr versammelt. Ein Krug frischen Wassers mit zwei Gläsern stand auf dem Tisch, auch eine Schüssel mit Äpfeln, Nüssen und gedörrten Zwetschken. Sonst wurde nichts gereicht. Doch später, wenn die Männer kamen, gab es auch ein Glas Wein.

Die Bas' Bärbl redete wenig oder nichts, das war bekannt; um so mehr plauderten die Gäste. Sie wußten alles, was im Dorfe vorging, sie kannten jeden Heiratsplan, jeden Erbschafts- oder Ehestreit, jeden Zank zwischen Eltern und Kindern.

Wieviel gestärkte Unterröcke die Susi am Sonntag wohl getragen hat, weil sie gar so stattlich ausah auf dem Gang zur Kirche, wollte die Nachbarin durchaus wissen von der Bas' Bärbl. Doch diese lächelte nur. So ganz eigen lächelte sie.

Und die Nachbarin wußte, woran sie war; es zischelte sich weiter in der Runde.

„Jo, wie alt sein dann die Zwilling?“

„Annerthalb Jahr.“

„No, des tut sich. Des tut sich.“

Die Räder surrten um die Wette, und die Spulen füllten sich trotz des munteren Geplauders.

Als letzte kam die rote Klugsnantschi, die Frau des Dorfrichters.

„Häbt d'r 's schon g'heert,“ fragte sie, als sie ihren Platz eingenommen hatte, „was dem Poschtmüller (Postmeister Müller) passiert is?“

„Naa, ka Wart!“ rief es von allen Seiten.

„Ing'schperrt häwe I' 'n uf acht Täg.“

„Wege dem Lehrer? Wege dem Jantschi?“ rief man.

„Jo, jo, wege dem Janitschari, oder wie des neu' Schimpwart haaßt. Un' die Poscht wolle se ehm weg-nemma. Er hot sich verdefendiert wie a Fischkal, verzähle se, äwer ganuht hot's ehm nig. Wie der garedt hot! Der Herr Halmosch is a Schwob, wie mer all' Schwobe sin, hot er de' Herre g'jaat, er soll nit a so taun. Unser' Kinner soll er z'erscht die Mottersproch lerna, nit ehna die Köpp v'rdreha. D'rnoo werd 'n koi Mensch an Janitschari haaße.“

Die Klugsnantschi schnappte nach Luft, dann schloß sie: „Sau hot der Poschtmüller gared't. Un d'rnoo hot er sich inschperra lossa.“

„M'r soll halt die Leut' nit verspotta,“ piepste die bucklige Bas' Margred, dem Bindersmichel seine Schwester. „Mei Bruder konn des aa nit lossa. Er hot sich gescht¹⁾“

¹⁾ Gestern.

wieder 's Maul verbrennt über da Herr Kaplan und die Liskka. Des werd aa schier 'was gäwa."

"Bald werd's ganz Darf zu Garicht gehn," sprach die Klugsnanischl. „Mei' Mann is schon recht verdrießlich."

Die anderen aber wollten durchaus wissen, was der lustige Bindersmichel über den Kaplan und die Liskka gesagt habe.

„O naa, des trag' ich nit weiter," rief die Bas' Margred. „Des wär' a Sünd'."

Und sie war nicht zu bewegen, die Worte zu wiederholen.

Indessen wurde es in der hinteren Stube lebendig. Mit schweren Tritten stampften die Bauern im Gang draußen den Schnee von den Füßen, ehe sie eintraten, und die Frauen erkannten jeden einzelnen an der Stimme. Sie spannen und klatschten noch eine Weile weiter, dann stimmte die Bas' Ewl, die das Singen über alles liebte, ein Lied nach dem andern an. Und die Frauen sangen „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Es stand ein Baum wohl an dem Rhein“ und das selten gehörte Lied:

„Da unten in dem tiefen Tal
Steht eine Lind', ist unten schmal",

das der Oberlehrer wieder eingeführt hatte.

Das lockte auch die Männer einzeln herbei; sie ließen das Politisieren sein und kamen zu ihren Frauen und Nachbarinnen. Der stattliche Hausvater lehnte als erster am Türstock und lächelte seine stille Frau an, die leise mitsummte.

Er wußte, warum er lächelte. Wie wird sie sich

freuen, wenn sie erfährt, was heute geschah, was heute endgültig beschlossen wurde! In der Tasche hatte er's, unterschrieben war es von zwei Duzend Bauern, daß sie ein deutsches Konvikt gründen wollten in Szegegin, ein Familienheim, wie der Herr Trauttmann gesagt hatte. Die letzten setzten jetzt drüben ihre Unterschrift auf den Bogen. Das Geld war beisammen; jetzt fehlte nichts als ein tüchtiger Herbergsvater für sein Studentenheim, ein Mann mit einer braven Frau, die den schwäbischen Knaben eine Mutter sein wollte. Ja, der Haffnerslippl lächelte. Und er wußte warum. Er hatte seine geheimen Pläne . . .

Und jetzt bestellte er sich sogar ein Lied. Das „Mädele ruck, ruck“ wollte er wieder einmal hören. Aber sie weigerten sich. „Do mischt er in die Reih' der Mädjscha geihn!“ rief man ihm zu. „Des singe mer schon lang nit mei.“

„Mer därfe doch nit 'nei zu da Mädjscha, sunscht kriege mer Wicks,“ erwiderte belustigt der Haffnerslippl.

Und der Klugsbalger, der mitgekommen war, wollte es auch hören. „Na, Bas' Nantschi, legt nar mol laus,“ rief der Hausherr und setzte sich mit dem Richter auf die Dienbank. „Sunscht geihn m'r nüber zur Susi. Die hot heunt a die Reih'!“

Die rote Nantschi ließ sich nicht zweimal bitten. Und so sangen die Mütter:

„Mädele ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I hab di gar so gern, i kann di leide!“

Sie lachten alle, als das Lied zu Ende war, und wunderten sich, daß es noch so gut gegangen.

Dann hub der Klatisch wieder an, und die Männer rauchten, daß das Fenster geöffnet werden mußte, während der Hausherr hin und her ging und Wein anbot.

Von drüben über dem Hof erscholl jetzt auch ein Lied; die Männer horchten, was es wohl wäre, aber ehe sie es erkannten, schloß die Bas' Margred das Fenster, neben dem sie ihren Platz hatte, denn es zog ihr zu stark.

Es war ein seltener Zufall, daß die Spinnreih' der beiden Hausfrauen zusammenfiel. Und bei der Susi ging es noch lebhafter zu als bei der Bas' Bärbl. Lauter junge Frauen, keine war länger als drei oder vier Jahre verheiratet, und in den Männern, die sich um den Jörgl versammelt hatten, lebte noch der ganze Übermut der großen Buben. Sie neckten die Frauen, rissen einer besonders fleißigen den Faden ab oder gossen ihr heimlich Wein in den kleinen Blechnapf, der zur Benetzung der Finger an jedem Spinnrad hing, und trieben allerlei Schabernack.

Dieser und jener jungen Mutter wurde ihr Säugling gebracht, damit sie ihn rasch stille, denn er schlafe sonst nicht ein. Es lag ein femininer Zauber über dieser Spinnstube der jungen Mütter.

Die Susi, aufgeblüht wie eine Rose im Juli, rot- und vollwangig wie eine Aprikose, bewegte sich schon ein wenig schwer, aber sie ließ es sich doch nicht nehmen, für ihre Gäste Kukuruz zu „platsche“. Schon brannte die Herdflamme in der Küche, und sie hatte alles vorbereitet. Schönen roten Kukuruz hatte sie eigens für diesen Zweck an der Sonnenseite des Hauses trocknen lassen im Herbst. Jetzt sollte er die Probe bestehen. Die

losen Kerne wurden in ein Drahtsieb geschüttet, die Susi streckte ihre vollen, runden Arme aus, hielt es mit den Händen über die Herdflamme und rüttelte den Inhalt des Siebes unaufhörlich durcheinander. Die Kerne begannen zu braten und zu platzen, sie knatterten wie Kapselschüsse, und viele sprangen aus dem Sieb. Die Männer standen scherzend ringsum, fingen die Flüchtlinge mit ihren Pelzkappen auf und aßen sie mit großem Behagen. Wie kleine Röschen sahen sie aus und schmeckten süß wie gezuckert.

Die Susi glühte im Scheine der Herdflamme, aber sie sah ihren Eifer belohnt, denn die große Schüssel mit geplatstem Kukuruz, die sie alsbald in die Stube brachte, war im Nu geleert, die Frauen rissen sich um den Schmaus. Und als die Säuglinge wieder fort waren und der Kukuruz verzehrt, da stimmten diese glücklichen, lebensfrohen jungen Frauen gar rührselige alte Lieder an von Scheiden und Meiden, von Trübsal und Tod.

„So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem güldnen blauen Zelt;
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wider fliegen,
So viel mal sei du gegrüßt.

Soll ich dich denn nimmer sehen,
Nun ich ewig ferne muß?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O, du bitt'rer Scheidenschluß!
Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jezo nicht betrübt.

Mit Geduld will ich es tragen,
Denk' ich immer nur zu dir;
Alle Morgen will ich sagen:
O, mein Lieb, wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
O, mein Lieb, gedenk an mich!

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein.
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Totenbette schlafen ein —
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das ein Lied tut wiegen ein.

In manchen Augen glitzerten Tränen nach diesem Liede, und die Männer verspotteten die Sängerinnen deshalb nicht wenig. Sie gaben wie zum Hohn ein paar derbe Strophen zum besten:

„Es hatt' ein Bauer ein junges Weib,
Die blieb so gerne zu Haus,“

stimmten sie übermütig an, und so sehr einige der Frauen auch abwehrten, zuhörten sie doch. Die Männer wählten heute die mildeste Form des Textes, der in vielen Abarten und bis zu zehn Strophen im Volke lebt, und nach dessen flotter Weise überall ein Ländler getanzt wird. Sie fuhren fort:

„Sie bat oft ihren viellieben Mann,
Er sollte doch fahren hinaus
Er sollte doch fahren ins Heu,
Er sollte doch fahren ins ha, ha, ha, ha,
Heidildei! Juchheidildei!
Er sollte doch fahren ins Heu.“

Der Mann der dachte in seinem Sinn,
 Du redest zu schön und zu gut,
 Ich schirre die Rappen, verstell' mich zum Schein,
 Will sehen, was sie daheim tut.
 Will sagen, ich fahre ins Heu,
 Will sagen, ich fahre ins ha, ha, ha, ha,
 Heidildei! Zuchheidildei!
 Will sagen, ich fahre ins Heu.

Da kommt geschlichen ein Reitersknecht
 Zum jungen Weibe hinein,
 Und sie umfanget gar freundlich ihn,
 Gibt schnell sich und willig darein.
 Mein Mann ist gefahren ins Heu!
 Mein Mann ist gefahren ins ha, ha, ha, ha,
 Heidildei! Zuchheidildei!
 Mein Mann ist gefahren ins Heu."

Nun kam die große Wendung des Liedes zum Bedenklichen. Aber die Männer waren ja nicht unter sich im Wirthshaus; einzelne bogen laut in die milderen Geleise ein und rissen die anderen mit . . . Der Bauer lauscht, kommt mit dem Stecken, die Frau spielt Komödie, tut süß mit ihm und unschuldig, der Reitersknecht entwischt. Aber der Ehemann kommt doch zu dem Schluß: „Der Teufel mag fahren ins Heu," wenn man daheim eine verliebte junge Frau hat.

* *

Auch im Gäßel war jede zweite Woche einmal Spinnreih', bei der Liszka. Viele Monate hatte sie es ertragen, ohne jeglichen Verkehr zu sein, wie eine Geächtete zu leben. Ihre Genossinnen huschten mit den Spinnrädern an ihren Fenstern vorüber; keine sah sie mehr an, und doch hatte so manche von ihnen sie lieb gehabt seit den

Tagen der Kindheit. Das war vorbei. Jedes Freundschaftsband war durch ihre Schande zerrissen worden.

O, wie sie sich anfangs kränkte. Wie sie murrte gegen ihr Los. Aber trug sie es nicht freiwillig? War es nicht bei ihr gelegen, dem Schimpf zu entgehen? Sie hatte es in jener Frühsommernacht gelobt, keinem anderen gehören zu wollen, zu dulden und zu warten, bis die Erlösung komme. Als Magd wollte sie dem dienen, der sie damals nach Maria Schnee gesendet, und mußte sie auch noch viele Jahre warten, bis er eine Pfarre erhielt und sie zu sich nehmen durfte.

Sie war nicht wankend geworden in diesem Vorhaben, und der, dem ihre Zukunft gehörte, kam nur zu oft; er machte es ihr nur zu leicht, auszuharren. Fast fürchtete sie schon für ihn, denn die Leute waren gar neidisch und klatzschlüchtig. Er kam so oft, weil sie so einsam war, weil sie ihm leid tat.

Das verdroß die Mutter, die nichts Gutes sah in dieser Freundschaft mit dem „Phaff“; und sie sagte zur Liszka eines Tages, warum sie denn so „rumhocke d'r-haam“. Es gebe doch noch Gesellschaft für sie im Dorfe. Und das sei die schlechteste nicht, sagte bissig und vieldeutig die Alte.

Die Liszka wußte es wohl. Die Armen, denen es wie ihr ergangen, hatten sich längst zusammengetan zu einer Spinnreih'. Viele von denen, die noch erhobenen Hauptes durch das Dorf gingen, waren schlechter als sie.

Hihihi! Wenn die alte Wielandin hätte reden wollen. Aber sie durfte das nicht; sie war gar verschwiegen. Und ihr Ansehen war wieder gewachsen, seitdem ihre

Liszka ins Malheur gekommen. Die dunklen Gerüchte über ihren Nebenerwerb waren völlig verstummt, seitdem sie die eigene Tochter preisgegeben hatte. Daß manchmal sogar hübsche Serbinnen aus fremden Dörfern zu ihr kamen und Hilfe suchten, fand man jetzt ganz in der Ordnung. Die Frau tut gewiß nichts Unrechtes, hieß es, sonst hätte die Liszka es nicht nötig, in die Spinnreih' der Gewissen zu gehen . . .

Und sie ging in diese Reih'. Der erste Schritt war recht schmerzlich gewesen; aber als sie sah, wie gut sie aufgenommen wurde, und wie wohl ihr die Ansprache tat, war ihr kein Weg mehr zu weit; denn das war ja nicht die Reih' von Nachbarstöcktern einer bestimmten Gasse; zu ihr gehörten elf ledige Mütter, die im ganzen Dorf zerstreut wohnten. Nur das starke Bedürfnis der Schwäbinnen nach Geselligkeit hielt diese Reih' zusammen.

Heute war sie drunten im Grund, bei der Reitersreßi, einer Kleinhäuslerstochter, die auch der Sohn eines „Großkopfeten“ hatte sitzen lassen. Da saßen sie im Kreise, rings um den runden Tisch, über dem die Petroleumlampe hing, und ihre Räder surrten so hurtig und so unermüdlich wie die der ehrbaren Frauen und Mädchen. Aber Gesang gab es bei ihnen nur selten. Das war ihnen verleidet. Seitdem sie in der Kirche nicht mehr mitsingen dürfen, ist manches in ihnen gestorben. Sie hatten sich vieles zu erzählen, wovon man in der Spinnreih' der Mädchen nicht redete und in der der Frauen nichts wußte. Bittere Worte fielen, und herber Tadel wurde geübt an so manchem, der nicht da war. Und man brauchte sich so gar keinen Zwang auferlegen, denn

ein Mann war fast nie zu sehen. Nur der Geliebte einer einzigen bekannte sich zu seinem Mädchen; ein armer Knecht, der noch nicht heiraten konnte. Er und seine Anna hielten aber fest zusammen, und sie spann sich die Finger wund für ihren Seppl, der nach Amerika wollte, um sich ein kleines Heiratsgut zu verdienen. Aber es langte noch nicht für das Reisegeld.

In ganz dunklen Nächten, wenn kein Schnee lag und kein Mond schien, schlichen gar oft Männergestalten um das Haus, wo gerade die Spinnreih' der Namenlosen war; da gab es Begleiter für den Heimweg. Und es sollen nicht immer bloß Ledige sein, die da lauern; man sah schon manchen Tugendbold der Gemeinde auf diesen Wegen, wo es mehr Mauschellen als Küsse zu holen gab. Auch der Herr von Gergely hatte sich schon welche geholt . . . Daß ein gefallenes Mädchen auch ein schlechtes Mädchen sein müsse, das glauben ja so viele Philister. Und namentlich die Frauen glauben es. Ihnen war diese Spinnreih' ein Gräuel, und manch eine bat den Straubmichel, er möchte heimlich aufpassen, ob nicht ihr Mann sich dort zeige. Und wenn ihn gerade die Nachtwache traf, tat er es ja wohl auch. Seitdem die Liszka auch in diese Reih' ging, zog es ihn sogar ein wenig hin. Er konnte dem Mädcl nicht gram sein; er hielt sie nur für religiös überspannt, und seine lutherische Mutter hatte ihn darin bestärkt. Die Heiratspläne seiner Mutter und Schwester wies er immer wieder ab. War er schon der älteste Bub im Dorfe, wollte er's auch bleiben. Es mußte nicht sein, daß man ein Weib nahm. Heute war die Reih' im Grund, und der Michel

stellte sich als Nachbar ein, wie schon oft. Die Reitersreß bot ihm gleich einen Stuhl an, und er mußte auf viele Fragen Rede stehen. Die Mädeln waren ihm so dankbar, daß er sich offen zu ihnen hereintraut; sie ahnten nicht, daß er auch Nebenabsichten damit verband. Eine und die andere wollte ihn sogar als Begleiter haben, weil ihr Weg weit war und sie manchmal behelligt wurden. Er schmunzelte zu solchen Anträgen. Da konnte er ja vielleicht dem Mädcl gefällig sein und auch einer Bäuerin.

Nur die Liskka war nicht freundlich mit ihm. Und sie verlangte auch nie seine Begleitung. Sie stand immer rasch auf und ging als erste davon, wenn es aufbrechen hieß, und ihm war, als ob an der nächsten Ecke stets einer warte, der ihr die Laterne vorantrug. Er hatte eine Vermutung, die ihn belustigte, aber sicher war er seiner Sache durchaus nicht. Das böse Wort des Bindersmichel, daß der Klugsmaß einen himmlischen Stellvertreter bei der Liskka zurückgelassen hätt', war auch ihm zu Ohren gekommen, aber er glaubte es nicht. So dumm war doch das Mädcl nicht, daß es sich auf so etwas einließ.

Die Reih' dauerte heut länger als sonst. Der Seppl war gekommen, seine Anna zu holen, und der Straubmichel redete schon von den nächstjährigen Seidenpreisen, die höher wären als je. „Do konnscht ehm uf aamol's Raas'geld far Jamerika verdeena,“ rief er scherzend der Anna zu. Und die griff den Gedanken sogleich auf. Das wollte sie tun.

Während nun alle wissen wollten, wieviel man sich eigentlich durch die Seidenzucht verdienen könne in einem

Sommer und der Straubmichel als Muster auf die Liszka verwies, hatte diese schon mehrmals ihre kleine silberne Uhr hervorgezogen. Sie trug als erste eine solche im Dorfe, und sie sah wohl öfter nach ihr, als es gerade nötig war. Jetzt aber erschrak sie, es war schon später als sonst. Rasch versorgte sie ihre vollgesponnenen Spulen und strich den Hanfstaub von ihrer Schürze. Da klopfte ein leiser Finger am Fenster draußen, und alles Gerede verstummte. Man sah sich an. Die Reitersresi hatte einen schnellen Blick nach dem Fenster geworfen und dann recht spöttisch nach der Liszka gesehen. „Ja, ja, tummel dich nar,“ sagte sie, „dei Motter wart’ schun.“

Und diese ließ alle Fragen nach ihrer vorjährigen Seidenzucht unbeantwortet und lief davon. Man lächelte und zischelte.

Den Straubmichel packte es mächtig, er wollte ihr nach; aber das wäre doch zu auffällig gewesen. Er werde ihn schon erwischen, den Unbekannten, dachte er sich und schloß sich dann gemächlich dem allgemeinen Aufbruch an.

Als man auf die Gasse kam, war nichts mehr von der Liszka zu sehen. Nach allen Richtungen bewegten sich die letzten Laternen heimwärts. Der Michel aber ließ die Mädchen sämtlich allein gehen, er begleitete heute keine. Die schwarze Kathl, die den weitesten Weg hatte, versprach ihm sogar ein Bußl, wenn er mit ihr ginge, aber er deutete auf sein Nachtwächterhorn und ließ sich nicht versuchen. Er war heute im Dienst. Und er wollte auch nicht.

Alle Räder standen still, alle Lichter verlöschten im

Dorfe, und das letzte Stimmengewirr der Heimwärts- wandernden erstarb in der Ferne. Nur hinter manchem Haustor zischelte und schmaakte es noch; da und dort wollte der zärtliche Abschied kein Ende nehmen.

Der Straubmichel schritt mitten auf dem hartgefrorenen Straßendamm dahin, und der Schnee knirschte unter seinen festen Tritten. An der linken Seite hatte er sein Horn; über den Rücken hing ihm eine lange Glinte, und in der Rechten trug er einen Knüppel. Er machte seine Runde in dem schlafenden Dorfe, so wie jeder sie machte, den die Reihe der Nachtwache traf. Und halblaut summte er vor sich hin:

Siewe Nachbarn loßt euch sage,
Elfe hot die Glock' geschlage,
Alle Lichtle löschet aus,
Guck a jeder uf sei' Haus.

Er hatte viele Sprüche, auch selbstgemachte, im Kopfe und hat so manchen im Dorf schon damit gehänselt. Heute war er aber gar nicht lustig gestimmt und zu Schelmenstücken aufgelegt. Ihm wühlte etwas im Gehirn. Und als er auf seiner Runde wieder am Pfarrhaus vorbeikam, sang er:

Höret, was ich euch will sage,
Zwölfe wird die Glock' gleich schlage;
Gebt uf eure Weiber acht —
's geht a Schwarzer um in mancher Nacht.

XVII.

Im Hause des Oberlehrers Heckmüller mußte etwas vorgefallen sein. Etwas Schmerzliches. Frau Rosa ging seit Tagen mit geröteten Augen umher, machte sich kalte

Umschläge über die Stirn und an den Schläfen und redete kein Wort. Der Oberlehrer selbst war einige Tage sehr niedergeschlagen. Selbst den Knaben in der Schule fiel seine Traurigkeit auf. Er saß still hinter dem Pult und ließ dem Unterricht seinen Lauf; seine sonstige Munterkeit und Beweglichkeit, die die ganze Klasse belebte und die Aufmerksamkeit aller wachhielt, schien ganz dahin. Er fragte milde, gab keinem Buben ein böses Wort und schien oft zu vergessen, daß er in der Schule war. Ganz in sich sank er zusammen und stierte vor sich hin. Er ließ stundenlang lesen oder singen, nur um nicht reden und handeln zu müssen.

Der Kaplan, Pater Istvan, der den Religionsunterricht in der Schule erteilte, merkte es auch. Teilnehmend erkundigte er sich nach dem Befinden des Oberlehrers und wollte den Grund seiner Verstimmung wissen. Der Alte winkte ab. „Es hängt nicht mit der Schule zusammen,“ sagte er. „Eine Familienangelegenheit!“ Und damit brachte er den Frager zum Schweigen. Heckmüller sah dem blonden jungen Geistlichen prüfend in das offene Gesicht. Dieser erwartete nun doch eine Aufklärung, der Oberlehrer aber sprach: „Sagen Sie mir, Hochwürden, warum heißen Sie eigentlich noch immer Michlbach?“

Die Frage kam dem Kaplan völlig überraschend. Wie kam dieser alte „Pangermane“ dazu, sie zu stellen? Es mußte in seinen Augen doch ein Ehrentitel sein, den deutschen Namen zu bewahren. Und er entgegnete: „Warum fragen Sie? Weil ich immer ungarisch rede? Hm! Das ist die Gewohnheit vom Seminar. Magyar-

országban magyarul beszélünk¹⁾. Bei uns tut ja der Name nichts. Wenn ich ein Lehrer wäre, hätte ich ihn vielleicht nicht mehr; aber wer fragt darnach, wie Pater Istvan sonst noch heißt?"

"Wenn Sie ein Lehrer oder Professor wären" — sagte nachdenklich Heckmüller — „hätten Sie also auch Ihren Namen abgelegt?"

"Wahrscheinlich . . . Man kommt rascher vorwärts in Ungarn, wenn man sich fügt. Unser Guardian sieht es ja auch gerne, aber im Grunde ist es ihm gleich, wie einer heißt. Er prüft nur die Gesinnung, nicht den Namen."

"Ich verstehe . . ."

"Denn gar viele ändern ihren Namen, um ihre Gesinnung besser verbergen zu können."

"Wirklich?" fragte der alte Oberlehrer lebhaft, und in seinen Augen glänzte etwas wie eine heimliche Hoffnung. „Das könnte wohl sein. Es muß einer deshalb noch nicht gänzlich verloren sein, nicht wahr?"

"Verloren? Sie wissen, Herr Oberlehrer, ich bin ein Patriot."

"Wer ist das nicht? Es kommt nur auf die Form an . . . Sie haben recht, Pater Istvan, daß Sie Ihren ehrlichen Namen Michlbach behalten . . . Was würde Ihr Vater sagen?"

"Ich bin volljährig, Herr Oberlehrer," entgegnete der Kaplan kurz und machte diesem Gespräch zwischen Tür und Angel ein Ende.

¹⁾ Im Madjarenland spricht man madjarisch!

Er trat in das Schulzimmer, und die ganze Klasse erhob sich und sprach papageienhaft: »Dicsértéség az úr Jezus Chrisztus«. Ein deutsches „Gelobt sei Jesus Christus“ hätte er nicht geduldet. Und die Buben lernten bei ihm in der Religionsstunde williger Madjarisch als bei jedem anderen Lehrer. Der Pater Istvan war beliebt bei ihnen; machte er doch im Herbst jedem, der seine Aufgabe gut lernte, einen Drachen und ging mit ihnen sogar auf die Hutweide hinaus, um dabei zu sein, wenn sie stiegen. Dafür haben sie ihm aber neulich auch alle ein glückliches Neujahr gewünscht. Schulbuben und Mädels. Alles, was Süße hatte, war am Neujahrstag in den Pfarrhof geströmt, und die Klarinéni wollte sie schon hinausjagen, weil sie für ihre reinen Treppen und Gänge fürchtete. Was das für eine neue Mode wäre? fragte sie bissig. Aber die Kinder kamen gar nicht zum Pfarrer, sie gingen rückwärts über den Hof zum Kaplan. Und Pater Istvan drückte allen Gratulanten die Hand und gab jedem Knirps einen Kreuzer. Viele, viele Kreuzer hat er verteilt, und die Kinder hingen seitdem noch mehr an ihm. Wer noch keinen Drachen von ihm hatte, hoffte sicher darauf, im Frühjahr einen zu erhalten.

Dafür lernte man gern die ungarischen zehn Gebote. Heckmüller ging zu seiner Frau.

Aber die hatte Besuch, seltsamen Besuch; der Haffnersjörgel war da, und er hatte seinen Sonntagsstaat angelegt. Wie ein Hochzeitlader sah er aus, und so verlegen war er auch.

„Ja, was ist denn los?“ rief Heckmüller. „Da muß man doch gleich den Ofen einschlagen. So 'was Seltsames!“

Frau Rosa klärte ihn auf. Die Susi hatte ein Mädel bekommen. Und da wollte man ihr die Ehre erweisen und sie zur Taufpatin haben.

„Bei uns isch die Ehr', Frau Oberlehrer . . . D'r hätt' sau veel getaun far unser' krank' Mutter und far den klane Philipp, daß m'r halt bitte möchte um die G'vatterschaft.“

Hedkmüller fühlte sich ebenso geschmeichelt wie seine Frau. Das war etwas Seltenes, daß ein großer Bauer einem Herrischen diese Ehre antat. Und Frau Rosa war bereit, das Kind aus der Taufe zu heben. Über den Namen, dessen Wahl ihr zukam, wolle sie noch nachdenken.

Als der Jörgl fort war, sagte Hedkmüller lächelnd: „Schade, daß es kein Bub' geworden ist, da wär' ich zu der Ehr' gekommen.“

„Wohl der Mutter!“ entgegnete bitter Frau Rosa.

„Sei nicht ungerecht, Rosa. Und denk' nicht immer daran!“

„Oh Gnuri! Gnuri!“ rief sie und rang die Hände. „Mein Liebling mußte mir das antun! . . . Wie heißt er? Wie? Ich habe den Brief gleich in den Ofen gesteckt vor Zorn.“

„Molnar Gnörgn“, antwortete Hedkmüller. „Er hat das Unübersetzbare unseres Namens einfach fallen lassen. Aber den Brief hättest du nicht gleich verbrennen sollen. Wir würden manches daraus erfahren haben.“

„Was denn noch?“

„Seine Gesinnungen. Nicht jeder, der seinen Namen ändert, sagte der Kaplan, ändere auch seine Gesinnungen.“

Entsetzt sah ihn Frau Rosa an. „Der weiß es schon?“

„Niemand weiß es. Wir sprachen ganz allgemein. So mancher, meinte er, ändere seinen Namen, um seine Gesinnungen desto besser verbergen zu können.“

Frau Rosa schüttelte den Kopf, ein Zug von Schmerz und Verachtung lag auf ihrem vergrämten Gesicht. „Der Gnuri hat sein Deutschtum längst verloren. Ich sehe den Kampf ja seit Jahren . . . Nur mir zu Liebe tat er es lange nicht. Jetzt hat er sich auch von mir losgesagt.“

„Er hätte nie Professor werden können . . . Sollte er sein Leben als Supplent verbringen? Wir müssen zu verstehen suchen, was er getan hat.“

„Renegat! werden ihm seine Kinder einst ins Grab nachrufen. Ich bin fertig mit ihm!“ schrie Frau Rosa.

Hackmüller war betroffen von dem harten Ton, in dem seine gute Frau dies sagte. Wie hatte sie gerade dieses Kind verzärtelt und verwöhnt! Und gleich am ersten Tage mußte er Gnuri heißen; Georg war zu nüchtern, zu gewöhnlich. Und immer sollte er etwas Großes werden, darum tat man ihn auch auf ein Jahr nach Kecskemét, damit er früh die Staatsprache lerne. Von dort aber brachte er den Keim der Entfremdung mit sich, genau so wie der kleine Haffnersjölöp aus Szegedin.

„Renegat werden seine Kinder ihn nicht heißen. Er wird sie eben zu Madjaren erziehen,“ entgegnete Hackmüller. Aber auch ihn überfiel jetzt der schmerzliche Gedanke an diese Tatsache . . . Er wird also Enkel haben, die ihren Großvater nicht mehr verstehen; der alte Hackmüller wird für sie ein nyomorult Sváb¹⁾ sein.

¹⁾ Ein trauriger Schwab'.

Wie könnte es anders sein? Verlorene Söhne — verlorene Enkel. Völkerdünger! Humus für eine andere Rasse!

Er verbarg seine Gedanken, denn er wollte seine Frau nicht noch aufstacheln. Sie aber durchschaute ihn. „Diese Erziehung gelingt nicht immer,“ sagte sie und blickte ihn fest an. „Denk’ an den Oberkondukteur in Neusäß, unseren Nachbar. Er hat sich madjarisirt, als seine Kinder noch klein waren; aber sein Ältester kam in die Buchhandlung meines Vaters in die Lehre, und seit seinem achtzehnten Jahr läuft er wieder seinem deutschen Namen nach. Er hat früh die großen deutschen Dichter gelesen; er lernte erkennen, wer er war, ehe sein Vater ihn verkaufte. Und deutsch wollte er wieder werden. Doch das Ministerium hat ihn abgewiesen, weil er nicht volljährig war. Johann Braun wollte er wieder heißen und nicht Barna Janos, aber es gelang ihm nicht. Und er ging in die Fremde, ging nach Deutschland mit dem Brandmal auf seinem ehrlichen Namen. Was glaubst du wohl, wie der seinen Vater geheissen haben mag? Gott gebe, daß Gnuri solche Söhne hat!“

Heckmüller schwieg. Er kannte die Geschichte, die eine von Tausenden war, nur zu gut. Sie war ihm darum auch nie so merkwürdig vorgekommen. Jetzt freilich hatte sie auch für ihn ein anderes Gesicht. Auch er mußte sich im stillen wünschen, einst so tapfere Enkel zu haben wie dieser Eisenbahnbeamte. Der Arme hatte seinen Namen gewiß nur einem Avancement zuliebe geopfert; er wollte sicherlich nur das Los seiner Kinder verbessern. Daß er einst am Pranger stehen würde vor diesen, sah er nicht voraus.

Verstimmt ging der Oberlehrer in sein Zimmer, um einige Schulhefte durchzusehen.

Nach einiger Zeit kam Frau Rosa zu ihm. Es beschäftigte sie etwas, das sie noch nicht auszusprechen vermochte. Sie suchte nach einem Namen für das zu taufende Kind der Susi. Ihr Mann sollte ihr raten. Er aber zuckte mit den Achseln. „Ist das so wichtig? Und so schwierig? Liesl, Bärbl, Marie, Rosa usw.“ brummte er.

Sie stand neben ihm und sah seine Schulhefte vor sich. Jetzt griff sie nach einem, dann nahm sie ein zweites und drittes. Und sie las: „Meyer Gyula, Knapp Ferencz, Schmidt Janos, Kirchner Vilmos. — Siehst du,“ sagte sie, „das müßte auch aufhören . . . Da fängt es an!“

Er schaute auf. „Wie könnte man dagegen auftreten? Das ist zu spät. Gesetz ist Gesetz.“

„Wer weiß, ob man nicht doch . . .“ Sie griff rasch nach einem Kalender und blätterte in demselben. Da war ein Verzeichnis aller gangbaren Taufnamen, hinter denen ein Heiliger stand. Denn daß man nur einen solchen wähle, der einen Schutzpatron hatte im Himmel, das gebot die katholische Kirche. Aber auch wenn . . . Sieh, welch schöne, uralte deutsche Namen da verzeichnet standen. In der ersten Zeit des Christentums gab es noch Heilige, die Manfred, und Herbert, Roderich, Albin, Wolfram, Gerhard, Raimund, Erdmann, Burckhard, Eberhard, Rainer und Wunibald hießen. „Soll einer diese Namen ins Madjarische übersetzen, wenn er es vermag,“ sagte die Frau.

Heckmüller sprang von seinem Sitze empor. „Gott! Rosa! Du meinst . . .?“

„Ich werde der Susi ihr Mädel Hulda, Liebhlilde, Emma, Bertha, Brigitte oder Ulrike nennen . . . Keinen Namen, der übersehbar ist,“ sagte ruhig Frau Rosa, „werde ich wählen.“

„Ja, wenn's ein Bub' wäre . . . Aber wozu bei einem Mädel?“

„Das ist gleich!“ rief die tapfere Frau. „Bei der Taufmatrikel fängt das Unheil an. Den Geistlichen muß man zuerst das Handwerk legen . . . O, wenn ich ein Mann wäre!“

Heckmüller lachte. Dann rieb er sich die Hände. Hatte da wieder einmal ein Weib einen Gedanken ausgesprochen, der berufen war, eine Waffe im nationalen Widerstand der Deutschen zu werden. Kostbar! Kostbar!

„Liebhlilde — Liebhlilde — Liebhlilde Haffner, es klingt ganz gut. Als Rufnamen Hilde,“ murmelte Frau Rosa.

„Die Leute werden unglücklich sein!“

„Das glaube ich nicht. Es wird ihnen sehr gefallen. Und wir müssen das in die Mode bringen.“

„Dafür laß mich sorgen, Rosa! Aber es muß heimlich geschehen, sie dürfen es nicht gleich merken . . . Wir wollen Buße tun für den Gnuri. Hundert deutsche Namen sollen gerettet werden für den einen, der uns verloren ging,“ sprach Heckmüller.

„Erinnere mich daran nicht,“ seufzte Frau Rosa und ging wieder hinaus.

Heckmüller aber wurde dringend in eine Sitzung der Gemeinde berufen, an der alle wichtigen Persönlichkeiten des Dorfes teilnehmen sollten. Der Straubmichel tat sehr geheimnisvoll.

* * *

Der Klugsbalger stand vor dem Oberstuhlrichter.

Viele Wochen waren vergangen seit der Tagung der Großen Kommission in Karlsdorf. Endlich hatte man eine Abschrift des Protokolls an die Gemeinde eingesendet, und der Notär übersetzte sie für den Richter und die Gemeindevertreter. Sobald die Kenntnissnahme erfolgt sei, möge der Herr Dorfrichter sogleich beim Oberstuhlrichter erscheinen, um seine Unterschrift dem Original beizufügen, hieß es in der amtlichen Zuschrift. Denn ehe er nicht mitunterfertigt habe, könne auch keine Erledigung erfolgen. Alle Verantwortung für das Versäumnis falle auf die Gemeinde zurück.

Der Inhalt des Protokolls entsprach nur zu sehr den Befürchtungen des Dorfrichters. Die von ihm geltend gemachten Wünsche der Gemeinde waren nicht aufgenommen, sie wurden nur indirekt als laut gewordene Anregungen und als unausführbar oder überflüssig abgetan. Einige Beschwerden der Gemeinde gegen den Zustand der alten Bruchstellen hatte der Stromingenieur sich selbst zu eigen gemacht, und seine Anträge wurden dem Komitat zur Genehmigung empfohlen in dem Protokoll. Sonst sollte alles beim alten bleiben.

Nun war der Klugsbalger gekommen, um Rede zu stehen. Und er kam mit einem neuen Programm der Gemeinde, das ihm einen besonderen Rückhalt gab. Man hatte in Karlsdorf den Eindruck gewonnen, daß die verwaahrlosten ärarischen Hauptdämme nicht in jenen Zustand gebracht werden konnten, der völlige Sicherheit versprach. Zum Warten, zum Petitionieren und Prozessieren war keine Zeit. Und so entschloß sich die Gemeinde, auf eigene

Sauft ein Dammsystem nach neuen Grundsätzen zu schaffen, einen eigenen Ingenieur zu berufen und alle Arbeitskräfte selbst zu stellen. Man sollte ihr nur die Aufnahme eines Dammbauanlehens gestatten. Das brachte der Richter schriftlich, und es sollte dem Protokoll beigelegt werden.

Herr von Olan raste. „So übermütig seid ihr Schwaben? So viel Geld habt ihr? Daraus wird nichts!“

Der Klugsbalger entgegnete bescheiden: „Herr Oberstuhlrichter, das wolle mer doch alles nar zu unsrer Sicherheit mache. Und Sie solle nar nit dagege sein. 's Komitat werd's schon bewillige.“

„Das wird es nicht! Das wäre eine Blamage. Wenn der Staat eine Festung baut, kann er nicht zugeben, daß die Bürger, die hinter den Mauern wohnen, eines Tages im Innern noch höhere Wälle aufführen, weil sie sein Werk für ungenügend halten.“

„Des versteih ich nit ganz, Herr Oberstuhlrichter. Ich weiß nar, daß unsere Feschtung alt is und baufällig, und daß mer alle Kredit verliere, wann's Wasser wieder emol zu uns rei' kimmt. D'rnoo gibt's dreitausert unglückliche Mensche. Denke Sie an Szegegin! M'r wolle uns selber helfe, weil die Herre uns nit helfe. Des werd' doch verlaabt sin?“

„Sie sind aufgehetzt. Sie wollen uns bloßstellen! Das gibt es nicht!“ tobte der Oberstuhlrichter. „Und jetzt frage ich Sie zum letztenmal, wollen Sie das Protokoll unterschreiben oder nicht?“

„Aja! Deshalb bin ich jo sau g'schwind gekomme. Ich will kei' Versaamnis uf mich lade.“

Herr von Olan rief seinen Schreiber herbei mit dem Protokoll und reichte dem Klugsbalzer seine eigene Feder, nicht wenig verwundert über diese Gefügigkeit. Und der Richter von Karlsdorf schrieb mit seinen harten Bauernfingern an der Stelle, wo sein Titel (biró) schon vor-gezeichnet stand, die Worte in das Protokoll: „Mit Protest! Balthasar Klug, samt Beilage.“

»Fene egyemek¹⁾, was haben Sie denn da hineingeschmiert?“ rief der Oberstuhlrichter, blaß vor Wut.

Klug suchte wortlos die Achseln.

„Wissen Sie, daß ich Sie absetzen werde?“ brüllte Herr von Olan?

„Des kenne Sie. Aber wisse Sie, mei Großvater war aa Richter in Karlsdorf, damals, wie noch die Grenzregimenter bei uns regiert häwe. Und do hot ehm der Major emol acht Täg Prasos-Arrest gäwe, weil er a sau a nignußig's Protokoll nit unterschriewe hott. D'rnoo isch 's Wasser kimma un der Major isch degradiert worde vom Regiment.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Was ich sage will? Sie versteihn mich ganz gut. Wann uns 'was g'schiedt, wer' ich die Herre ins Kriminal bringe, die in Karlsdorf Karte g'schpeelt häwe, wie die Kommission hätt' sein solle.“

„Sie drohen? Entfernen Sie sich. Sie werden hören von mir.“

„Zeit wär's, Herr Oberstuhlrichter, daß m'r was heert. Die Gemeinde stellt fünfhundert Arweiter. Und

¹⁾ „Der Ausatz soll Sie fressen.“

wann nit bald ang'fange wird, fange m'r selber an. Jónapot kívánok¹⁾, Herr Oberstuhlrichter."

Mit diesen Worten und diesem kurzen Gruß verließ der Klugsbalker das Amtszimmer des Oberstuhlrichters und fuhr wieder heim.

XVIII.

Im Pfarrhose zu Karlsdorf war schlimme Zeit.

Der Pfarrer Horvat tobte und schrie schon seit ein paar Tagen. Der Kaplan war nächtlich durchgeprügelt worden, ohne daß er anzugeben wußte, von wem. Er lag zu Bett und wollte gar nicht, daß über die Sache weiter geredet werde. Aber konnte der Pfarrer das zugeben? Durfte er solch' einen Makel auf seiner Pfarre dulden? Jedenfalls mußte der Kaplan fort, das Maß war voll . . .

Aber das wäre noch zu ertragen gewesen. Was hingegen sollte er mit der Juliska machen? Die wollte zum Theater! Endlich kam es heraus, warum sie so leidenschaftlich gern nach Temesvar fuhr. Schon zu Neujahr hatte er der Klarinéni diese Fahrten eingestellt; er duldete nicht mehr, daß man ihn dreimal wöchentlich ganz allein ließ. Aber da trotzte die Juliska und wählte sich andere Begleiterinnen. Die Frau Halmos und die Frau Gergely wechselten ab in der Rolle der Gardedame, und die waren der Juliska auch lieber. Nun konnte sie sich ganz frei bewegen. Die hatten Bekannte in der Stadt, die schüttelte sie nach Belieben ab.

¹⁾ Guten Tag wünsch' ich.

Unterricht hatte sie heimlich bei Pálkan Vidor genommen den ganzen Winter, und er war in das Hotel gezogen, in dem sie regelmäßig wohnte. Die Mama zahlte alles. Sie war im Einverständnis; sie schwärmte eigentlich mehr für den feisten Komödianten als die Juliska, und das gewitzte Kind wußte sie bei dieser Seite zu nehmen. Sie werde die Mutter einer berühmten Tochter werden. Und sie gebe auch dem Vidor Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen durch ihre Ausbildung; er werde ihr gewiß einst dankbar sein, meinte die Juliska, die schon ein wenig an Größenwahn litt.

Und dieser Vidor hatte nicht gezögert, der noch immer begehrenswerten Klarinéni den Hof zu machen; er sparte nicht mit Händeküssen und all jenen kleinen Zärtlichkeitsbeweisen, für die allernde Frauen so dankbar sind.

Sie willigte ein. Ganz im geheimen sollte ihre Tochter ausgebildet werden.

Für Juliska aber lag ein unbeschreiblicher Zauber darin, direkt aus dem gestrengen Kloster der Schwestern vom Sacré Cœur, direkt aus dem Pfarrhause in die Welt des Theaters zu gelangen. Sie hielt diesen seltsamen Trieb, diese Lockung zum Ungewöhnlichen für ein Anzeichen echten Talentes. Wie wäre der Gedanke sonst in ihre junge Seele gekommen. Die Soeur Cecile hatte sie stets für das Klosterleben bereden wollen, aber die Mère Gilm lächelte nur dazu. Die Juliska sei ein Weltkind, sagte sie, die werde einmal viel von sich reden machen. Noch war diese Prophezeiung ihr damals nur ein leerer Schall. Jetzt hatte er Inhalt bekommen; jetzt wußte die Juliska, was sie wollte. Seitdem ihr Vor-

frag dem Baron Simonni so sehr gefallen hatte, bohrte der heimliche Gedanke in ihr, eine Sarah Bernhardt, eine Wolter, eine Jászay werden zu wollen. Oder eine Nette Guilbert.

Doch wie den Weg dazu finden? Der Bácsi durfte um Gottes willen nichts davon erfahren, das ganze dumme Dorf nichts ahnen. Die Leute hätten sich ja bekreuzigt; der Bácsi hätte sich so sehr geschämt, daß er vielleicht in Pension gegangen wäre, weil er des Vertrauens seiner Pfarrkinder nicht mehr sicher war. Das konnte sie nicht brauchen und die Klarinéni schon gar nicht. Und so wurde auch vor den Begleiterinnen aus Karlsdorf der eigentliche Zweck dieser Fahrten lange nicht offenbart. Selbst vor diesen wollte die Juliska einstweilen lieber für die Geliebte des Pálkay Vidor gelten als für seine Schülerin. Ihre irregeleitete Klosterphantasie fand ein wonniges Behagen darin, so etwas wie die kleine Maitresse des berühmtesten ungarischen Provinzschauspielers vorzustellen. Demivierge! Juliska hatte schon im Kloster heimlich viel Verbotenes gelesen. Sie wußte viel, sie ahnte alles. Und darum vielleicht war sie, trotz ihrer erotischen Genäschigkeit, die Herrin ihrer selbst. Nur sehr teuer wollte sie sich einst verkaufen. Und sie sparte den Schatz ihrer Jungfräulichkeit mit klugem Sinn für den Unbekannten, dem sie einmal gehören wollte. Vielleicht kannte sie ihn auch schon. Er wollte sich nur nicht recht nähern. Wenn sie berühmt war, dann kam er gewiß . . .

Die Klarinéni hatte das saure Amt übernommen, alles zu vertuschen, alles zu bezahlen und den Bácsi langsam vorzubereiten auf die große Überraschung. Aber

das hatte Zeit. Obwohl die Juliska an sich glaubte, mußte man doch erproben, ob sie echtes Talent hatte, ob sie Ausichten besaß auf eine große Karriere. Pálkan behauptete es. Er schwärmte für das Genie Juliskas und für sie selber nicht minder. Seine Komplimente nahm sie gern entgegen, sie schlürfte sie wie süßen Champagner; ihm selbst aber, dem Liebhaber Pálkan, wußte sie sich zu entziehen.

Zimmer an Zimmer wohnten sie häufig, und die Bedienung des Hauses glaubte augenscheinlich an ein galantes Verhältniß der beiden. Das belustigte Juliska, die so gerne mit dem Feuer spielte; es reizte sie, zu scheinen, was sie nicht war.

Pálkan hatte der Mutter hoch und teuer geloben müssen, „brav“ zu sein, und er benahm sich in den ersten Stunden tadellos. Dann begann er damit, beim Unterricht zärtlich zu werden. Gern umfaßte seine Hand ihren schön gerundeten Oberarm, oder er umklammerte gleich beide Arme, um ihr blitzenden Auges etwas recht eindringlich vorzusprechen; bald wieder umfaßte er ihre Taille und ließ seine Hand wie absichtslos auf ihrer schlanken Hüfte ruhen, bis er ihre Körperwärme fühlte. Er lehrte sie diese und jene Pose. „Belieben Sie das so und so zu machen . . . Das liebe Gesichterl heller, heiterer; das schöne Goscherl halb offen — so — so — zum Küssen.“ Er nahm ihren Kopf zärtlich in seine Hände und richtete ihn, lehrte sie gehen, stehen, knien auf dem Theater, sitzen und liegen und wurde immer dreister. Und sie wartete nur auf den Augenblick, wo er weiter gehen würde. Er kam. Pálkan wollte sie auch lehren,

wie Theaterküsse gegeben werden, und wie man es mache, daß markierte Küsse noch besser aussehen wie die echten. Als er sie endlich in seinen Armen hatte, preßte er den saugenden Mund fest auf ihre Lippen, tat trunken und begann unartikulierte Laute zu stammeln.

Da sie längst gefaßt war auf diesen Augenblick, fand er sie völlig kalt. Sie stieß ihn mit höhnischer Miene so kräftig von sich, daß er taumelte. Dann aber wies sie ihm die Tür.

Er begriff seine völlige Niederlage und verschanzte sich flugs hinter einer Finte. „Das haben Sie genial gemacht!“ rief er aus. „Endlich ist es mir gelungen, Sie herauszutreiben aus ihrer kühlen Reserve . . . Ich war schon verzweifelt; habe Sie für ganz temperamentlos gehalten . . . Jetzt glaube ich wieder an Sie. Aber Sie haben mehr Talent für die Komödie als die Tragödie.“

So schwächte er sich heraus, und sie ließ sich beinahe überzeugen. Aber sie war fortan auf ihrer Hut, und er merkte es. Nie wieder ließ er sich hinreißen; er änderte seinen Eroberungsplan völlig, unterminierte den Charakter seiner Schülerin mit laßIVEN Büchern, die er ihr lieb; durch Anekdoten, die er ihr erzählte, und für die er die Dosis immer stärker und stärker nahm. So wartete er geduldig, bis sie ihm als reife Frucht in den Schoß fallen würde. Er hatte das schon öfter erprobt. Durch nichts wird ein widerspenstiges Weib so leicht mürbe gemacht als durch diese fortgesetzten Aufstachelungen der Phantasie, diese Erregungen ihres ganzen Nervensystems. Das wußte er, darauf baute er. Bis dahin genügte ihm der Schein.

Und dieser war gegen Juliska. Ihre ständigen

Fahrten zu allen Schauspielvorstellungen und ihr Zusammensein mit Pálkaſ Vidor im Speiſeſaal des Hotels verbreiteten einen verdächtigen Schimmer um ſie, und für das Weitere ſorgte die Roſzika, die eifersüchtige Sou-brette. Auch die wechselnden Gardedamen erhöhten das Zweideutige ihrer Lage, ohne daß ſie es ahnte. An den Offizierstiſchen war ſie das ſtete Geſprächsthema. Und die Kavallerieoffiziere aus Joſeſfeld, die auch häufig zu den Theatervorstellungen nach Temesvar fuhren, machten gar nicht viel Umſtände. Beſonders Graf Rupert, der blonde Rittmeiſter, pirschte eifrig hinter ihr her, ſie fuhren oft miteinander. Ein Abglanz dieſes Verkehrs fiel auch auf die jeweilige Begleiterin, und die Frau von Gergely und die Frau Halmos riſſen ſich um die Ehre, die Juliska zu begleiten. In die Eintönigkeit ihres dörflichen Lebens kamen plötzlich ganz ungeahnte Ablenkungen und Anregungen, kam ſortan ein erfriſchender Zug von höherer Geſelligkeit. Und den Schein von Wohlhabenheit, der um ſie gebreitet wurde, beſtritt knurrend die ſonſt ſo zinſenhungrige Klarinéni, die ſich jeden Gulden, den ſie auslieh, dreimal verſchreiben ließ. Die Juliska aber war nicht knauſerig. Es kam ihr auf einen neuen Hut oder eine Seidenbluſe für ihre Begleiterin niemals an.

Sie ſchwelgte in dieſem freien Leben und ließ ſich von jedem jungen Stationschef, von jedem Leutnant den Hof machen, dem Herrn Rittmeiſter zum Troß. Für jeden hatte ſie ein Lächeln, jedem zeigte ſie ihre bliß-blanken Zähne und ihre eleganten Deſſous. Ihre Augen aber verſprachen immer mehr, als ſie zu halten geſonnen war. Kühl und raffiniert war ſie. Wie man neuſtens

das Kleid raffte, um das Profil der Reversseite ausdrucksvoll zur Geltung zu bringen, das verstand sie wie keine zweite Kleinstädterin.

So wurde Juliska eine bekannte Figur in der Provinzstadt und auf allen Wegen, die dahin führten. Kein Mann hielt sie mehr für die Unschuld, die sie war. Nur Pálkan Vidor, der Beneidete, wußte es besser. Und er bereitete einen Generalsturm vor auf sie. Nur bis zu Ostern hatte er noch Zeit, dann mußte er weiter wandern, und sie blieb wohl hier. Was er in diesen Wochen nicht erreichte, entschwand ihm vielleicht für immer. Und er bereitete sie jetzt, nachdem sie schon ein kleines Repertoire von Liebhaberinnen studiert hatte, vor für eine bestimmte Rolle; er wollte, daß sie spiele und sich dem Publikum zeige, ehe die Saison zu Ende ging. Vielleicht zu seinem Benefiz.

Mit stürmischer Freude ergriff Juliska diesen Plan, fast wäre sie ihm an den Hals geflogen. So nahe stand sie dem Ziel ihrer Wünsche? Das sollte möglich sein? Er behauptete es.

Und als sie heimkam, konnte sie nicht mehr an sich halten; sie warf sich dem Bácsi zu Füßen und gestand ihm alles.

Der Pfarrer war zu Tode erschrocken. Wie gelähmt saß er da. Dann aber, als er sich der ganzen Ungeheuerlichkeit bewußt wurde, die ihm da zugemutet wurde, brach es los in ihm wie ein Hagelwetter. Und das ging nun seit Tagen so fort. Er war ganz weltfremd gegenüber dieser Frage. Ihm galt das Theater stets als ein minderwertiges, sündhaftes Vergnügen müßiger Menschen,

und er hatte niemanden, der ihm raten konnte. Seine Einwilligung gab er nicht. O nein! Sie könne es ja tun, aber sie möge dann nicht mehr auf ihn zählen! Dabei blieb er. Alle Schmeichelversuche Juliskas schlugen fehl, und die Mutter mußte ihr abraten, weiter in ihn zu dringen. Aber zu ihr stehen wollte sie unerschütterlich. Sie möge sich nur vorbereiten für ihre Aufgabe.

* * *

Während Juliska an der „Monna Danna“ studierte und öfter als je nach Temesvar fuhr, sogar allein und in Begleitung des Grafen Rupert, härmte sich der Bácsi ganz außerordentlich. Er schrieb an die Mère Gilm nach Preßburg und beklagte sich über dieses Erziehungsresultat; er wendete sich brieflich an den Herrn Abgeordneten Baron Simonni, den Weltmann, um Rat, und er ließ eines Tages den Herrn Jakob Jellinek, den Dorfjuden, zu sich kommen. Es ging die dunkle Sage, daß einer seiner Söhne auch beim Theater sein sollte. Vielleicht wußte der Mann einen Rat für ihn.

Der alte Jellinek war nicht wenig verwundert über die Ehre, mit der er empfangen wurde. Er hatte den besten Kaufmannsposten im Dorfe und war sehr beliebt bei den Bewohnern, aber die Klarinéni kaufte alles im großen ein in der Stadt und gab ihm nur höchst selten etwas zu verdienen. Der Herr Pfarrer hatte sein Geschäft noch nie betreten. Was konnte er von ihm wollen?

Die Klarinéni begrüßte Jellinek schon im Vorzimmer und flüsterte ihm zu, um was es sich handle. Er möge der Juliska ein bißerl helfen, bat sie rasch. Und da

erschien auch schon der Pfarrer in der Thür und lud Herrn Jellinek jovial ein, in sein Zimmer zu kommen.

Ob er rauche? Ob er einen Süßen lieber trinke oder einen Kognak? fragte der Pfarrer und bot ihm seinen eigenen Stuhl an beim Schreibtisch, indessen er für sich selbst einen anderen herbeiholte.

Jellinek strich sich seinen weißen Bart mit der Linken und dankte. Er rauche nicht und trinke auch nicht. Das taue nichts für einen Geschäftsmann, der immer einen klaren Kopf haben müsse. Auch habe er seinen sieben Söhnen nie ein solches Beispiel geben wollen.

„O, o, Herr Jellinek!“ rief lächelnd der Pfarrer. „So streng? Sie erblicken ein Laster im Rauchen? Meine Pfeife wird nie kalt.“

„Behüt' mich Gott, Hochwürden, vor so einer Meinung. Aber erstens schmeckt mer das Rauchen nicht, und zweitens war es mir immer zu teuer. Wenn ich und meine sieben Buben, hab' ich mer oft gesagt, rauchen täten, brauchet'n wir, gering gerechnet, siebenhundert Zigarren im Monat. Das macht so viel Geld im Jahr, daß mer sich ein Joch Feld kaufen kann dafür.“

Pfarrer Horvat zog die Brauen hoch und schaute den Mann überrascht an. „Sie denken sehr praktisch und nüchtern, Herr Jellinek. Wie kommt es, daß Sie, wie ich höre, einen Ihrer Söhne haben zum Theater gehen lassen?“

„Er hat mich nicht gefragt, Hochwürden. Sein Gymnasium hatte er mit Ach und Krach gemacht, zum Kaufmann war er verdorben, zum höheren Studium fehlte ihm die Passion. Tessék — was anfangen? Da

brauchte man auf einmal viele ungarische Schauspieler, die Regierung hat sich damals angenommen um die nationale Kunst; überall, wo deutsche Theater waren, sollten jetzt madjarische entstehen. Ist mein Moriz mit beide Füß' in die Kunst gesprungen und hat gleich eine schöne Gage bekommen. Alle anderen Söhne haben mich noch viel Geld gekostet, er nicht ein' Kreuzer."

"Aber die anderen sind gewiß geachtete Männer geworden?"

"Sind sie! Aber, bizony, so geehrt wie der Moriz ist keiner. Und verdienen tut auch keiner mehr."

"Was Sie nicht sagen! Wieso? Zu meiner Studentenzeit war es noch keine Ehre, ein Schauspieler zu sein. Die ungarischen Schauspieler wurden vor vierzig Jahren noch so taxiert wie die Zigeuner."

"Ja," erwiderte lächelnd Herr Jellinek, „aber auch das musikalische Zigeunertum ist heute ein einträgliches Geschäft. Sehr beliebt bei noblen Damen."

"Habe manchmal gelesen, ja . . . Also, Herr Jellinek, Ihnen erscheint das Theater, praktisch genommen und auch vom Standpunkt der bürgerlichen Ehre, als eine gute Sache?" sprach Pfarrer Horvat bedächtig, jedes Wort betonend.

"Das nicht, Hochwürden, das nicht. 's ist im Grunde ein faules Geschäft. Aber wer a Talent hat und a Glück, macht mit faule Sachen das beste Geschäft."

"Verstehe, verstehe . . . Sie meinen also doch, daß der solide Grund fehle, die Zuverlässigkeit."

"Ja. Die kleinste Hypothek ist besser."

Der Pfarrer lächelte verlegen. Wie sollte er endlich

sagen, um was es sich bei ihm handelte? Der gute Jellinek betrachtete die Sache am Ende doch zu kaufmännisch. Vielleicht sollte er überhaupt nicht gestehen, warum er den Dorfskrämer hatte kommen lassen. Aber das ging wohl nicht an. Geplauscht wurde ja doch schon.

„Und Töchter haben Sie meines Wissens keine, Herr Jellinek?“ fragte er, obwohl er es ja genau wußte.

„Nein, Herr Pfarrer. Meine Frau hat eine Nichte ins Haus genommen, weil sie so allein war. Von den Söhnen ist nur der Géza hier geblieben; sind alle in der Welt draußen.“

„Ja, ja, meine Cousine hat mir erzählt. Nun, wir haben auch eine Nichte.“

„O! Das hochwohlgeborene Fräulein Juliska! Eine Liebe, feine, junge Dame. So gebildet!“

„Und sie will fort von uns. Denken Sie, Herr Jellinek, sie will zum Theater. Kommt aus dem Kloster und will zum Theater! Verstehen Sie das?“

Herr Jellinek tat sehr überrascht.

„Sooo? Das gnädige Fräulein? . . . Saule Sache, Herr Pfarrer. Aber sie ist hübsch. Sie ist sehr hübsch. Hat sie a Talent auch?“

„Woher soll ich das wissen? Wer sagt mir das?“ rief Horvat bekümmert.

„Wie schäd', Hochwürden, daß mein Moriz ist jetzt in Berlin engagiert, sonst hätt' ich gesagt —“

„In Berlin?“ fragte der Pfarrer verwundert und erfreut. „Es gibt also selbst dort schon ein ungarisches Theater?“

„Noch nicht,“ erwiderte Jellinek verschmigt, aber

das kann noch werden. Ungarische Schauspieler wären dort schon genug, schreibt mein Moriz."

"Was machen sie dort, wenn sie nicht spielen?"

"Sie spielen . . . Sie sind nämlich übergegangen zur deutschen Bühne, weil wir ja doch nur ein einziges Nationaltheater haben in Ungarn und lauter kleine Provinzbühnen. Bei uns ist nicht genug Platz für alle die, die a Talent haben und was verdienen möchten mit der Kunst."

Pfarrer Horvat war aufgestanden. Er ging auf und nieder, bat seinen Gast aber, sitzen zu bleiben.

"Wir sind den Herren Komödianten also ein zu kleines Volk? Man macht als Deutscher eher sein Glück . . ." brummte er und paffte, um seine Meerschampfeife, die kalt geworden war, wieder in Zug zu bringen. „Sauberer Patriotismus!"

Jellinek zuckte die Achseln. „Meine sechs anderen Söhne sind Madjaren geworden; der Moriz wollte kein ungarischer Provinzhufar bleiben."

"Verstehe, verstehe."

"Darf ich mir erlauben eine Frage?" sprach Jellinek. „Hat das gnädige Fräulein einen Lehrer?"

"Freilich hat sie einen. In Temesvar!" erwiderte der Pfarrer verdrießlich. „Den Pálkan Vidor!"

Herr Jellinek kraute sich hinter dem linken Ohr. „Hochwürden, das tät' ich nicht erlauben. Pálkan? hm, hm . . . Verdächtiger Lehrer . . . Wenn ich a faules Geschäft mach', verlang' ich Wucherzinsen; wenn ich mein Mäd'el — verzeihen Sie den Vergleich — zum Theater geb', verlang' ich a Karriere. A große Karriere! Sie

muß berühmt werden oder ein' Grafen heiraten. Und das kann sie auf dem Weg nicht."

"Und Sie meinen?"

"Sort in die große Welt. Nach Budapest! Oder nach Wien, zur deutschen Kunst."

»Soha! Niemals!" rief der Pfarrer. „Juliska von Kerpeln ist eine Madjarin. Entweder in der Heimat oder nirgends . . . Aber ich danke Ihnen sehr, Herr Jellinek, ich habe Ihre Zeit schon viel zu sehr in Anspruch genommen."

Jellinek verstand und erhob sich.

"Sie haben mir viel gesagt, was mir neu war, und was uns nützlich sein wird. Ich sehe jetzt viel klarer als früher . . . Sie reden nicht weiter über die Sache, nicht wahr?"

"Kein Wort, Hochwürden. Das versteht ja doch niemand im Dorf."

Schon im Gehen, fragte der Pfarrer: „Wie heißen denn Ihre fünf anderen Söhne, und wo sind sie alle? Den Géza kenne ich, vom Moriz haben Sie mir erzählt . . ."

"Die anderen leben in Budapest. Meine Frau hat ihre Namen aufgeschrieben, ich könnte sie wirklich nicht alle nennen . . ."

Horvat lachte. „Sie scherzen!"

Jellinek errötete ein wenig. „Nein, Herr Pfarrer, das ist nun einmal so bei uns. Keiner wollte meinen böhmischen Namen behalten. Der Moriz in Berlin heißt Madjar, der Árpád nennt sich Karolysfalvi ¹⁾, der Sándor

¹⁾ Karlsdorfer.

heißt Ujvidéki¹⁾, weil er dort geboren ist, und der Feri, der Aladár und der Samu haben sich jeder einen anderen Namen gewählt. Einer heißt Deák, ich weiß aber nie, welcher. Nur der Géza heißt nach der Firma." Jellinek zuckte wieder mit den Achseln. „Das ist Landesbrauch bei uns.“

Der Pfarrer hatte seinen Gast bis ins Vorzimmer geleitet während dieses Gespräches. Und er mußte unwillkürlich an die höhnischen Worte des Barons Simonni denken, als er das anhörte. So also sieht die Mehrung des madjarischen Volkes aus . . . So wird die Unfruchtbarkeit unseres Stammes wettgemacht, sagte er sich. Aber sein nationaler Fanatismus ließ kein Bedenken aufkommen, und er gab seiner Genugthuung darüber Ausdruck, daß der Moriz, wenn er schon ein deutscher Schauspieler geworden sei, doch wenigstens einen ungarischen Namen mitgenommen habe in die Fremde.

Und mit einem warmen Händedruck verabschiedete er den Dorfkrämer.

Das Endergebnis dieser Unterredung für ihn selbst aber war: Niemals!

XIX.

Der schier endlose Winter ging seinem Ende nun doch entgegen. Er war nicht übermäßig kalt gewesen, aber so viel Schnee hatte man seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen. Vom November bis tief in den März hinein fiel immer und immer wieder Schnee. Viele Fuß hoch

¹⁾ Neufager.

lag er auf allen Fluren, und in den Dorfgassen war er zu Wällen aufgetürmt worden neben den Fahr- und Gehwegen. Wiederholt war der Eisenbahnverkehr gestört im ganzen Komitat, und man war wie aus der Welt entrückt. Die Theiß und die Donau tauten nicht auf seit dem Dezember, und es lag eine so hohe Schneeschicht auf den Flüssen, daß sie hinweggetilgt erschienen aus dem Landschaftsbilde. Über alle Ufergelände, über alle Schutzdämme hin breitete sich eine weiße, endlose Fläche. Sie funkelte und glitzerte in der kühlen Sonne und war herrlich anzusehen. Friedlich lag sie da und hielt ungeheure Kräfte in ihrem Bann. Wie ein Urwelträtzel umfing der Winter die in Fesseln schlummernde Erde; alles Leben auf ihr schien erstorben zu sein.

Und auch vom oberen Laufe der Flüsse hörte man von vielem, vielem Schnee.

Nicht ohne Bangen gedachte mancher Bauer seiner Riedfelder, auf denen die Herbstsaaten so schön aufgegangen waren. Und der Klugsbalger hatte schon während des Faschings, als alle Welt guter Dinge war und der Frohmut des Dorfes schier überschäumte, schlaflose Nächte.

Was wird das Frühjahr bringen? Werden wir bestehen, so wie all die Jahre her?

So fragte er sich wie oft. Der Schrecken vom letzten Frühjahr lag ihm noch in allen Gliedern. Und er beriet immer wieder vertraulich mit seinen Besitzern und Geschworenen das dem Oberstuhlrichter übergebene Programm. Es war durchführbar, wenn man ihnen die Bewegungsfreiheit gönnte und die Gemeinde ein Anlehen

aufnehmen ließ. Fast schuldenfrei stand sie da, ihr großer Besitz war unbelastet, denn die Dammbauschulden aus früheren Zeiten waren längst getilgt. Nur eines war als Reallast oder Servitut auf jedem Bauernhof geblieben: die Verpflichtung von dreißig Arbeitstagen im Jahre an den Dämmen. Diese Last trug jeder gern. Aber sie war beinahe in Vergessenheit geraten in den letzten Jahren; niemand nützte diese Verpflichtung aus, niemand rief die Bevölkerung auf zu ihrer Erfüllung. Der Richter ließ nachrechnen, und es ergaben sich keine fünf Arbeitstage pro Haus und Mann, die im Durchschnitt geleistet wurden. Natürlich murrte dagegen niemand. Solche Schonung gewöhnt sich rasch, solche Faulheit wirkt ansteckend.

Der Klugsbalker brauchte nichts, als diese alte Verpflichtung wieder zu erwecken, und man konnte mit einem mäßigen Anlehen und der Opferung von so und so vielen Joch Acker und Hutweide neue Dämme schaffen hinter den alten, ärarischen, die jenen Grundsätzen entsprechen sollten, die der Ingenieur Trauttmann aus Amerika ihnen so klar und so einfach entwickelte.

Der Richter schrieb nach Rosenthal an den Herrn Georg Trauttmann, bekam aber seinen Brief wieder zurück. »Inconnu!« stand darauf. Und madjarisch: „Unbekannt.“ Dieses verstand der Notär. Aber »Inconnu?« Der Freund war wahrscheinlich wieder fort über das Meer. Man mußte sich ohne den selbstlosen Mann behelfen, den Neid und Mißgunst verdächtigten, und der doch wie ein warnender Engel erschienen war.

Der Notär nahm wenig Anteil an diesen Sorgen des Gemeindeoberhauptes. Er hielt sie für übertrieben und

war überhaupt verstimmt und mißgelaunt, seitdem man ihn zwang, die Gemeindeprotokolle auch in deutscher Sprache zu führen. Er hatte jetzt immer doppelte Arbeit. Der Nimbus des Geheimnisses, der das in der Staats-
sprache geführte Protokoll früher umgab und den einzigen, der es lesen konnte, zu einer der wichtigsten Personen machte, war auch dahin. Der Notär fand es noch immer unbegreiflich, daß der Komitatsausschuß jenes Ansuchen der Gemeinde um Wiedereinführung der deutschen Protokoll-
sprache gestattete. Es war eine Überrumpelung. Weil Karlsdorf die erste schwäbische Gemeinde war, die auf Grund des Gesetzes ihr Recht geltend machte, ihre Protokoll-
sprache selbst zu bestimmen, darum ließ man die Sache durch. Die anderen, die später kamen, wurden ab-
gewiesen. Man witterte dann einen staatsgefährlichen Plan; man gab nicht mehr nach, obwohl ja alle das gleiche Recht haben müssen. Wie kam nun gerade er dazu, doppelte Arbeit zu leisten und so zu tanzen, wie die deutschen Bauern piffen?

Kurzum, er war nicht mit dem Herzen bei all diesen Sorgen und Erwägungen, er tat nicht mit. Dadurch hatte der alte Oberlehrer Heckmüller mehr Einfluß gewonnen als statthaft schien. Und von diesem war auch jenes Dammbauprogramm geschrieben worden, das jetzt beim Komitat lag. Halmos hatte ganz recht, der Alte war reif, den mußte man beseitigen.

Linde Lüfte wehten endlich; die Sonne gewann Macht, und die Schneeberge in den Straßen begannen allmählich einzusinken. Jeden Tag ein bißchen. Und in der Nacht gab es wieder Frost. Das war recht, so sollte es sein.

Nur keine Plöhllichkeiten! So konnte sich die bange Sorge lösen, und man kam wieder über eine Gefahr hinweg.

* * *

In dem kleinen Anbau zum Pfarrhofe, der nur ein Zimmer und einen kleinen Vorraum umfaßte, die als Kaplanswohnung galten, lag nun seit acht Tagen Pater Istvan darnieder. Die Klarinéni hatte wenig Zeit für den Kaplan; nur die Magd pflegte ihn, denn sein Leiden wurde nicht ernst genommen, es galt mehr als eine komische Episode. Der Doktor wenigstens hatte sie also tagiert. Die Nase des Patienten war dick verschwollen und blutunterlaufen; an der Stirn hatte er eine Beule; mit dem linken Bein hinkte er. Er konnte es nicht wagen, sich außer Haus zu zeigen. Daß das ganze Dorf wußte, was ihm begegnet war, das merkte er nur zu gut an den spöttischen Blicken, die jeder nach seinen Fenstern warf. Er sah alle, die vorübergingen, ohne selbst gesehen zu werden, und hatte jeden Morgen die Freude, auch die zu sehen, für die er litt. Ihr angstvoller Blick suchte immer den seinen, wenn sie zur Messe ging, und dann wieder, wenn sie aus der Kirche trat, wo sie sicherlich nur für ihn gebetet hatte. Und seitdem er sich ihr einmal gezeigt und ihr zugewinkt, schien sie wieder gefasster zu sein. Er mußte sich das Taschentuch vor die geschwollene Nase halten, damit sie nicht erschreckte und er nicht allzu lächerlich vor ihr erschien. Und er machte sich mit Gebärden, die nur sie verstand, über sich selbst lustig, obwohl ihm nicht so leicht ums Herz war.

Was sollte werden? Der Pfarrer, der jetzt alle Seelsorgetätigkeit allein leisten mußte und auch den Religionsunterricht in den Schulen zu erteilen hatte, war tief erbittert gegen ihn. Einmal nur hat er ihn besucht in diesen zwei Wochen und ihm eine große Szene gemacht. Das Tischtuch war entzwei. Der Nachfolger vielleicht schon ernannt . . . Gewiß, er war kein Muster und Vorbild für die Gemeinde. Er kannte sich selbst nur zu gut. Seine Jugend, seine ungebändigte Lebenslust, sein leichtes Blut spielten ihm manchen Streich. Alle heimlichen Geißelungen und Bußübungen konnten seinen Charakter nicht ändern. Andere trafen es, er nicht. Nicht einmal zur konventionellen Heuchelei konnte er sich erziehen und bändigen, seine Natur brach immer los; er stand immer ohne Maske da, wenn es über ihn kam. Vielleicht, wenn man ihn drin behalten hätte im Kloster, in strenger Klausur, in fortgesetzten religiösen Übungen, vielleicht hätte er sich dort allmählich gebändigt. In der Freiheit, die ihm geworden war, erwachten alle schlimmen Instinkte mit verdoppelter Macht. Und daß er gerade in ein schwäbisches Dorf kam, das ihn wie die Heimat umfing und umschmeichelte, das war vollends sein Unglück. Er war eben auch ein schwäbischer Bauernbub und nichts anderes; er mußte mit der Jugend singen und tanzen, ihn zog es zu jeder Mehlsupp' und in jede Spinnreih', und er hatte ein verliebtes Herz.

Er wußte wohl, warum man gerade ihn ausgewählt hatte, diese Kaplanstelle zu bekleiden. Man wollte kein Ärgernis geben durch einen reinen Madjaren; man wählte ihn als das schwäbische Musterbild, man glaubte seiner

„patriotischen“ Gesinnung sicher sein zu dürfen. Gerade er, der Schwabensohn, sollte hier madjarisierend wirken in der Schule und in der Kirche. Sein Beispiel sollte den etwa noch störrischen Lehrern vorbildlich sein und die Jugend gewinnen.

Und er hat diese Aufgabe ja redlich erfüllt. Zu redlich! Beinahe schämte er sich dessen insgeheim; seitdem er wieder schwäbische Dorfluft geatmet, wieder mit seinem Volke gelebt, das man ihn in der Mittelschule und im Seminar mißachten gelehrt hatte, das er zu verleugnen im Begriffe war.

Jetzt war die Krisis da für ihn. Hätte man ihn doch in einen madjarischen Kirchensprengel geschickt. Sein Naturell hätte dort vielleicht nicht so rasch ausgeartet wie hier in der Heimat. Wenn man schon Geistliche braucht, die den Schwaben die Meinung beibringen sollen, der liebe Gott verstehe nicht Deutsch, so sollte man doch nicht die Söhne schwäbischer Mütter dazu erwählen. Der Stefan Michlbach, den sie zum Pater Istvan gemacht haben, war jedenfalls zu schwach dazu. Auch in ihm begannen wieder die Glocken der Heimat zu läuten.

Was sollte werden? Er fragte es sich immer wieder. Man hatte sich nie darum bekümmert, ob er zum Geistlichen tauge. Die Mutter hatte ihn Gott versprochen, wenn er ihr wieder genesen von schwerer Krankheit, und hat ihr Versprechen erfüllt. Wäre er doch als Kind gestorben! Kann man denn Gott nicht in jedem Beruf dienen? Ist es nicht ein gröbliches Mißverstehen, gleicht es nicht einem heidnischen Menschenopfer, was da von manchen frommen Müttern ohne Bedenken geübt wird?

Nußlos war es jetzt, das durchzudenken und zu verurteilen. Es konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Wenn seine Mutter wüßte, wie verlassen und einsam er sich fühlte, wie unglücklich ihn der Gedanke an die Zukunft machte. Man wird ihn jetzt, nachdem er sehend geworden, wieder zurückwerfen wollen in den früheren geistigen Bann. Und fügte er sich nicht, drohten ihm strenge Strafen.

Eine Versöhnung mit dem Pfarrer Horvat wäre vielleicht möglich gewesen. Auch seine Jugend war einst nicht frei von Fehle . . . Aber mit der Gemeinde gab es keine Versöhnung. Ein nächtlich durchgeprügelter Kaplan konnte nicht wieder an den Altar von Karlsdorf treten, durfte nicht mehr im Beichtstuhl erscheinen. Die Buben in der Schule selbst, so lieb sie ihn auch hatten, würden ihn jetzt verhöhnen.

Ob die Liszka die ganze Schwere seiner Lage begriff? Ob es ihr klar war, daß es einen Abschied galt für immer? Er konnte sie nicht sprechen, durfte es nicht wagen, sich ihr jetzt zu nähern. Der Skandal mußte erst verräumen.

Tagelang hinkte er in seinem Zimmer auf und nieder und erwog, was zu tun wäre. Er wollte sich widersetzen, wollte nicht zurück in die geistige Gefangenschaft eines Berufes, der gewiß zu den ehrwürdigsten gehörte, der aber nun einmal seinem ganzen Wesen fremd war. Die Kraft sich selbst zu überwinden, traute er sich nicht zu. Von einem Heiligen war nun einmal nichts an ihm. Und er wollte und konnte von dem Weib nicht lassen, das sich ihm hingeeben, das lieber die Schande

auf sich nahm als die Flucht in eine rettende Ehe, die sie für immer von ihm getrennt haben würde. Seine Magd zu werden stand ihr höher als die von der Sitte geschützte Ehefrau eines anderen.

Das konnte nur eine große, reine Liebe sein, die ihn mit Liszka verband. Und es mußte einen Weg geben, diesen Bund zu heiligen auch vor den Menschen.

Wäre er der erste, der aus der Kutte springt?

Daß es dahin kommen muß, sieht er nicht als eigene Schuld an. O nein! Da drüben in Josefsfeld wohnen auch Schwaben; sie unterscheiden sich durch gar nichts von den Brüdern in Karlsdorf, und doch wohnt in ihrem Pfarrhaus ein Familienvater, der die Stube voller blonder Kinder hat. Warum wird dort das Weib geehrt und hier zur Konkubine gemacht? Wäre er dort Vikar gewesen, hätte er eine Braut haben dürfen und eine Zukunft als Mensch; er würde heute nicht in dieser Lage sein. Das glaubte er fest in seinem Ingrim, der an allem rüttelte, was ihm vordem ehrwürdig schien.

Aber einen Entschluß konnte er nicht fassen. Er wollte abwarten, was über ihn beschlossen würde, ehe er handelte. Und er mußte ganz genesen, ehe er sich wieder einem Menschen zeigte.

Von den Herriichen hatte mancher versucht, ihn zu sprechen, aber seine Thür blieb verschlossen. Nur dem Gergeln Vilmos war es heute geglückt. Er sah im Vorbeigehen den Kaplan am Fenster und drang alsbald bei ihm ein. Lachend trat er ins Zimmer.

„Lieber Fraind Hochwürden, warum verstecken Sie sich? Vor mir brauchen Sie sich gar nicht genieren — ist

mir auch schon passiert," sprach er, und der Kaplan, der zuerst errötete, mußte dann lächeln über die joviale Selbstverständlichkeit, mit der sein Fall da behandelt wurde. „In Mohács droben", fuhr Gergely fort, „habe ich einmal feste Hiebe bekommen von einem schwäbischen Bauern. Jaj, war das Weib schön! So etwas gibt es hier gar nicht. War mein erstes Abenteuer . . . Aber Sie schauen nicht schlecht aus. Die Nase — alle Achtung!"

„Wie geht es Ihnen sonst, Herr Ingenieur? Und Ihrer lieben Frau?" fragte ablehnend Pater Istvan.

„Wie mir geht? Miserabel! War in Szegedin. Hab' wieder viel verloren im Spiel. Hol' der Teufel die Karten und die Weiber!"

„Sie sind zu wenig beschäftigt hier. Sie langweilen sich, was?"

„Freilich! Und Zerstreuung gibt es auch keine. Das einzige Weib, das mir gefallen möcht', die schwarze Susi, hat jedes Jahr kleines Kind. Manchmal auch zwei. Pfui Teufel!"

Pater Istvan lachte hell auf. „Wenn der Mann Ihre Passion kennen würde! Ihr Todfeind!"

„Soll er! Sie weiß schon, daß ich sie haben möchte. Frauenzimmer riecht das . . . Wie der Mann eingesperrt war, hab' ich zweimal am Fenster geklopft. Aber jedesmal ist der Hofhund gekommen, und ich hab' schauen müssen, daß ich weiter komm'. O, sie weiß schon . . . Ihre Augen haben es verraten. Na, kommt Zeit, kommt Rat."

„Jetzt werden Sie wohl bald Arbeit genug bekommen?" fragte der Kaplan, dem dieses Gespräch widerwärtig war.

„Freilich! Erwarte jede Stunde Meldung von unten, daß Eisstoß in Bewegung. In Walachei geht's schon los. Wenn er in Orsova anfängt, dann ist's Zeit für uns. Wird heuer scharf hergehen. Viel zu viel Schnee gewesen. Ekelhaft! Hab' jetzt Permanenzdienst im Gemeindegemeindehaus.“

„Und was wird denn aus den großen Arbeiten, von denen die Rede war?“

„Gerade vorhin ist Bescheid gekommen. Alles, was ich beantragt habe, wird gemacht. Die werden schauen, wie ich sie einspanne, wenn der Eisstoß vorbei ist. Aber was sagen Sie, lieber Fräulein Hochwürden, zur Juliska.“

„Was soll ich sagen? Ist ihr etwas geschehen?“

„Aber nein, Sie wissen das noch nicht?“ rief Gergely lachend. Und gedämpft fuhr er fort: „Meine Frau hat es mir schon lang verraten. Aber jetzt weiß es schon alle Welt — die Juliska geht zum Theater!“

„Zum — —? Also doch! Hab' ich mir's doch immer im stillen gedacht,“ sagte Pater Istvan. „Ja, aber, was sagt der Alte?“

„Er ist wütig. Wütig ist er! Sie gönnen ihm das, was?“

Der Kaplan zuckte mit den Achseln.

„Und nächstens tritt sie auf in Temesvar. Spielt die — die Monna Nanna, oder wie sie heißt. Wissen Sie, das ist eine Dame, die gar nichts anhaben soll als einen schönen Mantel. Gar nichts. Wir fahren alle hinein zur Vorstellung. Wie sie nervös ist — wer weiß, vielleicht verliert sie Mantel.“

„Sie sind unverbesserlich, Herr von Gergely.“

„O, Sie hochwürdigster Duckmauser,“ rief pfiffig Gergely. „Soll ich der Liska etwas bestellen? Einen schönen Gruß? Ich muß jetzt gehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Ingenieur, aber ich habe nichts zu bestellen,“ antwortete der Kaplan kühl und gemessen. „Mehr Würde!“ klang es ihm heimlich im Ohr. Und es widerstrebte ihm, diesen Herrn als Mitwisser seiner Beziehungen anzuerkennen.

„Oh! Oh!“ rief Gergely. „Ist die Liska in Ungnade? Das wird sie aber sehr kränken, wenn ich ihr erzähle, daß ich hier war.“

Pater Istvan kniff die Lippen zusammen und schwieg. Der kommt mit ihr zusammen? Wo? Seit wann? fragte er sich im stillen und sah ihn starr an.

„Beim Jellinek trifft man sie ja manchmal. Sie sieht von dort hierher, darum kommt sie wohl so oft,“ sagte Gergely. „Wir lachen schon über die Arme. Um eine Nadel, um eine Schachtel Zündhölzchen geht sie zum Jellinek.“

Der Kaplan schwieg hartnäckig.

„Na, wie Sie wollen. Ich verstehe. Diskretion Nebensache.“

„Holla! Herr Inscheneer, holla!“ rief es plötzlich im Hofe des Pfarrhauses. „Wo seid Ihr denn? Kommt nar g’schwindt, der Eisstoß geht los drauß. Ei’ Telegramm isch do far Euch!“

Es war die Stimme des Straubmichel.

Der Kaplan erblaßte, als er sie erkannte, und es war nur gut, daß Gergely rasch, ohne Abschied davon lief. Er hatte wohl nichts gemerkt.

XX.

Die Fenster des Pfarrhauses klirrten von den Böllerschüssen, die auf dem Platze hinter der Kirche gelöst wurden.

Ein Wagen, der offenbar schon Bereitschaft hatte, sauste vorbei. Gergely fuhr mit drei Männern die Hauptstraße hinaus, in der Richtung nach dem großen Donaudamm. Und es folgte Wagen um Wagen, immer zu je sechs Mann besetzt. In warme Pekesche gekleidet, die Pelzmützen auf dem Kopf, hohe, wasserdichte Röhrenstiefel an den Füßen, mit Schaufeln, Beilen und allen erdenklichen Werkzeugen und Geräten ausgerüstet, die Csutora mit einem guten Schluck Wein oder Raki an der Seite, so fuhren sie ernst und trotzig dahin, der Gefahr die Stirne zu bieten, die da möglicherweise drohte.

Der Kaplan zählte in einer Stunde zwanzig Wagen mit mehr als hundert Männern. Die wohlgenährten, ausgeruhten Pferde schnaubten die warme Stallluft aus den Nüstern und waren kaum zu zügeln. Wie ein Rennen um hohe Preise ging die Fahrt.

Und es war hoch an der Zeit.

Die Depesche, die gekommen war, hatte eine große Überraschung gebracht. Seit mehreren Tagen herrschte im Oberlauf der Donau warmes Tauwetter, und der Strom war von Passau bis Mohács in Bewegung, während er hier noch stand. Die Lage war höchst seltsam und nicht ungefährlich. Von Mohács bis hinter den Kasanpaß, auf einer Strecke von vierhundert Kilometern, war die Donau noch zu, und von oben kam jetzt der ungeheure Druck.

Die Mittagssonne schien warm und goldig auf die schon grau gewordene Schneefläche; in allen Gassen und auf allen Wegen rieselten kleine Bäche. Es konnte sich nur mehr um zwei Tage handeln, so wurde das Eis auch hier brüchig, und es ging von selbst ab. Schon guckten überall die grünen Spitzen der Herbstsaaten aus dem schwindenden Schnee.

Der Klugsbalker mit dem Vizerichter und seinen zwei Beisitzern waren unter den ersten, die dem Wagen des Stromingenieurs folgten. Schon um des guten Beispiels willen mußten sie voran.

Als sie das Dorf hinter sich hatten und auf der Komitatsstraße dahinjagten, hörten sie plötzlich ein fernes Knattern und Schießen. Es wurde immer ärger. Wie die Kanonade einer großen Schlacht mutete es sie an. Der Richter ließ den Wagen einen Augenblick anhalten, um besser horchen zu können.

Ja, das war der Strom. Seine Stimme erwachte wieder aus langer Gebundenheit, aber sie war heiser geworden und rauh in diesem Winter.

Horch! Horch!

Die Männer sahen einander erschrocken an, und die Pferde bäumten sich auf.

Das war ja furchtbar! Als ob ein feuerspeiender Berg geborsten wäre. Ein ungeheurer Knall erschütterte die Luft, und die Männer, die sich im Wagen aufgerichtet hatten und nach der Richtung des Dammes starrten, sahen, wie eine graue Masse sich hoch in die Luft erhob und wieder in sich zusammenbrach. Es knirschte und krachte, brüllte und brauste, als wäre der Weltuntergang im Anzug.

Mit verdoppelter Eile fuhren die Wagen, und nach einer halben Stunde waren sie hinter dem Damm. Der Lärm, das Geknatter und Getöse, unter dem sie alle herangekommen waren, hatte viele schreckensbleich gemacht; an mehreren Wagen waren die Pferde durchgegangen. Und jetzt sahen sie keinen Damm vor sich, sondern einen kristallinen Gebirgszug von meilenlanger Ausdehnung. Die Eisdecke war geborsten unter dem gewaltigen Druck, der von der oberen Donau kam; sie war hinausgeschleudert worden aus dem Strombette über das Vorgelände, hinauf auf den Damm, der zu ächzen und zu stöhnen begonnen unter der Last, die er plötzlich zu tragen hatte. So mochte es im nördlichen Eismeer aussehen, wenn dort der Sommer kommt und die Eisberge sich in Bewegung setzen. Die meilenlange Krone des Dammes war mit haushohen Eisschollen bedeckt und unzugänglich geworden für die herbeigeeilte Hilfsmannschaft.

Gergely Dilmos war kreidebleich. Er hatte so etwas noch nicht erlebt. Er war bereits zur Stelle, als die Kanonade anhub, und hatte den ganzen gewaltigen Eindruck des Elementarereignisses in den Gliedern. Ein wahres Entsetzen packte ihn und seine drei Begleiter, als die Eisdecke sich hob, barst und über den Wall herüberzukommen drohte. Er glaubte nicht anders, als der Damm sei zermalmt und zerrieben worden von dem Eise, und jetzt breche die Donau über sie herein. Aber es waren nur die alten Weidenbäume hinter dem Damm, die zersplitterten.

Jetzt hatte Gergely sich wieder gefaßt. Die eigentliche Katastrophe schien vorüber zu sein, denn der Strom rollte und donnerte gleichmäßig hinter den Eisbergen,

die er als Hindernisse empfand und zur Seite warf, dahin.

Gergeln gab die Weisung, Stufen in den Eiswall zu hacken, damit man eine Übersicht gewinnen könnte. Und das geschah an mehreren Stellen. Nach einer Viertelstunde war die erste Treppe bis zum Gipfel hergestellt, und Gergeln stieg mit dem Richter hinauf.

Der Anblick, den sie da genossen, war grauenhaft schön. Der mehr als tausend Meter breite Strom war eine schiebende, grollende, donnernde, tobende Masse von Eisklumpen, die sich gegenseitig den Raum streitig machten, von denen einer den anderen untertauchte, und die jeder größere Klotz wieder auseinanderstieß, um für sich selbst die Bahn frei zu bekommen. Ein Kampf ums Dasein in krassester Form. Unabsehbar war das Gewoge und Geschiebe, und unheimlich, weil man kein Wasser sah.

Auch andere Treppen wurden in den Eiswall gehauen, und viele Männer stiegen hinauf, das Schauspiel zu sehen. Da entstand plötzlich ein großes Geschrei — eine dieser Treppen hatte nachgegeben, war eingesunken, und die Herabstürzenden meinten, der Damm unter ihnen sei gewichen.

Das allgemeine Entsetzen darüber erwies sich als grundlos. Jedenfalls merkte man nichts, und es kam kein Wasser.

Der Klugsmaß und Gergeln waren von ihren Beobachtungsposten herabgestiegen und an die Stelle des Unfalls geeilt, wo es nur ein paar Hautabschürfungen und einen verstauchten Fuß abgeseht hatte.

Der Richter erkannte sogleich, daß hier eine der

alten Bruchstellen des Dammes war. Gergely bestritt es, mußte aber bald zugeben, daß der Richter im Rechte sei. Die Rutschung konnte also immerhin tiefere Gründe haben, es konnte im Dammkörper selbst eine Bewegung entstanden sein. Klug beantragte, den Eiswall an dieser Stelle zu beseitigen. Es sei überhaupt fraglich, ob der Damm diese Last werde tragen können.

Gergely widersehte sich. Er sagte, dieser Eiswall sei jetzt einstweilen ein natürlicher Schutz des Dammes. Man müsse abwarten, wie hoch die Donau steige; erst dann, wenn Wasser sichtbar werde, lasse er den Damm räumen. Diese Eisberge müßten direkt ins Wasser geworfen werden, sie müßten fortschwimmen können, sonst würden sie eine Gefahr für den Damm. Besser, sie liegen einstweilen auf ihm, als sie werden an ihn gepreßt und gestoßen. „Wenn wir jetzt eine Lücke in diesen natürlichen Eiswall brechen, ist das nicht ohne Gefahr,“ sagte er. Und er lehne jede Verantwortung ab, wenn das geschehe.

Der Richter gab sich zufrieden, obwohl er nicht völlig überzeugt war.

Als man in der Dämmerung wieder heimfuhr, blieben zwanzig Männer draußen für die Nachtwache. Wagen und Pferde standen für sie bereit. Beim Stromaufseher konnten immer einige schlafen und sich Stunde für Stunde ablösen.

Zwei Tage nach diesem Ereignis setzte sich auch der Eisstoß der Theiß in Bewegung. Die Theiß hat ein kleines Gefälle, sie schleicht träge in der lehmigen Ebene dahin, und ihre Stimme ist fast nie vernehmbar. Aber diesmal hörte man auch sie. Und wieder war die Bereit-

schaft des Dorfes, die Wasserwehr, hinausgeeilt an die gefährdeten Punkte. Im weiten Bogen umfuhr ein Teil der Wagen den grandiosen, von den Urgroßvätern ganz und gar den Sümpfen abgerungenen Besitz der Gemeinde, der sich über mehr als dreißigtausend Joch ausbreitete und von den zwei Flüssen begrenzt war; ein anderer Teil benützte den Zwischendamm als Fahrstraße, der direkt zu dem Spitz hinführte, an dem sich Donau und Theiß begegneten. Dort war der Zentralpunkt der Dammanlage, dort stießen die Dammsicherungen von Nord und Süd zusammen. Und wieder erlebte man ein so seltenes Schauspiel wie an der Donau drüben. Danubius schien nicht geneigt zu sein, auch die Eismengen der Theiß in sein Bett aufzunehmen; er schwang seinen Dreizack und stieß sie zurück, staute sie zu Bergen auf und warf sie ebenfalls über den Damm hinaus.

Dieser Kampf dauerte mehrere Tage, und erst als in der Donau das Wasser wieder sichtbar wurde, glitten auch die Eisberge an der Theißmündung allmählich in ihr Bett. An beiden Ufern der Theiß standen sich die Menschen gegenüber, jede Gruppe verteidigte ihr Eigentum, ihre Heimat. Drüben Madjaren, herüben Deutsche. Nur hatten diese zwei Fronten, jene bloß eine zu sichern. Und es schien den Karlsdorfern, als hätte das Gegenüber sich zu sehr auf ihre Kosten gesichert. Der jenseitige Damm war augenscheinlich höher geworden; dort mußte noch spät im Winter, als niemand mehr auf die Riedfelder hinaus kam, gearbeitet worden sein.

Auch Gergely stutzte, als man ihn darauf aufmerksam machte. Aber er erklärte es für eine optische Täuschung,

und es war jetzt auch keine Zeit, sich damit zu beschäftigen; der Eiswall auf dem Donaudamm mußte gesprengt und in den Strom geworfen werden, ehe seine Last und sein allmähliches Schmelzen den Damm in Gefahr brachte.

Diese Arbeit hatten die Bauern unter dem Kommando des Klugsbalkers schon auf eigene Faust in Angriff genommen, so lange Gergely noch am Spitz tätig war. Sowie der Eisgang der Donau vorbei war und das Wasser stieg, schweißte der Damm an vielen Stellen. Gergely hatte behauptet, das sei nur Eiswasser; Klug aber vermutete, daß es Donauwasser wäre. Wollte man Gewißheit, mußten die schmelzenden Eisberge entfernt werden. Und die Riesenarbeit, an der sich alle Männer des Dorfes beteiligten, ging flott vonstatten; was der Richter selbständig begonnen hatte, führte der Stromingenieur jetzt zu Ende.

Dabei kam ihm der Himmel zu Hilfe, denn es gab immer nächtlichen Frost; die Auflösung der letzten Schneereste und des Eises vollzog sich nur langsam, wie nach einem weissen und gütigen Geseß.

Aber dem Dorfrichter blieb die traurige Genugtuung, die schweren Beschädigungen des Donaudammes früher erkannt zu haben als der Stromingenieur, dem auch die eigenmächtige Erhöhung des jenseitigen Theisdammes entgangen war, da oft Wochen verstrichen, in denen er nicht auf seine Strecke hinauskam. Und so wie er waren seine Stromwächter.

*

✱

*

Im Pfarrhause war die Entscheidung gefallen; Pater Istvan wurde abgerufen von seinem Guardian, und schon stand der Nachfolger vor der Thür. Pfarrer Horvat hatte es eilig, er konnte die ungewohnte Last nicht länger allein tragen; seit zwanzig Jahren war er nicht so ganz ohne Beihilfe gewesen wie in den letzten Wochen.

Die Ablösung ging so furchtbar rasch vor sich. Derselbe Wagen, der den neuen Kaplan gebracht hatte, sollte den früheren mitnehmen zur Bahnstation.

Pater Istvan erschrak. Aber er fügte sich. Sein Nachfolger, ein schwarzer, düsterer, junger Weltpriester, namens Petrovics, der kein gerades Wort deutsch aussprechen konnte, stand neben ihm, als er eilig seine Siebensachen packte, tat hilfreich und liebeich, griff zu und lächelte doch so spöttisch dabei in sich hinein. Er forschte Istvan aus, wollte über die Verhältnisse im Pfarrhaus und in der Gemeinde rasch das Nötigste wissen von ihm. Dieser aber versagte die Auskunft. Er war auf diese überraschende Wendung nicht gefaßt, und sein Kopf brannte. Hundert unreife Entschlüsse wälzten sich in seiner Brust.

Was tun? Was tun?

Ohne Abschied sollte er gehen?

Er ging. Aber er zwang seinen Ingrimm nieder und hinkte über die Treppe hinauf zur Wohnung des Pfarrers. In wenigen Worten dankte er dem „Alten“ und bat ihn um Verzeihung für die Ungelegenheiten, die er ihm gemacht.

Horvat lächelte ein wenig, als er ihn sah. Und er bedauerte ihn.

„Sie können so nicht vor ihren Guardian treten, mein Lieber,“ sprach der Pfarrer. „Gehen Sie ins Spital nach Temesvar und kurieren Sie sich aus. Sonst sind Sie ein Gespött für Lebenszeit in ihrem Orden.“

„Ich danke, Hochwürden, für diesen gütigen Rat. Ich werde ihn befolgen,“ sprach Istvan erleichtert. Wie ein Segen von oben kam dieses Wort des Pfarrers; es schaffte ihm Zeit, es wies ihm einen Weg, es stimmte ihn versöhnlich.

„Vergessen wir, was geschehen ist,“ sagte Horvat, „scheiden wir in Frieden. Sie sind ein Lustikus, Sie hätten niemals Geistlicher werden sollen. Sie haben hier viel Schaden angerichtet an unserem Ansehen. Aber ich vergebe Ihnen. Möge Ihre Strafe nicht zu hart sein.“

Der junge Priester war so gerührt von diesen väterlichen Worten, daß er die Hand des Pfarrers an seine Lippen führte und sie küßte.

Dann ging er rasch hinaus. Die Damen des Hauses wollte er nicht sehen, von ihnen wollte er schriftlich Abschied nehmen.

Und seinen trotzigen Entschluß, im Gäßel vorzufahren und dort Abschied zu nehmen, den er heimlich gefaßt hatte, ließ er jetzt fallen. Es sollte kein weiteres Ärgernis gegeben werden durch ihn. Einmal im Leben wollte er sich selbst beweisen, daß er auch standhaft sein und ein Opfer bringen könne.

Ohne den Blick nach der Richtung zu wenden, wo die vielleicht sehnsüchtig nach ihm auslugte, für die er das alles litt und erduldete, fuhr er zum Dorf hinaus. An der Kreuzung der letzten Quergasse des Ortes hörte

er trommeln; der Straubmichel verkündete den Männern den Beginn der Dammarbeiten.

Der Kaplan sah rasch nach seiner Taschenuhr und hat den Vetter Hannes, nur recht schnell drauf loszufahren, sonst versäume er seinen Zug.

Der Vetter Hannes lächelte. Aber er hieb in die Gäule und fuhr an der Kreuzung vorbei, ehe der Straubmichel seinen Spruch beendet hatte und auf sie zukam.

Als bald nach dem Abgang des Paters Istvan erschien der neue Kaplan vor dem Pfarrer Horvat, um sich vorzustellen. Petrovics war kein Neuling in der Seelsorge, stand schon mehrere Jahre draußen im kirchlichen Dienst und konnte eine feste Stütze des Pfarrers werden. Dieser sprach sich aus mit ihm, und er fand ihn beinahe etwas zu streng für einen Weltpriester, der Pfarrer werden wollte. Er kam ihm etwas heuchlerisch vor, das offene Schwabengesicht des Pater Istvan war ihm lieber gewesen.

Der neue Mann wollte durchaus über solche Erscheinungen in der schwäbischen Gemeinde aufgeklärt werden, die zu bekämpfen wären. Und über Personen, von denen vielleicht unpatriotische Wirkungen ausgingen.

„Lieber Herr Kaplan,“ sagte der Pfarrer, „ich zähle zur kossuthistischen Richtung des Landes. Und ich hoffe bestimmt, daß die zweitnächste Generation einen ungeheuren Fortschritt in der Madjarisierung aufweisen wird. Aber ich habe nie vergessen, daß ich in einer reindeutschen Gemeinde Pfarrer bin. Konflikte liebe ich nicht. Nützen auch nichts. Der ganze Staatsapparat ist in unseren Händen, das muß von selbst gehen. Aber Geduld müssen wir haben, vorsichtig müssen wir sein.“

„Vorsichtig, aber fest will ich sein,“ sprach der neue Kaplan. „Ich habe allerlei gehört von der Gemeinde. Der einzige, verlässliche Gesinnungsgenosse soll der Lehrer Halmos sein.“

„Der einzige?“ rief Horvat höhnisch, und es funkelte unter seinen buschigen Augenbrauen. „Na, dann halten Sie sich an den! Ich bin ein Madjare, aber mir graust vor diesen Überläufern. Uns kann nur förderlich sein, was allmählich in uns hineinwächst, was wir durch Erziehung und ruhige Entwicklung gewinnen. Ein Mensch, der im vorigen Jahr noch ein Deutscher war und jetzt ein madjarischer Chauvinist ist — der ist ein Lump.“

„Hochwürdigster!“ rief der Kaplan. „Lassen Sie solche Worte niemanden hören! Es wäre unser Untergang, wenn das die Meinung aller ehrlichen Madjaren würde.“

„Larifari. Wir wollen alle an ein und dasselbe Ziel. Aber weder ich noch Sie werden das gelobte Land sehen. So schnell geht das nicht. Und ich bitte mir aus, daß nichts geschieht ohne meine Zustimmung. Friede! Friede!“

Damit entließ der Pfarrer seinen neuen Kaplan, und dieser ging, sich der Klarinéni und dem Fräulein Juliska vorzustellen, deren Bedeutung im Hause er wohl kannte.

Als er draußen war, ärgerte sich Horvat über seine eigene Heftigkeit. Es kam ihm vor, als wäre er ehemals nicht so duldsam gewesen gegen seine Gemeinde, als hätte er den Übereifer, der ihm jetzt so widerwärtig war, früher selbst ein wenig entwickelt.

Der wollte Übles von seiner Pfarre gehört haben? Das mußte ihn doch erbittern. Es gab nichts Übles in seiner Gemeinde. Daß die Schwaben wieder anfangen,

ihre alten Lieder zu singen und ihre alten Tänze zu spielen, das konnte doch kein Staatsverbrechen sein. Und selbst der Fall des Hassnersfülop erschien ihm heute anders als vor einem Jahr. Vielleicht ist diese Form, einer Mutter das Kind so plötzlich vom Herzen zu reißen, wirklich eine Torheit. Vielleicht könnte auch das langsamer und behutsamer geschehen.

Daß der Hassner ihn nicht mehr grüßte und seine Frau so krank geworden war, das ging ihm nahe. Er empfahl seitdem niemandem mehr das Szegeediner Konvikt. Und so oft er in den letzten Wochen den Kaplan in der Schule vertrat und den kleinen Sülop sah, trug er ihm einen Gruß auf an seine Mutter. Der Bube, sagte er sich, wird ja doch ein Madjare, wenn er in die Mittelschule kommt. Wozu diesen Lärm, den der Halmos machte? Der Narr iut, als ob man der ungarischen Nation ein Junges gestohlen hätte. Und dieser Petrovics, der ja wohl auch kein Madjare war, paßte zu ihm. Die beiden werden viel Unfrieden stiften; das sah er kommen.

Während der Pfarrer so sinnend und mit sich selbst eifernd auf und nieder ging in seinem Zimmer, war die Juliska leise eingetreten. Fast fremd schien sie ihm geworden zu sein in den letzten Wochen; zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie und auch ihre Mutter seinen nachhaltigen Groll erfahren. Aber sie war so starrköpfig wie er selbst und ging ihren Weg unerschütterlich fort.

Jetzt konnte sie ihm den Tag ihres Debuts schon nennen, und sie bat ihn inständig, zu kommen, zu sehen und dann zu entscheiden. Dieses letzte Wort ließ sie ihm scheinbar. Das Gefühl, daß sie ganz gegen seinen Willen

schließlich doch nicht handeln würde, durfte sie ihm nicht nehmen. Sie war ja so sicher, ihn zu besiegen durch ihren Triumph auf der Bühne.

Er duldete ihre Liebkosungen und sagte ihr kein böses Wort mehr; aber die Zumutung, sich nach der Stadt zu begeben und Zeuge zu sein, wie sie in solch' einer Rolle vor das Publikum trat, wies er ab.

Sie möge tun, was sie nicht lassen kann, aber mit seiner Zustimmung wird es niemals geschehen.

Daran änderten auch ihre Tränen nichts.

XXI.

Als die Nachricht ins Gäßel kam, der Kaplan Michlbach sei abgereist und ein neuer gucke bereits aus seinem Fenster, war die Liszka schier umgefallen vor Schreck. Ihre Bestürzung und ihr Schmerz waren namenlos. Sie konnte und wollte es nicht glauben. Am Morgen noch, als sie zur Messe ging, stand er dort und lächelte.

Sie lief zum Jellinek hinauf. Und als sie wieder kam, da mußte sie wohl daran glauben. Höhnischen und mitleidigen Blicken nur war sie begegnet. Jedes sprach davon; alle wußten es, nur sie nicht, gerade sie hatte es zuletzt erfahren.

Warum? Sie konnte es nicht fassen.

Seit der schrecklichen Winternacht, da ihm der Wütende die Laterne aus der Hand schlug, die er, in einen Mantel gehüllt, ihr vorantrug aus der Spinnreih', hatte sie ihn nicht mehr sprechen können, hörte sie seine liebe Stimme nicht mehr. Mit dem Knüttel schlug der Michel drein, fluchend und gotteslästerliche Reden führend. „Ver-

dammt' Phaff!" hin und „Geiler Bock!" her. „Ich wer' der gäwe, wallfahrte gein mit am annern seiner Braut . . . Wallfahrt' du mit deiner Graußmutter!" So polterte er, und immer schlug er in der Dunkelheit darauf los. Sie wollte schreien, um Hilfe rufen; aber Istvan bat sie um Gotteswillen zu schweigen.

Sie durfte ihm dann nur bis zur Thür des Pfarrhauses helfen, denn er konnte kaum kriechen; dort hieß er sie heimgehen. Sie möge schweigen, bat er, und keinem Menschen ein Wort davon sagen. Sonst sei er verloren. Das tat sie, aber bekannt wurde es doch. Sie ging in keine Spinnreih' mehr und verzehrte sich in der Angst um ihn und seine Zukunft. Als sie ihn zum erstenmal wieder am Fenster sah, war sie glücklich und schöpfte neuen Mut. Schon beruhigten sich die bösen Mäuler, am Ende würde die Sache ganz einschlafen und vergessen werden. Und wenn nicht? Mußte er denn Geistlicher sein? Der Gedanke erschreckte sie, aber sie spann und spann daran . . .

Und jetzt war er fort? Auf einmal fort aus dem Dorfe, fort aus ihrem Leben? Und er zürnte ihr wohl gar, warf alle Schuld auf sie? Und es sollte nichts werden aus all den Lustschlössern, die sie gebaut? Er konnte jetzt wohl niemals Pfarrer werden, und sie mußte hier sitzen bleiben mit ihrer Schande und ihrem Kinde, das sie nie so recht lieben konnte wie andere Mütter. Und wieder sagte sie sich: Er muß ja nicht Pfarrer werden.

Sie ging kaum noch auf die Gasse hinaus, weinte Nächte hindurch.

Es war nicht zu fassen, wie das Schicksal sie heim-

suchte in den letzten zwei Jahren. Hatte sie sich denn so sehr versündigt? So inbrünstig wie sie betete niemand in der ganzen Gemeinde, die Kirche hatte keine frömmere Tochter als sie. Und alles mißglückte ihr, alles verschwor sich gegen sie.

Daß jetzt auch sie fort mußte aus dem Dorfe, stand fest bei ihr. Und wäre es in die Seidenfabrik nach Pancsova oder Neusatz. Alles verachtete sie, auch die gütige Frau Oberlehrer schaute sie nicht mehr an. Nur die Männer waren hinter ihr her. Auch der Gergely. Rief der nicht neulich die Mutter dringend zu seiner Frau und blieb dann da bei der Liszka und wurde frech? Na, sie hat ihm gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen. Und wie er sie einzufädeln versuchte! Mit dem Kaplan wollte er über sie gesprochen haben vor dessen Abreise. Förmlich gebeten habe er ihn um einen Gruß für die Liszka. Der aber sei hart gewesen und verschlossen; er wollte nichts mehr wissen von ihr, die ihn ins Unglück gestürzt hätte.

Mußte sie das nicht glauben? Aber sie wollte nicht. Sie konnte nicht. Auf ihren guten Stern wollte sie vertrauen und hoffen. Und wenn sie auch fort mußte aus dem Dorfe, er würde sie schon finden, wenn er sie eines Tages dennoch haben wollte. Und das konnte nicht anders kommen. Davon war sie überzeugt. Dem Kind zuliebe mußte sie noch bleiben. Die Großmutter war vernarrt in das Mäderl, und sie wird es gern pflegen und erziehen, bis es reif ist für das Szegediner Kloster. Solange es der Mutterbrust noch bedarf, will sie erhalten, nicht einen Tag länger.

Es waren endlich schöne Frühlingstage gekommen; die Aprilsonne stach wie mit Nadeln, und die Wasser in den Auen und hinter den Deichen verdampften wie in einem unterheizten Kessel. Die Bäume schlugen aus, und die Herbstsaaten standen schöner als je. Sie waren unter der warmen Schneedecke des langen Winters besser gediehen als sonst in Frost und Regen. Weithin leuchtete der grüne Mantel, den die Erde trug, und wieder jubilierte und tirilierte es in der ganzen Natur. Während sie droben, am oberen Lauf der Donau, wie man hörte, eine gar rauhe Zeit hatten und in den Bergen der Schnee des Nachwinters noch hoch lag, war hier mit einemmal ein italienischer Frühling eingezogen.

Auch der Samen für die Seidenzucht war wieder eingelangt, und der Oberlehrer Heckmüller und der Straubmichel hatten alle Hände voll zu tun. Immer mehr Leute im Dorf meldeten sich zur Teilnahme; die Liszka aber war abgefallen; sie hatte die Annahme des Samens, den man ihr wie eine selbstverständliche Sache zuwies, verweigert.

Im Pfarrgarten und im Schulgarten wurde wieder gearbeitet, aber keine Juliska sang, kein Kaplan ging Raupen puzen. Und über den Zaun hin wurden nur wenige Worte gewechselt. Man grüßte sich, sonst aber hatte man sich wenig zu sagen.

Drei Wochen hatten dem neuen Kaplan genügt, im Bunde mit Halmos den Boden zu unterwühlen, auf dem Heckmüller stand. Petrovics machte sich sogleich an das Studium der Ortsverhältnisse, und die Taufmatrikel der Pfarre schon bot ihm eine Offenbarung. Was war

doch da plötzlich geschehen? In dem Matrikelfolianten lag das vom ungarischen Kultusministerium herausgegebene Verzeichnis all jener deutschen Taufnamen, deren Übersetzung ins Madjarische möglich war. Und jeder Pfarrer wußte, daß er dahin zu wirken habe, daß nur diese Namen von der Bevölkerung gewählt würden.

Nun fand Kaplan Petrovics, daß man sich wohl auch hier jahrelang daran hielt; aber ganz plötzlich, in den allerletzten Monaten schien eine neue Mode aufgekommen zu sein. Liebhilde, Dietrich, Gottfried, Hildegard waren da auf einmal Kinder getauft worden. Und so ging das in diesem offenbar sehr gesegneten Frühjahr dann weiter; man verlangte nur Namen wie Hellmut, Herbert, Otto, Eberhard, Ulrike, Klotilde, Mathilde. Einfache Bauern verlangten solche Namen? Und dem verehrten Herrn Pfarrer war das nicht aufgefallen? Er mußte ihn erst darauf aufmerksam machen? Er tat es und verlangte eine Untersuchung. Bei der nächsten Taufe aber, wo man wieder einen Alwin in die Matrikel einschmuggeln wollte, verweigerte er das. Es sei ungewiß, ob es solch' einen Heiligen gab. Wilhelm oder Adalbert seien doch auch schöne Namen. Die Leute wollten es nicht auf eine Verschiebung der Zeremonie ankommen lassen, da doch daheim schon der Kindtauffchmaus wartete; sie ließen sich einschüchtern und wählten Adalbert. Der Kaplan aber trug in die Matrikel ein: Eisele Béla. Und dieses Verfahren setzte er fort; er hatte noch keinen Paten gefunden, der auf seinem Recht bestanden wäre ihm gegenüber und sich ernstlich widersetzt hätte.

Auch hatte er bald herausgebracht, daß die Be-

wegung gegen die madjarischen Taufnamen vom Oberlehrer ausgegangen war.

Halmos und Petrovics rieben sich die Hände vor Vergnügen, als sie das entdeckten. Das hatte dem Alten gerade noch gefehlt! Zuerst wollte der Kaplan ihn zur Rede stellen, ihm diese Einmischung in eine kirchliche Sache untersagen; aber nach reiflicher Überlegung fand er, daß es jedem unbenommen bleiben müsse, sein Kind zu nennen, wie es ihm beliebe. Und einen guten Rat zu geben, könne man einem Oberlehrer nicht gut verwehren. Direkt war da nichts auszurichten, man hätte die Leute nur gereizt und sie aufmerksam gemacht, daß es ihr Recht war, neben dem madjarischen Namen auch die Eintragung der Übersetzung ins Deutsche zu fordern. Also lieber nicht daran rühren. Das Hochverräterische und Pangermanische dieses Verfahrens ließ sich im stillen viel besser beweisen. Otto hieß Bismarck, Hellmut hieß Moltke, Herbert war der Sohn Bismarcks genannt. Das genügte doch!

Und es genügte. Das heißt, es reichte hin, den schon genügend angeschwärzten Oberlehrer vollends in Ungnade zu stürzen bei denen, die hinter Halmos, Petrovics und dem Dorfnotär standen, und denen dieser Mann im Wege war.

Die Frühjahrsprüfungen in den Dorfschulen gelten immer als ein großes Ereignis. Auch wenn nur der Pfarrer den Vorsitz führt, sind sie feierlich genug. Und sie sind öffentlich. Alle Eltern, alle Honoratioren des Dorfes haben Zutritt, und sie machen auch Gebrauch von dieser Freiheit, sie kommen.

Heuer aber kam wieder einmal der königliche Schulinspektor zur Prüfung. Und auf den flachen Bänken, die rings an den Wänden herumliefen, saßen die Gäste und überzeugten sich bei diesem öffentlichen Verfahren von den Fortschritten ihrer Kinder. Der Klugsbalzer mit den Gemeindevertretern war da, der Haffnerslippl stand im Kreise von Vätern, der Postmeister war zum Troß gekommen, der Bindersmichel und selbst der alte Wichnersepp fehlten nicht. Aber auch Herr Jellenik saß bei den Herrischen, die spärlicher vertreten waren als die Bauern. Sein Enkel Géza gehörte auch zur Klasse.

Warum war der gestrenge Schulinspektor, der hinter dem Prüfungstisch saß, gekommen? Er war da, um sich zu überzeugen, ob die Schüler der letzten Volksschulklasse fähig waren, in allen Gegenständen madjarisch zu antworten. Sie besaßen diese Fähigkeit aber nicht. Der Oberlehrer Heckmüller, der ein wenig bleich war und nervös, ging im Mittelgang zwischen den Bänken hin und her und half seinen Lieblingen, so gut er konnte. Ihm schien es genügend, was sie in der schweren fremden Sprache leisteten; der Schulinspektor aber tat sehr befremdet. Er approbierte einzig und allein den Haffnersfülöp und den kleinen Jellinek und empfahl sie der Jugend und den versammelten Eltern als Muster. Er tat, als ob er nichts wüßte von der Szegediner Episode mit dem Fülöp.

Vergeblich suchte Heckmüller auch eine Überprüfung seiner Schüler in deutscher Sprache durchzusetzen. Das interessierte den Herrn Schulinspektor nicht, und er erkundigte sich zum Schlusse ganz auffällig darnach, wer

der nächstälteste Lehrer der Gemeinde wäre. Auch dessen Klasse wollte er prüfen . . .

„Halmos!“ rief der Kaplan Petrovics.

Es gab ein lautes Murren unter den Gästen; die Bauern führten erregte Gespräche, und der Dorfrichter machte den Pfarrer, der schweigend neben dem Inspektor saß, mit einem Wink aufmerksam, daß er sprechen wolle.

Er erhob sich und richtete eine hochdeutsche Ansprache an den Vorsitzenden. Er dankte im Namen des Schulstuhles und in dem der Gemeinde für die Ehre dieser Schulvisitation und sagte dann:

Es mag sein, daß der Herr Schulinspektor an bessere Ergebnisse im Ungarischen gewohnt ist, als er sie hier erlebt hat. Das möge ihn aber nicht irre machen. Alle Männer, die hier sitzen, haben ihr Wissen in dieser Schule und von diesem verehrten Lehrer, der ein Dorfkind ist, empfangen. Diese Schule sei eine gute. Fünfundneunzig von hundert Kindern bleiben im Dorf und werden Bauern. Daß sie gut lesen, schreiben und rechnen können, sei das wichtigste. Das alles in zwei Sprachen zu können, wäre sehr schwer. Nur Ausnahmskinder lernen das. Die meisten verdummen dabei. Was in die höheren Schulen gehört, soll man nicht schon von der bäuerlichen Dorfschule verlangen. „Wir sind dreitausend Schwaben in Karlsdorf, und unter uns leben nur sieben Familien, die ungarisch sprechen. Von wem sollen unsere Kinder also die Staatsprache lernen?“ fragte er.

„Von der Schule!“ rief der Inspektor dazwischen.

„Des geht amol nitt!“ rief der Klugsbalger, der sich bis dahin zu dem gespreiztesten Hochdeutsch gezwungen

hatte. „Sau g'scheit is ka Lehrer, und sau hell sin amol unsere Schwobeschädel nitt. Alle Achtung vor unserm Herrn Schulinspekter. Was er heunt erfahre hot bei unsre Kinner, des könnt' valleicht a Vermahnung sein, nit meihner (mehr) zu verlange, als galeischt (geleistet) werde kann. Nig für ungut! Kinner,“ wandte er sich an die Klasse, „rufts Eljen der Herr Schulinspekter!“

Und die ganze Klasse brüllte: „Eljen!“ Die Bauern aber stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen und schmunzelten.

Der Schulinspektor verneigte sich ein wenig betroffen und erwiderte:

„Ich danke sehr für die Begrüßung durch den Herrn Dorfrichter. Mit seinen Ausführungen aber kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären, und es war nicht hier der Ort, das alles zu sagen. Die Neuschule hat höhere Ziele, als die alte sie gehabt hat. Die Völkerschaften Ungarns, die alle zusammen die ungarische Nation bilden, sollen in einer fernen Zukunft eine einheitliche Sprache reden, und nur, wer dieses Ziel zu fördern versteht, darf heute auf die Anerkennung seiner Oberbehörde rechnen. Man kann ein ganz vortrefflicher alter Lehrer sein und doch diesen neuen Zielen nicht mehr mit Erfolg dienen können. Die madjarische Nation wünscht es heiß, daß ihre Gastvölker endlich das volle Heimatsrecht hier erwerben, daß sie sich ihr assimilieren. Ich will also durchaus nicht sagen, daß diese Klasse nichts gelernt hat, Gott bewahre; ich bin nur der Meinung, daß sie keine genügende Reife in der Staatsprache bewiesen hat. Damit schließe ich meinerseits diese Prüfung.“

Bleich, am ganzen Körper bebend, stand Heckmüller im Mittelgang seiner Klasse, und alle Augen waren auf ihn gerichtet. Er war keines Wortes mächtig und sah nur wie durch einen Schleier, daß die Eltern und die anderen Gäste der Prüfung jetzt die Kinder beschenkten, wie es die Sitte erheischte. Bei denen, die die besten Antworten gegeben hatten, regnete es Zehn- und Zwanzig-hellermünzen. Selbst Kronen gab es. Besonders der Sülöp hatte die Faust voll Geld. Jeder zeichnete ihn aus.

Indes plauderte der Herr Schulinspektor mit den Gemeindevertretern, dem Pfarrer und dem Kaplan. Und Heckmüller sah, daß von ihm die Rede war . . . Hatte der Mann dort nicht wieder von den „Gastvölkern“ Ungarns gesprochen und von Assimilierung? Irgendeine Antwort sollte man ihm doch geben. Und als jetzt eine kleine Pause eintrat in dem Geseurre, faßte Heckmüller rasch einen Entschluß. Er wußte, es war vielleicht die letzte Handlung, die er in dieser Schule unternahm. Nun denn — so sollte sie es sein.

Er hob beide Arme hoch, und die Klasse verstummte. „Kinder, das Schwabenlied. Vierte Strophe,“ sprach er.

Und schmetternd erhoben sich die Knabenstimmen:

„Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?

Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.

Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,

Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!“

Sprachlos schaute der Schulinspektor den Pfarrer an, und auch dieser war höchlich betroffen. Nur der Kaplan Petrovics lächelte dämonisch.

„Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigener König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg’ mir den Boden, wachre Schwabensfaust!“

Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der’s nicht in Ehren hält.

Und mit einem Ruck erhoben sich jetzt die Buben
zur letzten Strophe, die sie feierlich wie ein Kirchenlied
vortrugen:

„O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot —
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.“

Ein Andachtschauer war den Versammelten, die alle
das Lied zum erstenmal gehört hatten, durch die Adern
gelaufen.

Der Schulinspektor aber schrie jetzt auf wie ein
Rasender, und seine Stimme kippte um: „Das ist Ihre
Schule! Das treiben Sie hier! Herr Oberlehrer — ich
suspendiere Sie vom Dienste!“

Eine große, peinliche Pause.

Man erwartete, daß der so jäh seines Amtes entsetzte
Oberlehrer, der diese Schule dreißig Jahre lang geleitet
hatte, etwas erwidere. Er tat es nicht. Ihm war so
eigen . . . Als hörte er ein fernes, wunderschönes Glocken-
geläute . . . So war ihm schon während des Gesanges . . .
Ja, in diesen Knabenstimmen läuteten sie, und immer
lauter und heller werden sie erklingen, die Glocken der
deutschen Heimat.

Und während Heckmüller so träumte, trat der Kaplan vor seine Klasse und machte mit großer Gebärde das Zeichen des Kreuzes für das Schlußgebet — das madjarische Vaterunser.

* *

Nikolaus Heckmüller fühlte sich nur als einen bescheidenen Mitarbeiter an der nationalen Erweckung seines Volkes, und er besaß nicht die Veranlagung zu einem Märtyrer. Er sah ein, daß er, so wie hundert andere alte Schulleiter, der neuen Lehrergeneration weichen mußte. Die Janitscharen rückten vor, da gab es keinen Widerstand. Die Ungläubigen müssen durch Ungläubige vernichtet werden, heißt es im Koran; die Deutschen müssen durch ihre übergelaufenen Söhne madjarisiert werden, lautet ein ungeschriebenes Gesetz dieses Landes.

Um zu kämpfen, war er zu alt geworden. Aber ganz unterkriegen sollten sie ihn doch nicht. Er wird noch manches anregen und ausführen können in der Gemeinde, wenn er im Ruhestand ist. Dann erst recht. Nur sein Altenteil soll man ihm lassen — die Seidenzucht. Ohne die würde er sich sehr arm vorkommen und einsam.

Und die Gemeinde wirkte dahin, daß ihm die Oberaufsicht, die er seit Jahren in Karlsdorf und Umgebung über die Seidenzucht führte, verblieb. Der Hassnerslippl aber lächelte zu alledem. Er hatte eine bessere Stelle für seinen Gevatter, den Oberlehrer. Übers Jahr wird er Konviktsdirektor in Szegedin sein. Und die Frau Rosa wird die Mutter aller schwäbischen Knaben sein. Da wird dann keiner mehr heimkommen wie sein Bub . . .

Heckmüllers gutes Verhältnis zum Pfarrhause war in diesen Tagen auch getrübt worden. Nicht ein Wort der Verteidigung fand der Pfarrer für ihn vor dem Schulinspektor. Er schwieg, obwohl er im vorhinein wußte, daß diese Prüfung die letzte war, die er abhalten durfte. Heckmüller konnte dies nur auf den bösen Einfluß des neuen Kaplans zurückführen und auf die von ihm selbst entfachte Bewegung zugunsten der deutschen Namen. Sei's drum! Davon wollte er auch künftig nicht lassen. Bis an sein Lebensende wird er Buße tun für seinen verlorenen Gnuri. Noch wußte niemand im Dorfe, daß er, der alte „Pangermane“, der Vater eines Sohnes war, der sich György Molnár nannte. Vieles hätten seine Gegner ihm verziehen, wenn er das einbekannt haben würde. Aber er schämte sich. Und sein Schwabenlied hätten sie ihm ja doch nicht vergeben.

Während Heckmüller in seinem Garten noch ein paar wilde Seßlinge veredelte und sich an dem Gedanken ironisch ergötzte, wie diese Äpfel und Birnen einst den Kindern des Halmos schmecken würden, kam eilig Frau Rosa aus dem Hause herbei. Auch sie trug die Schicksalswendung nicht ohne Humor. Ein paar Jahre früher oder später — was lag daran? Es kam nur etwas plötzlich, und man war noch nicht im reinen darüber, ob man den Rest seiner Tage hier im Dorfe oder vielleicht doch in einer kleinen Stadt verleben sollte. Um Heckmüller zu dem letzten Plan zu bekehren, hätte sie mehr Zeit gebraucht.

Aber nicht solche Gedanken beschäftigten sie in diesem Augenblick. Es brannte ihr etwas ganz anderes auf der

Zunge, und sie warf zuerst einen Blick nach dem Pfarrgarten, ehe sie redete. Dort war es ganz still. Als ob gar nicht Frühling wäre und die Welt von Jubelgesängen widerhallte. Mit rotem Kopf wandelte der Pfarrer auf und nieder, seine Pfeife schien kalt geworden zu sein, und er disputierte im stillen mit sich selbst. Man merkte es an den Gebärden, die er ab und zu von sich schlenkerte. Socht auch er einen Kampf aus in der eigenen Brust, bei dem ihm niemand helfen konnte?

Frau Rosa brachte die Nachricht, daß morgen der Tag wäre, an dem die Juliska in Temesvar die Bühne betrete. Alle Herrischen des Dorfes fuhren hin, und sie wäre für ihr Leben gern mit dabei gewesen.

Ob er denn nichts gemerkt hätte da drüben? Vor einer Stunde wäre der berühmte Schauspieler Pálkan Vidor dagewesen, den Pfarrer einzuladen. Beim Jellinek hat man es ihr erzählt. Herr Pálkan habe aber sehr unzufrieden ausgesehen, als er wieder fortfuhr.

Heckmüller hatte nichts gesehen und nichts gehört. War ihm auch höchst gleichgültig. „Ärgert sich der Pfarrer? Kränkt er sich?“ fragte er und schielte über den Zaun. Seine Vermutung schien sich zu bestätigen. „Um so besser!“

„Du bist ein guter Nachbar,“ lächelte Frau Rosa. „Wird ihn sehr viel Geld kosten, die Geschichte,“ brummte Heckmüller. „Vergönn’ ich ihm auch. Und das Mädel wird durchfallen. Wo soll denn auf einmal die große Kunst herkommen?“

„Da täte sie mir aber sehr, sehr leid,“ sprach Frau Rosa.

„Wirklich?“ Er sah seine „Alte“ zärtlich an. „Na, dann soll sie triumphieren. Ich hab’ nichts gegen sie. Sie ist ja unschuldig an den vielen Steinen, die uns von da drüben in den Garten geworfen worden sind.“

XXII.

Über Nacht war ein schauerlicher Wettersturz gekommen. Der Sturm heulte, und es goß in Strömen. Dick und schwer hingen die Regenwolken herab in die Donauniederungen, und die Wetterkenner des Dorfes meinten, heute wäre ein Lostag, und nun müßte es vierzig Tage regnen.

Es war schwer für die Herrischen von Karlsdorf, trocken bis zur Bahnstation zu kommen; denn geschlossene Wagen gab es nicht. Aber sie ließen sich durch nichts zurückhalten, sie mußten sämtlich dabei sein, wenn die Pfarrersjuliska im Theater spielte. Sie selbst, die Heldin dieses Tages, war schon seit einer Woche nicht mehr heimgekommen, und die blass, blonde Frau v. Gergeln, die immer so vergrämt aussah, auch. Auf Wunsch der Klarinéni hatte sie sich jetzt ganz und gar in Juliskas Dienste begeben, obwohl sie daheim eine Stube voll kleiner Kinder hatte. Sie mußte sich die Klarinéni warm halten, und sie gedachte, die gute Stimmung nach dem erfolgreichen Debut für sich auszunützen. Sie hatte einen großen Schmerz, den sie heimlich trug, eine Sorge, die ihr nur ein gütiges Eingreifen der Juliska vielleicht mildern konnte. Aber dazu war es noch zu früh. Es mußte der große Augenblick abgewartet werden.

Pálkan Vidor sah seine Pläne mit Juliska nach

allen Richtungen durchkreuzt. Er hatte das Mädel für die Bühne ausgebildet so gut er konnte, hatte einen Winter auf Kosten der Klarinéni gelebt und sich mit dem Schein des Eroberers umgeben bei den Kollegen und in den Kreisen, die dem Theaterklatsch nahestanden, aber weiter gekommen war er nicht. Ein anderer hatte die Phantasie des Mädchens in Brand gesetzt, und neben diesem war er nichts, war er nur ein fahrender Komödiant. Er beizte ihren Charakter durch seine Sinessen vielleicht nur für diesen Rittmeister.

Und auch der geschäftliche Plan mit ihr wurde ihm vereitelt. Der Direktor und der Regisseur stürzten sich auf die schöne Beute. Ein sicheres ausverkauftes Haus sollte der Direktor ihm überlassen? Er möge sich zum Benefize wählen, was gut und teuer wäre, aber diese sichere Einnahme, die einzig sichere der Saison, gab der Direktor nicht her. Pálkan hatte nicht nur auf die Einnahme, sondern auch auf den Preis, den die Mutter für dieses Debüt zahlen würde, gerechnet. Nach diesem aber lechzte jetzt der Regisseur, der die Rolle mit Juliska angeblich „umstudieren“ mußte.

Pálkan Vidor wütete. „Bande! Bande!“ rief er ein über das andere Mal. „Neidische Bande!“ Er wollte die Rolle des Princivalli zurückschicken, wollte fort, eine kleine Direktion eröffnen mit einem wahrhaft nationalen Programm. Aber Juliska besänftigte ihn, und er ließ sich gerne zähmen, denn er wußte, daß hinter ihm ein Jüngerer stand, der auf die Rolle wartete, und zur Direktion fehlte ihm außer dem guten Willen alles. Juliska versprach, ihn reichlich zu entschädigen, wenn er

sich der Aufgabe unterziehen wollte, ihren Bácsi persönlich einzuladen zu dieser Vorstellung und den biedereren Landpfarrer umzustimmen. Tausend Kronen wären ihr dafür nicht zu viel.

Und ihr stolzer Princivalli ging darauf ein. Er fuhr nach Karlsdorf, küßte der Klarinéni dreimal im Vorzimmer die Hand, als er kam, und dreimal, als er wieder ging.

Es beliebte dem Herrn Pfarrer, ihn zu empfangen und anzuhören. Und es entspann sich das folgende Gespräch:

„Ich komme, Hochwürden, Ihnen die untertänigste Einladung der ungarischen Schauspieler von Temesvar zu unterbreiten zu dem Debüt einer genialen jungen Künstlerin.“

„Sie also haben meiner Nichte den Kopf verdreht?“ sagte unfreundlich und barsch Pfarrer Horvat.

„Hochwürden belieben falsch unterrichtet zu sein. Das Köpfchen war schon in Preßburg verdreht, wo ich auch die ersten Helden und Liebhaber spielte wie in Temesvar.“

„Und Sie glauben, daß ich meinen Segen geben werde zu einer so faulen Sache?“

„Das gnädige Fräulein ist, belieben mir das zu glauben, Hochwürden, ein großes Talent.“

„Na ja. Und was weiter?“

„Sie gehört der Kunst. Sie wird einmal ein Stern unserer Truppe werden.“

„Ein Provinzhufar, was?“

„Hochwürden belieben solche Ausdrücke auch zu kennen?“ sprach Pálkan mit verlegenem Lächeln. „Das ist leerer Spott. Die Nation ist überall, nicht nur in der

Hauptstadt. Und das gnädige Fräulein ist eine große Patriotin.“

„Wann werden Sie übergehen zur deutschen Bühne?“ fragte Horvat brüsk.

„Ich? Hochwürden belieben zu scherzen. Niemals! Erstens kann ich gar nicht Deutsch —“

Lachend rief der Pfarrer: „Die anderen Gründe schenke ich Ihnen!“

„Nicht nur deshalb,“ verteidigte sich Pálkan, „auch wenn ich so gut Deutsch könnte wie der Goethe, belieben mir das zu glauben, würde ich ein Madjare bleiben. Es gibt viel zu tun in diesem Lande; wir müssen erobern, was noch nicht uns gehört. Belieben zu wissen, Hochwürden, daß in Preßburg jeder ungarische Direktor zugrunde geht und nur durch Subvention vom Staat gehalten wird? Daß es in Temesvar ganz genau so ist und wir das Publikum nur durch Aushungerung zu den ungarischen Vorstellungen gebracht haben? Wir müssen auf unserem Posten bleiben, denn kommt auch nur die kleinste deutsche Truppe, sind wir verloren. Eine Ehre ist es heute, ungarischer Schauspieler zu sein, denn wir dienen der Nation. Darum sorgt für uns schließlich auch der Staat. Wir stehen in seinem Dienste, so wie die Herren Beamten und die Herren Pfarrer.“

Pálkan Vidor hatte sich in die Hitze geredet, und Pfarrer Horvat sah ihn nicht unfreundlich an. Aber er schwieg und dachte nach. Das klang doch wieder ganz anders. Am Ende war es doch zulässig . . .

„Sie sind also mit Begeisterung bei Ihrem Beruf?“ fragte er.

„Ja!“ rief Pálkan.

„Und Sie glauben, daß unser Theater eine edle Mission hat?“

»Bizony Isten!«¹⁾ rief Pálkan, „die hat es, aber es erfüllt sie zur Zeit niemand. Selten, selten kommt ein gutes Stück, ein ungarisches Werk. Die ausländische Operette hat alles totgemacht. Im Schauspiel gibt es nur noch französische Frechheiten und dumme deutsche Stücke, Wiener und Berliner Ware. Wir können nur die ungarische Sprache verbreiten mit dem Theater, nicht auch die ungarische Kultur. Aber das muß anders werden. Belieben mir zwanzigtausend Kronen zu leihen, Hochwürden, und ich gründe eine nationale Truppe mit Juliska v. Kerpely als Stern. Wir ziehen von Stadt zu Stadt —“

„Ah, bah!“ rief Horvat unwillig dazwischen, „das mögen Zigeuner tun, nicht aber meine Nichte!“

Er hatte sich erhoben, und auch Pálkan stand betroffen auf.

„Ich danke für Ihren Besuch und Ihre freundliche Einladung, Herr Pálkan, aber Sie haben mich nicht überzeugt. Morgen mag das Mädel spielen, weil ich es nicht verhindern kann, dann aber werde ich meine Entscheidung treffen.“

„Hochwürden belieben also nicht zu kommen?“

„Bedaure!“

So war auch die Fahrt Pálkans nach Karlsdorf ohne Ergebnis geblieben für Juliska. Und die Klarinéli

¹⁾ Wahrlich, bei Gott!

hatte noch gerötete Augen, als sie zur Vorstellung kam, eine solche Szene gab es beim Abschied. Der Bácsi war unerbittlich. Seine Gründe hatten sich erschöpft in hundert Disputen, und sie verdichteten sich zuletzt in dem einen Satz: Ich will es nicht!

In hellen Scharen war die Intelligenz der Umgebung nach Temesvar geströmt; lauter halbmadjarisierte, schwäbische Elemente, die sich in Gesellschaft der Leithammel, die den Ton angaben, nie getrauten, ein deutsches Wort zu reden. Warum eigentlich? Weil sie ein reines Hochdeutsch nicht beherrschten und sich des Dialektes schämten. Es galt besonders bei den Damen für ordinär, die sonnige schwäbische Mundart zu reden. Madjarisch war feiner. Fuhr man in einem Wagen dritter Klasse, wo die Leute ihre Billette bezahlt hatten, glaubte man durch den Schwarzwald zu reisen, so lieb, so heiter schwäbelte dort jedermann; kam man in ein Abteil der Frei- und Regiekarten, fühlte man sich in den Bakonnerwald versetzt.

Aber dieses Publikum erhielt heute nur noch mindere Plätze im Theater, denn es war voll. Der Direktor hatte sich nicht getäuscht: die Garnison, das Komitat, die Damen aller Industriellen und selbst viele Amtsbrüder des Pfarrers Horvat aus dem Temesvarer Seminar beeilten sich, die besten Plätze zu nehmen. Das Piaristengymnasium hatte sich alle Stehplätze erobert, denn der studierenden Jugend wurde um der madjarischen Sprache willen das Theater gänzlich freigegeben. Kein pädagogisches, kein sittliches Bedenken kam auf neben dem einen Bestreben, der Jugend dieser immer noch deutschen

Stadt Gelegenheit zu bieten, reines Madjarisch zu hören. Die französischen Bordellkomödien des Berliner Residenztheaters und des Josephstädtischen in Wien finden rasch den Weg nach Ofen-Pest, und von dort vergiften sie das ganze Land. Was in Weltstädten als ein Ventil wirkt für den hoch aufgespeicherten Lebensdrang müßiger Menschen, was dort als das Ungewöhnliche, als Spezialität gepflegt wird neben dem bürgerlichen Familientheater, als Zuflucht der Reichsten und Freiesten — diese Lebenmänner- und Maitressenliteratur wird in der fernen Provinz als das Neueste und Modernste feilgeboten, und es schlägt alles Bessere tot. So bereitet sich allerorten die seltsame Wandlung vor, daß die Provinz verderbter erscheint als die Großstadt. Stücke, von deren Existenz die Großstadtfamilie, die bürgerliche Großstadtjugend kaum eine Ahnung hat, bilden in fernen kleinen Städten den Hauptreiz des Schauspiels, sind dort das tägliche Brot des Theaters — weil man, indem man sie besucht, die Mode der Hauptstadt mit zu machen glaubt.

„Monna Vanna“ war eine gute Wahl des Herrn Pálka für Juliska, denn das Stück war diesem Publikum seinem Rufe nach sehr wohl bekannt — man kam nicht, um eine Dichtung Maeterlinks zu sehen, man kam zu einem pikanten Erlebnis, zu einer Sensation. Das Haus schien geladen mit Elektrizität. Wer kannte sie nicht, die hübsche, kokette Juliska, die ständige Logenbesucherin aller Schauspielvorstellungen dieses Winters; Juliska war die auffälligste Straßenfigur der Stadt, die so viel Pariserisches an sich hatte wie kein anderes weibliches Wesen, das man zu sehen bekam.

Wie wird sie bestehen neben ihrem Freund, dem Pálkan Vidor? Freund? Viele deuteten mit Fingern nach den zwei Logen der Ulanenoffiziere von Josefsfeld. Dort saß der eigentliche „Freund“, der festsche blonde Rittmeister, Graf Ruppert galt als solcher.

Und sie bestand. Ihre feine Figur, ihr sprühendes Auge, der Wohllaut ihrer Stimme und ihre beispiellose Sicherheit nahmen den Zuschauer sogleich gefangen. Es ging ein Rauschen durch den Saal, als sie erschien; jeder glaubte zu seinem Nachbar sagen zu müssen: „Das ist sie!“ Und jeder zweite raschelte mit seinem Zettel, suchte dort ihren Namen. Ja, sie war es. Und sie fühlte sich so seltsam sicher. Ihre kühle Natur beherrschte die Lage vollkommen, sie gebot ihren Nerven Schweigen, und sie schwiegen; sie wollte kein Campenfieber haben, und sie hatte keines. Nur der erste Blick in den vollen dunklen Saal erschien ihr wie der Blick in einen gähnenden Abgrund; ihr war einen Augenblick, als griffe ihr eine unsichtbare Hand an die Kehle. Aber als das erste Wort in den Zuschauerraum flog, fühlte sie sich wie ein Fisch, der bisher nur in feuchtem Ufersand gelegen und jetzt auf einmal in sein eigentliches Element geraten war, ins Wasser. So wohl war ihr und so frisch zumute.

Heidi! Das ging ja herrlich. Sie fühlte, daß sie den berühmten Rapport mit dem Publikum rasch gewonnen hatte. Und als sie in der großen Szene mit dem Kondottiere, ganz so wie es der Gewaltmensch gefordert, nur mit einem Mantel bekleidet, in seinem Lager, seinem Zelt erschien, da ging es wie atembeklemmende Sensation durch das Haus. Der rosafarbene Plüsch-

mantel war von königlicher Pracht. Ob er wirklich aus Paris gekommen, wie die geschwähigen Lokalblätter erzählten, fragten sich die Frauen. „Und hat sie wirklich sonst nichts an?“ die Männer. Der Sieg ihres Liebreizes und ihres Mutes über den Gewaltigen, der vor ihr geschmeidig, weich und zartfühlend wird wie ein Iyrischer Jüngling, war auch der Höhepunkt ihres Erfolges. Es gab Blumen und Kränze die Fülle. Darunter ein Riesenrad aus Lorbeer, mit einer Brillantbroche an den Schleifen. „Vom Grafen!“ flüsterten einzelne.

Und war es denn ein Erfolg? Konnte sie denn etwas? Die Beteiligten behaupteten es. Pálkan Vidor, der Regisseur und der Direktor umringten sie, nachdem sie zehn Hervorrufen Folge geleistet hatte, und schüttelten ihr die Hände. Es sei großartig gewesen. Eine ruhmvolle Zukunft stünde ihr bevor. Nur drei Jahre, meinte der Direktor, möge sie in seiner Schule bleiben, dann sei ihr das Nationaltheater gewiß. Alle, die dort in ersten Stellungen seien, wären einmal bei ihm gewesen. Er erwarte sie morgen früh zum Vertragsabschluß.

Die Mutter kam weinend vor Glückseligkeit. Aus Dankbarkeit umarmte sie aber zuerst den stattlichen Helden, den Pálkan, und dann erst ihr Kind. Und auch der Graf wurde vom Inspizienten gemeldet. Sie ließ ihn nicht in ihre Garderobe, streckte nur den nackten Arm zur Tür heraus und drückte ihm dankbar die Hand für seine kostbare Gabe. Er küßte aber nicht diese kleine Hand, sondern ihren runden vollen Oberarm, und es durchzuckte sie heiß hinter der Tür, als sie seinen unvermuteten Kuß fühlte.

„Habe ich Ihnen wirklich gefallen? Im Ernst?“ hatte sie gefragt. Jetzt aber zog sie rasch ihren Arm zurück und klappte die Thür zu.

„Entzückend!“ klang es gedämpft zu ihr.

„Lassen Sie uns nicht vergebens warten, Gnädigste! Bitte, bitte zum „Kronprinzen!“ Man wird sie feiern dort!“

„Ich bin böse!“ rief sie von innen.

„Hahaha! Sie kommen? — Sie kommen?“

„Aber ja!“ rief sie endlich, und er ging.

Pálka Vidor aber, dessen Garderobe in der Nähe lag, hatte jedes Wort gehört. Er war bleich vor Zorn. Sie wollte ihm heute entweichen? Seine Erntezeit war nun wohl vorüber, das sah er ein; aber die gute Stimmung mußte ausgenüßt werden zu einer ergiebigen Abfertigung. Tausend Kronen hatte er gut bei ihr, ebenso viel mußte aus der Klarinéli noch herauszupressen sein . . . Vielleicht auch mehr . . . Und dann ließ sich vielleicht doch wieder mit der Rozsika etwas machen. Der Sommer kam, man konnte die kleinen Badeorte mit Gastspielen abgrasen und etwas verdienen, den Grundstein legen zu einer künftigen Direktion . . .

„Pfutsch, pfutsch, pfutsch!“ sprach er im Tone des grimmigsten Fluches und dachte dabei an Juliska und all seine an sie geknüpften Hoffnungen. Seitdem der Graf sich ihr immer mehr und mehr genähert hatte und die Hyänen des Theaters den Braten auch rochen, war sein Rechenexempel in Verwirrung geraten, der heutige Erfolg aber hatte es vollends zerstört. Und war es denn ein Erfolg? fragte er sich. Kam sie überhaupt in Be-

tracht neben seinem Prinzivalli? „Ein gescheites Mädel. Sehr routiniert. Gebildeter als sonst unsere Gauklerinnen sind — aber kalt, ohne den rechten Funken des Genies.“ So taxierte er sie im stillen. „Vielleicht“ — sagte er sich — „wenn sie einmal ein Weib geworden, etwas erlebt hat und steinungsglücklich ist — vielleicht kommt es dann über sie. Ein Schauspielerin, die noch nichts durchgemacht hat, ist eine klingende Schelle.“

Er hatte sich abgescdminkt und ging zur Garderobe der Juliska. Nur fragen wollte er, ob es bei der Verabredung für heute bleibe, und ob sie seiner vielleicht bedürfe.

„Gehen Sie nur mit Mama und Frau von Gergely voraus, ich komme,“ sagte sie hinter der Tür. „Mama kommt gleich!“

Er wartete gehorsam, die Tür öffnete sich, und die Klarinéni erschien. Galant bot er ihr den Arm und geleitete sie in das Hotel.

* *

Am nächsten Mittag erschien Juliska mit müden, dunkelumränderten Augen in Begleitung der Mutter in der Kanzlei des Direktors. Ihr Vertrag war schon vorbereitet. Ihn wirklich abzuschließen, fiel ihr nicht ein; sie wollte nur sehen, was man ihr bot und hätte solch ein Dokument gerne dem Bácsi gebracht. Gab es einen besseren Beweis für ihr Talent? Ihren Erfolg?

Pálkañ Vidor hatte der Mama gestern abend allerlei gute Winke gegeben für diesen Fall. Zeit hatte er dazu, denn er saß mit der Klarinéni und der Frau Gergely

allein, Juliska war nicht gekommen. Sie hatte in ihrer Garderobe große Toilette gemacht, und als sie in das Hotel eintrat, nahm sie ein Leutnant in Empfang und geleitete sie in den ersten Stock hinauf. Dort wartete ihrer ein Festmahl im Kreise der Ulanen aus Josefsfeld. Und Graf Ruppert machte den Hausherrn.

Juliska, die die Broche des Grafen trug, fühlte sich geschmeichelt. An ihre Mutter und ihren sonstigen Anhang dachte sie keinen Augenblick, die mochten warten. Sie war jetzt eine selbständige Persönlichkeit, eine Künstlerin. Wer konnte ihr etwas anhaben? Mit dem Grafen allein hätte sie vielleicht nicht soupiert, mit seinem ganzen Regiment — warum nicht?

Und sie blieb bis Mitternacht in dem fröhlichen Kreis, die Herren hatten um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachts ihren letzten Zug, der sie heimbrachte. Man huldigte ihr in be rauschender Weise. Und der Graf sprach ein großes Wort aus — sie wäre zu gut für Verhältnisse, wie sie hier herrschten; sie mußte fort, nach Wien, nach Berlin — zur deutschen Kunst!

Man wurde lustig, der Champagner stieg, und Juliska sang ein paar Lieder der Nette Gilbert. Die Herren rasten. Da läge ihr Talent, das sei ihre Zukunft, meinten sie alle. Und einer der Herren wollte sie sogleich an die Palman Ilka nach Wien empfehlen. Oder an die Kürn Clara, die jetzt in Berlin, oder an die Sedak Sari, die in Dresden sei. Alle großen ungarischen Künstlerinnen, sagte man ihr, gingen zuletzt immer zur deutschen Bühne. Aber der Gedanke käme ihnen stets etwas spät . . . Warum sollte sie nicht gleich, so jung und

frisch, wie sie jetzt sei, dasselbe tun? Sie würde Sensation machen.

Ihr wirbelte der Kopf, als sie nach Mitternacht ihre Mutter und die Frau von Gergely im Speisesaal noch aufsuchte. Alle aus Karlsdorf wären hier gewesen, seien aber schon fort zur Bahn. Und auch Herr Pálkan habe sich soeben zurückgezogen. Er sei recht ärgerlich gewesen, daß sie gar nicht kam.

Was lag ihr daran! Sie war ganz trunken von Glücksgefühlen und wäre in dieser Nacht am liebsten gar nicht schlafen gegangen. Es schien ihr so banal, daß sie sich heute wie an jedem anderen Tage in ein Hotelbett legen sollte. Ihr war, als müßte heute noch etwas geschehen, etwas ganz besonderes sich ereignen.

Aber man ging zuletzt doch. Die Mutter war müde.

Juliska berührte es so seltsam, daß sie heute allein war, daß kein Mann bei ihr ausgeharrt hatte bis zuletzt. Mußte denn alles heim? Ist denn dieser Tag wie ein anderer? Auch der Graf mußte heute fort? blieb doch sonst so oft und fuhr erst am nächsten Tag — mit ihr. Seltsam!

Die drei Damen gingen die teppichbelegte Treppe hinauf, sie waren so ziemlich die letzten Gäste des Hauses, die sich zur Ruhe begaben.

Da hörten sie drunten beim Eingangstor eine laute Stimme; ein eiliger Offizier, dessen Säbel man scheppern hörte, fragte den Portier barsch:

„Kann ich mein Zimmer noch haben?“ Und er fügte hinzu: „Zug versäumt bei dem Hundewetter!“

Juliska zuckte zusammen. Der Graf!

„Bitte sehr, Euer Gnaden. Das Zimmer ist frei,“ sagte der Portier.

Und der Rittmeister kam auch schon die Treppe herauf.

Juliska hatte unwillkürlich gezögert, ließ ihre Begleitung vorausgehen, und es gab eine verwunderte Begrüßung. Der Graf war noch zurückgeblieben im Hotel als alles aufbrach, um die Rechnung zu begleichen, erhielt dann einen Wagen mit schlechten Pferden, die in dem trostlosen Wetter nicht gehen wollten, und versäumte seinen Zug.

So war er wieder da. Und während der Hausdiener lief, um sein Zimmer zu beleuchten und in Ordnung zu bringen, promenierten Juliska und der Graf, leise plaudernd, in dem Vorjaal auf und nieder.

Ihr war so wunderbar wohl in seiner Nähe wie nie. So endigte der Tag also doch nicht ganz banal, so blieb ihr doch einer von all den Schmeichlern, und sie konnte den Kelch bis auf die Neige leeren. Er bat sie so dringend, noch zu bleiben. Er habe ja eigentlich kein Wort allein mit ihr sprechen können den ganzen Abend. Und als sie zögerte und verweilte, legte er ihren Arm in den seinen und führte sie zu dem Rundsofa.

„Mutter!“ rief sie, „wir plauschen hier noch ein bißer!“

Diese winkte den beiden müde zu und sagte: „Nicht zu lang!“

Und Juliska antwortete: „Nur noch zwei Zigaretten!“

Die Frau von Gergeln war schon im Zimmer verschwunden, um Licht zu machen, und die Klarinéni folgte

ihr. Sie schlofen zusammen. Juliska aber hatte nebenan ihr Zimmer allein, sie schlief nie mit ihren Begleiterinnen.

Wie die Schneekönige freuten sich die beiden Menschenkinder, daß sie nun doch noch zusammengekommen waren. Aber sie mußten leise plaudern, denn ringsum mündeten Türen in diesen Raum, hinter denen Menschen schliefen. Juliska nahm eine Zigarette nach der anderen aus der goldenen Tabatiere des Grafen, es wurden ihrer viel mehr als zwei. Sie war so glücklich, so selig. Nach all der Nervenanspannung der letzten Tage fühlte sie ein wohliges Erschlaffen in sich, ein so angenehmes Müdesein. Und als der Graf, der schon so lange aus der Ferne um sie warb, und der ihr immer näher und näher gekommen war, sie jetzt ganz zart auf den Mund küßte, widerstrebte sie nicht. Alles in ihr kam ihm heute entgegen. Die Empfindung, daß sie heute noch etwas ganz Besonderes erleben müsse, war nur gesteigert worden bei seinem unvermuteten Erscheinen, und sie saß jetzt, sanft an ihn geschmiegt, hinter dem schützenden Kegel des Rundsofas und ließ sich küssen. Dabei schloß sie die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war es dunkel ringsum. Der Hausdiener, der keine Ahnung hatte, daß da oben noch plaudernde Hausbewohner saßen, hatte die letzten Flammen abgedreht . . .

Und jetzt stand Juliska mit dunkelumränderten Augen dem Direktor gegenüber und hörte zerstreut zu. Um so aufmerksamer horchte die Klarinéni.

Was denn die Gage sei, wollte sie wissen.

„Gage? Ein gnädiges Fräulein nimmt doch keine Gage von mir!“ rief der Direktor.

Die beiden Damen sahen sich betroffen an und schwiegen.

„Na,“ sagte der Direktor, „damit das Kind einen Namen hat, setzen wir hundert Kronen pro forma in den Vertrag.“

„Damit dürfen wir nicht kommen,“ sagte die Mutter. „Schreiben Sie dreihundertfünfzig — ich zahle die Differenz aus eigener Tasche.“

„Wie?“ Der Direktor lachte. „Geben Sie mir das schriftlich?“

„Ganz gewiß. Wissen S', Herr Direktor, der Báci will das Mäd'el durchaus nicht zum Theater lassen. Wenn wir ein bißerl schwindeln, gibt er vielleicht doch nach.“

Der Direktor trug lächelnd die Gagenziffer ein und ließ den Vertrag sogleich ins reine schreiben. Er sah Juliska an: „Auf zwei Jahre oder drei — mit steigenden Bezügen?“

Sie erschrak. „Keine Idee!“ rief sie. „Für eine Wintersaison!“

Als die Reinschrift kam, fragte der Direktor: „Und wer wird für Sie noch unterschreiben, da Sie minderjährig sind?“

„Der Báci!“ rief die Mutter. „Der Herr Vormund!“ Daß sie selbst gar nicht schreiben konnte, durfte da nicht ans Licht kommen.

„Hier meine Unterschrift,“ sagte der Direktor. „Bitte um die Ihre.“

Juliska unterschrieb mit Vorbehalt der Genehmigung ihres Vormundes. Der Direktor aber begrüßte sie mit einem Handschlag als sein jüngstes Mitglied.

Die Frau von Gergely war schon mit dem Gepäck zur Bahn vorausgefahren. Als jetzt Mutter und Tochter im Wagen saßen, um ihr zu folgen, und der Regen auf das Dach niederprasselte wie aus Gießkannen, sprach die Klarinéni: „Sag' mir doch, Juliskám, was du heute Nacht so lange noch zu plaudern gehabt hast mit dem Grafen? Ich war ja schon einmal ausgeschlafen, wie du gekommen bist!“

„Ach,“ erwidert diese, während sie noch um einen Ton blasser wurde, „er hat mir so viel davon erzählt, wie er sich freue, daß sein Regiment im nächsten Winter nach Wien in Garnison kommt. Und ich sollte doch zur deutschen Bühne gehen.“

„Was?“ erwiderte die Mutter erschrocken. „Daß du dem Bácsi kein Wort sagst! Der enterbt dich noch!“

XXIII.

Ohne Unterlaß rauschten die Wasser vom Himmel nieder; seit mehr als zwei Wochen regnete es mit nie erlebter Heftigkeit. Auf allen Dachböden lag nasses Getreide, in jedem zweiten Haus wurden die Zimmerdecken bereits feucht, und es begann an den Wänden herunterzunässen; durch die Dorfgassen flossen Bäche, die in alle Keller eindrangten, und man konnte durch keinen Hof mehr waten und über keine Gasse schreiten, ohne sein Schuhwerk zu verlieren. Die Ziegelsteine, die man da und dort gelegt hatte, weichten auf; Bretter schwammen fort oder wurden so tief in den lehmigen Grund getreten, daß der frühere Zustand wieder eintrat. Das Vieh stand in den Ställen und konnte nicht mehr auf die Weide

getrieben werden; es fraß das letzte Trockenfutter, das man aufgespart hatte. Hundertsfältige Arbeit war zu tun in Feld und Weingarten, es konnte nichts geschehen; man saß daheim und schaute zu den Fenstern hinaus, schaute mit dem beklemmenden Gefühl, Zeuge eines großen Elementarereignisses zu sein, zu dem unerbittlichen Himmel empor.

Auch an den Dämmen konnte nicht gearbeitet werden.

Der Stromingenieur nahm die Regenkatastrophe aber bei weitem nicht so schwer wie die Bevölkerung; er wußte, daß diese örtlichen Wassermengen wohl lästig, aber ungefährlich waren. Sie gingen ab. Weit wichtiger war, zu erfahren, was sich am oberen Lauf der Donau begab. Von dort wurde heißes Wetter gemeldet. Der Neuschnee vom März und April schmolz im Gebirge, alle Flüsse in Österreich und Salzburg traten aus; der Inn, die Enns, die Traun, die March brachten ungeheure Wassermengen in die Donau. Von dorthier drohte größere Gefahr als von diesem unbeschreiblich ausdauernden Regen, der jeden Verkehr tötete und das ganze Dorf in einen unbeweglichen Klumpen verwandelte. Dem Gergeln schwoll der Kamm ob seiner Wichtigkeit. Die heurige Kampagne mußte ihm den Oberingenieurrang bringen. Denn er hatte gleich nach dem Eisstoß arbeiten lassen, hatte vorgebaut.

Der Klugsbalkzer stimmte seinen Anschauungen aber nicht zu. Was von oben komme, das komme jedes Jahr. Ob das hiesige Gerinne der Donau noch etwas aufnehmen könne, ob die Erde hier nicht schon übersättigt sei mit Wasser, das sei wohl ebenso wichtig. Von den Arbeiten des Vorfrühlings hielt er nichts. Es war zu

viel gefrorene Erde dabei! Und er fürchtete überhaupt mehr die träge Theiß, die das Maroschwasser von ganz Siebenbürgen her bringe. Wenn die keine Abnahme finde im Überschwemmungsgebiet, dann werde sie böse. Das wisse er besser.

Und er führte einen neuerlichen einstimmigen Beschluß der Gemeinde herbei in der Dammbaufrage. Er ließ nicht ab von all den praktischen Hinweisen, die ihnen der Banater Amerikaner Georg Trauttmann gegeben hatte. Man mußte zur Selbsthilfe greifen, wenn einen niemand erhöere, wenn man überall nur auf Trägheit oder bösen Willen stoße.

Mit diesem Beschluß in der Tasche fuhr er nach der Komitatsstadt. Aber er ging nicht mehr zum Oberstuhlrichter, er ging zum eigentlichen Chef der Verwaltung, dem Vizegespan. Warum denn der Komitatsauschuß sich mit der Karlsdorfer Angelegenheit nicht befasse, wollte er wissen. Und sollte das dem damaligen Kommissionsprotokoll beigelegte Dammbauprogramm nicht zur Kenntnis des Herrn Vizegespan gelangt sein, was gar nicht unmöglich war, so hatte er ein zweites bei sich. Denn es schien, daß die Zwischenstelle die ihr so unangenehme Angelegenheit gar nicht weitergeleitet habe. Mit seiner Absetzung, die der gereizte Oberstuhlrichter in Aussicht stellte, hatte es auch gute Wege, man hörte nichts davon. Das Amt rührte keinen Finger. Und was er in jenes Protokoll geschrieben, wurde offenbar vertuscht.

Der Vizegespan des Komitates, Herr Géza von Tallianffy, ein braunhaariger, stattlicher Sechziger von gewinnenden Kavaliersformen, empfing den Richter von

Karlsdorf augenblicklich. Er hatte kein ganz reines Gewissen dieser Gemeinde gegenüber, und er erwartete schon lange, daß von dorthier eine Beschwerde an ihn kommen würde. Er hatte zugestimmt, als ihm seine Liebedienerischen Referenten den eigenen Neffen für den Posten eines Stromingenieurs für Karlsdorf vorschlugen. Wäre es nicht sein Neffe gewesen, er hätte es nicht getan. Denn der Posten war zu wichtig. Er war von jeher ein Sprungbrett zum höchsten Avancement in der technischen Branche des Konitats. Der Posten erforderte einen ganzen Mann; Herr von Tallianffy aber wußte nur zu gut, was sein Schwestersohn wert war. Ihm bangte manchmal, wenn er von Überschwemmungsgefahren aus jener Gegend hörte. Aber siehe, es kam keine Beschwerde, der Bursche hatte Glück. Vielleicht unterschätzte ihn der Oheim. Oder hatte er sich gebessert? War er endlich ein Mann der Pflicht geworden? Es war auch merkwürdig, daß er, der Oheim, seit mehr als Jahresfrist keine brieflichen Lamentationen seiner Frau mehr erhielt. Der Vilmos scheint also auch keine Schulden mehr zu machen. Freilich hatte der Vizegespan sich einmal energisch jede Behelligung verboten und jede weitere Zahlung abgelehnt. Aber war das im Ernst ein Grund für den Vilmos, nicht wieder zu kommen?

Herr von Tallianffy kam dem Klugsbalzer denn auch sogleich mit allerlei Fragen entgegen: „Was bringen Sie mir, Herr Richter? Wie sind Sie zufrieden mit meinem Neffen? Was macht Ihre Gemeinde?“

Überrascht und betroffen von diesem bereitwilligen Interesse, wußte der Richter zunächst keine Antwort. Er

schöpfte tief Atem und sammelte seine Gedanken. Dann begann er seinen Bericht. Und der Klugsbalger war nach einer Stunde noch immer im Salon des Vizegespans. Dieser wußte von nichts, hörte zum erstenmal von der ganzen Angelegenheit und war nicht wenig verstimmt über all die Einzelheiten, die er da erfuhr. Ja, das waren die Leute, mit denen er arbeiten mußte, von denen das Wohl und Wehe des Volkes abhing. Er gelobte eine strenge Untersuchung und versprach, die Karlsdorfer Sache in die nächste Sitzung des Komitatsausschusses zu bringen, die in drei Wochen stattfindet.

Herr von Tallianffy deutete nach dem Fenster. „Es wird hell. Die Sonne kommt wieder. Na, Gott sei Dank!“ rief er aus. „Aber Sie werden noch schwere Tage haben. Man meldet Stunde für Stunde, daß das Wasser steigt. Da Sie es wünschen, schicke ich Ihnen noch zwei Komitatsingenieure für die nächsten Tage. Und wenn irgendein Konflikt entsteht, rufen Sie nur mich, Herr Richter, ich komme selbst. Ich werde schon Ordnung schaffen. Sagen Sie das, bitte, meinem Herrn Neffen!“

In gehobener Stimmung fuhr der Klugsbalger heimwärts. Man war also doch nicht ganz verlassen; es gab doch noch große Herren, die ein Herz hatten für das Volk und ein offenes Ohr für gerechte Klage.

Die Sonne lachte, der Mai mit all seinem Glanz stand vor den Toren, und die Saaten reckten die grünen Häuse lustig aus den nassen Feldern; sie waren noch nicht ertrunken. Wenn das Grundwasser jetzt versickerte, konnte es noch ein gottgesegnetes Jahr geben. Aber das konnte wohl lange nicht versichern, denn die Theiß stieg täglich

um einen Fuß und die Donau um zwei. Und von überall her wurden Übersflutungen gemeldet; die Donau brachte ganze Holzlager mit, Baumstämme, Hausgeräte, Teile von Schwein- und Schafställen. Zulezt kamen Betten und Schränke, ja ganze Schindel- und Strohdächer. Eine losgerissene Schiffmühle samt ihren Insassen trieb vorüber in ein sicheres Verderben. Eine Kinderwiege, die vielleicht einen Inhalt gehabt hatte, als sie fortgetragen wurde, schaukelte auf dem lehmigen Wasser zwischen Holzscheiten, leeren Fässern und Hausgeräten jeglicher Art dahin.

So hatte der Klugsbalkher die Donau schon lange nicht gesehen wie auf dieser Heimfahrt. Sie kündete nur Unheil und Verderben. Und es berührte ihn so eigen, daß er auf der Straße, die nach Karlsdorf hinabführte, fröhliche Buben traf, die nach Maulbeerblättern auszogen. Hier dachte man noch an Seidenzucht? Er war mit Bangen im Herzen heimwärts gefahren, fürchtete, hier schon zu spät zu kommen, und meinte oft, in den Lüften den dumpfen Knall der Karlsdorfer Böller zu vernehmen — und da bliesen sie noch die Schalmee! Eine schwere Last nahm ihm der Anblick dieser Buben vom Herzen.

Und horch — jetzt läuteten daheim die Glocken. So friedlich, so schön; ihn dünkt, er hätte sie nie so gehört. Wie lange werden sie noch klingen? Wie lange noch die Gemeinde aufrufen zum Tagewerk, zur Sammlung und zum Gebet?

Vielleicht sah er doch zu schwarz. Ihn schüttelte noch das Grausen, das er von dem Hochwasser empfangen hatte. Die Zerstörung des Heimatdorfes im Jahre 1830

hatte sich nie mehr in jenem Ausmaße wiederholt, obgleich die Wasser von 1868 und 1876 höher waren. Es gab nur immer einzelne Dammbrüche und überflutete Felder. Und man hatte sich sogar 1879 behauptet, als das stolze Szegedin unterging. Warum sollte man heuer verzweifeln? Aber es war doch so seltsam, daß die Hochwasserstände sich stetig in aufsteigender Linie bewegten. So weit die Aufzeichnungen zurückreichen — die neueren waren immer höher. Vielleicht reichten sie eben nicht weit genug zurück. Vielleicht waren unsere Vorfahren darin doch zu saumselig. Nicht in das vergängliche Pfarrbuch, an den Hochaltar der Kirche hätten sie ihre Erfahrungen schreiben müssen, meinte der Klugsbalzer.

Ernst, aber nicht ohne ein Gefühl der Zuversicht und Festigkeit war er heimgekehrt. Und er staunte, daß Gergely beim Vizenotär in der Kanzlei saß, Anekdoten erzählte und Zigaretten dampfte, anstatt die Wasserwehr aufzubieten und auf die Strecke hinauszukommandieren, da ja das Wetter so günstig war. Gergely entgegnete, alle Böller seien geladen, die Dammwache wäre verdoppelt worden, und im übrigen verbitte er sich diese Schulmeisterei. Er sei kein Gemeindediener. Noch einen Meter müsse das Wasser steigen, ehe es die Dammkrone erreiche. Einen Meter! Dazu brauche die Donau bei der hiesigen Breite erfahrungsgemäß noch vier bis fünf Tage.

Der Klugsbalzer sah ihm ernst in das erhitzte Gesicht. Dann sprach er trocken: „Der Herr Onkel löst Ihna sage, er werd selber kumma, Ordnung macha. Derweil schickt er uns far die ärgscht Zeit zwa Komitatsinscheneera.“

„Was?!“ schrie Gergely wie ein Tobsüchtiger. „Das haben Sie mir angetan? Wozu? Warum?“

Ein dumpfer Ton machte die Fensterscheiben der Gemeindestube klirren. Der Richter eilte zum Fenster und riß es auf. Ein zweiter Böllerschuß knallte, und zur Tür herein kam der Straubmichel gestürzt.

„Die Theiß!“ rief er atemlos, „die Theiß!“ Alle waren einen Augenblick sprachlos.

Nicht: „die Donau!“, nein — „die Theiß!“ hatte er gerufen.

Starr, durchdringend blickte der Richter dem Gergely ins Gesicht. Jeder Blutstropfen schien aus diesem Antlitz gewichen zu sein.

„Unsinn!“ rief der jetzt. „Blinder Alarm!“ und eilte fort.

Es war eine unangesagte, stille Bereitschaft im ganzen Dorfe. Schon nach wenigen Minuten fuhr der Haffnerslippl mit seinem Jörgl zum Tor hinaus. Sie waren die ersten. Und als sie zum Gemeindehaus kamen, winkte ihnen der Richter zu und rief: „G’vatter, nehmt mich mit!“ Es dauerte ihm zu lang, bis seine Leute eingespannt hatten.

Mit Genugtuung blickte die Susi dem Wagen nach. Sie hatte den Tornister nicht umsonst mit Brot und Speck gepackt, einen Tschuttera¹⁾ mit Rotwein, einen mit Raki gefüllt schon am frühen Morgen. Ihr schwante längst, daß das kommen müsse. Und auch an warme Pferdedecken für die Nacht hatte sie gedacht und den Männern unter den Sitz gelegt. Dem Vater steckte sie

¹⁾ Selbstflasche.

den „Stagl“ mit Feuerstein und Zunder noch im letzten Augenblick in die Tasche. Was täte der Mann, wenn seine Reibhölzer feucht würden und die Pfeife kein Feuer bekäme? Und auch die Laterne hatte sie diesmal nicht vergessen. Wie hat der Jörgl geflucht im vorigen Jahr, daß er keine mitgehabt. Sie hatte die alte Settlampe schon gestern mit einem langen Dochte versehen und gefüllt. Die blies der Wind so leicht nicht aus, und sie brannte länger als drei Kerzen. Sie war sich bewußt, nichts Nötiges verabsäumt zu haben, und stolz darauf, daß ihre Männer die ersten waren, die ausfuhren. Die Kesi schloß das Thor; sie aber stand, die geschlossenen Fäuste auf die Hüften gestemmt, noch eine Weile draußen und sah dem Wagen nach.

Da fuhr auch der Gergely vorüber, als dritter oder vierter erst. Wie der nach ihr schaute! Wie der sie höflich grüßte. Sie wurde rot, als er sich ein zweites- und drittesmal nach ihr umwendete.

Was wollte „der Schwuf“ von ihr? Das hatte sie sich schon manchmal gefragt. So grüßte er niemanden im ganzen Dorf. Dem Jörgl durfte sie das gar nicht sagen. Der könnt' sich am Ende noch einmal einen Monat Arrest holen . . . Sie sann diesem Gedanken nach, während sie ins Haus zurückging. Und sie erinnerte sich, wie zweimal bei ihr geklopft wurde, als der Jörgl eingesperrt war . . . Himmel! Daß ihr das nicht früher aufgefallen, daß sie daran noch nicht gedacht . . . Der war's. Nur der! Wer sonst im Dorf könnte sich so etwas unterstehen? Oh, der Lump! Bei ihr Fensterln zu wollen, während ihr Mann wegen ihm . . .

Sie konnte es doch nicht glauben. So niederträchtig konnte doch ein Mensch nicht sein. Nein, nein, sie wollte es nicht glauben.

Und jetzt rollte Wagen um Wagen zum Dorfe hinaus. Niemand wartete, daß man ihn rief. Die Kleinhäusler und Handwerker, die kein eigenes Fuhrwerk hatten, liefen zum nächsten Bauern, und der nahm sie mit, spannte wohl gar einen zweiten Wagen an, wenn einer nicht reichte, denn für ihn stand mehr auf dem Spiel als für die Leute ohne Ar und Halm.

Kein Haus, dessen Fenster nicht besetzt gewesen wären bei diesem Auszug der Männer und Buben. Auch der Pfarrer war an das Fenster seines Arbeitszimmers getreten, obwohl er sich schon seit einiger Zeit nicht gern zeigte. Seitdem sein Name durch alle Blätter des Landes geschleift wurde, als der „Onkel der Monna Danna“, die einfach durchgegangen sei, weil der gestrenge Herr Pfarrer ihr nicht erlauben wollte, zum Theater zu gehen, seitdem schämte er sich vor seiner Gemeinde. Es waren ihrer ja nicht viele, die die böswillige Notiz „Die durchgegangene Monna Danna“ gelesen hatten; aber alle wußten um die Tatsache, daß Juliska fort war von ihm. Zerrissen hatte er den Vertrag, den sie ihm zur Genehmigung vorgelegt. Und zur Mère Gilm wollte er die Juliska wieder zurückschicken, damit sie ihr den Kopf zurecht setze. Das versuchen zu wollen, hatte die Äbtissin ihm zugesagt, und ein halbes Jahr sollte das Kind zunächst bei ihr bleiben. Dann sollte er sie wieder sprechen und sehen, welchen Sinnes sie geworden sei.

Da kannte er seine Juliska aber schlecht. Laut auf

hat sie gelacht, und anstatt nach Preßburg ging sie einfach nach Wien. Und der Graf soll sie angeblich in Zivil begleitet haben. Die Klarinéni wußte mehr, aber sie redete kein Wort. Sie seufzte sich nur noch durch das Leben, und das war recht still und trübselig geworden in dem Pfarrhaus, in dem einst Pater Istvan und Juliska ein so fröhliches Duett bildeten. Der neue Kaplan war ja auch ein Duckmäuser. Der Schleicher zählte wohl schon die Tage, bis er diese fette Pfarre erhielt. Aber da konnte er lange warten. Das litt die Klarinéni nicht. Sie hielt fest zu Juliska und war dessen sicher, daß es noch viele Tausende kosten würde, bis ihr Mädelsreif war für die deutsche Bühne und ein lohnendes Engagement fand. Da hieß es noch ein paar Jahre sparen und wuchern und alles hinunterschlucken. Sie mußte ausharren an der Seite des Tyrannen. Und das von der deutschen Bühne durfte sie nicht einmal andeuten.

Als der Pfarrer noch den letzten Wagen nachblickte, mußte er unwillkürlich an den Jammer denken, den er am Beginn seiner Laufbahn in der Gemeinde erlebte. Hunderte waren verarmt und für Jahre am den Ertrag ihrer verschlammten und versandeten Felder gekommen. Es war heuer so ernst wie nur je . . . Er hätte das Gleiche nicht gern noch einmal erlebt zum Schluß.

Mit hartem, knöchernem Finger pochte es an seine Tür. Und es erschien die hohe, etwas vorgeneigte Gestalt des alten Wichnersepp auf der Schwelle. Er trug die Mütze in der Linken und legte die Rechte auf die Brust. „G'lobt seis Christ, Hochwürde, Herr Pharra,“ schnarrte er und neigte seinen abgemagerten Kopf, der

schon mehr einem Totenschädel gleich, als dem eines lebenden Menschen.

„In Ewigkeit, Amen,“ antwortete der Pfarrer. „Was bringt Ihr mir, Vater Wichner? Kommt, setzt Euch.“

„Dank' schön, Herr Pharra, 's geiht schon noch. Ich hätt' nar a Bitt'. Valleicht die letscht, bevar m'r halt aa geihn, sau wie se all' gegange sin.“

„Nun, nun, was ist's denn?“

„Die Kerch' loßt uns uffsperre, Herr Pharra, mer olta Leut', die nimmei mitkönnä zum Damm 'naus, mer wolla beta.“

„Das ist recht, Vater Wichner, daß Ihr an den lieben Gott denkt. Ich werde gleich die Vesperglocke ziehen lassen und will dann selbst eine Stunde mit Euch beten.“

„Dank' schön, Hochwürde. 's Gabeet hot Kraft. D'rweil m'r glücklich is, maant mer, 's Beeta wär' a Geplabber¹⁾; geiht's scheps²⁾, d'rnoo werd jed's Vater-unser zu aner Laater³⁾, uf der m'r zum lieba Gott aufsteigt. Mer häwa im Johr 1879, wie Szegedin unnergeange isch, 's ärgscht vun uns weggabet't.“

„Ihr seid ein frommer Mann, Vater Wichner, ich höre Ihre Stimme immer in der Kirche,“ sagte der Pfarrer und verabschiedete den Greis.

„Wer nimmei zugreife kann, soll beta, daß d'r Herrgott die annern stärkt,“ wiederholte er im Vorzimmer zur Klarinéni, „'s Gabeet hot Kraft.“

Und alsbald ertönte vom Turm der alten Dorfkirche die Vesperglocke, die sonst nur an Sonntagen läutet.

¹⁾ Geplapper.

²⁾ schief.

³⁾ Leiter.

XXIV.

Seit Tagen währte der mörderische Kampf gegen die Wasser der Theiß, die sich in ihrer trägen Fülle still heranwälzten und unablässig ausbreiteten. Von der hochgehenden, brüllenden Donau zurückgestaut, drückten sie auf die Dämme und stiegen über die Krone.

Die Stromwache hatte das Alarmzeichen spät genug gegeben. Schon als man hinauskam, überflutete das Wasser an mehreren Stellen den Hauptdamm und es zeigten sich Senkungen und Risse gerade dort, wo im März gearbeitet worden war. Das damals noch halbgefrorene Erdreich gab nach, die ungeheueren Regensmengen weichten alles auf. Die Besamung der neuen Flächen war noch zu jung, das Gras, kaum recht aufgegangen, bot keinen Schutz gegen die Angriffe des Wetters.

Diese Lage war kritischer als ein kleiner Dammbruch. Mit einem Blick übersahen die Männer, daß nur eine Erhöhung des großen Dammes in seiner ganzen Ausdehnung helfen konnte. Gergely war anderer Meinung. Er wollte den großen Damm dem Anprall überlassen und den inneren Paralleldamm sichern. Auf den käme es an. Nur wenn ein Bruch im Hauptdamm entstünde, sei dort zu arbeiten. Der Klugsbalker widersetzte sich dem nicht, er stellte dem Ingenieur zweihundert Männer zur Verfügung, erklärte aber, daß er auf eigene Faust den Hauptdamm verteidigen wolle, so lange es gehe.

Und so teilte man die Kräfte. Die beiden Haffner, der Straubmichel und alle jüngeren Elemente des Dorfes folgten dem Richter. Die Buben bis herab zum vier-

zehnten Jahr wurden angenommen. Sie alle wollten dort sein, wo es am gefährlichsten war. Die Überflutung kam vom Spitz her, wo die Stauung am größten war, und ehe die Theiß auch im oberen Lauf so hoch stieg, konnte man ihr entgegengearbeitet haben. Das Unterfangen, die fünf Meter breite Dammkrone auf einer meilenlangen Strecke erhöhen zu wollen, schien vermessen. Woher das Material nehmen, woher die Arbeitskräfte? Vielleicht hatte Gergely doch recht. Der zweite Damm brauchte ja nur das zu halten, was der Hauptdamm durchließ, und man schonte tausend Hände. Aber der Entschluß war gefaßt, und die Arbeit begann. Wo die Überflutungen sich zeigten, wurden oben auf Sandsäcke gelegt in fünffachen Reihen und mit Erdreich beschüttet; wo Risse austraten, schlug man Pflöcke ein, legte Baumstämme dazwischen und arbeitete mit Steinschüttungen. Das Material wurde unablässig zugeführt. Zwei Tage schaffte man so an dem Damm, es wurde geflickt und gebessert. Dann erst ging man an das große Werk. Vom Spitz aus und von weit droben, dem äußersten Punkt der Überflutung, wurde die gleichmäßige Erhöhung der Dammkrone in Angriff genommen. Wenn es gelang, daß man sich begegnete und die Kette schloß, war wenigstens der größten Gefahr gesteuert. In drei Tagen und drei Nächten wollten die dreihundertfünfzig Männer und Buben, die da standen, das leisten. Sie trauten es sich zu und stürzten mit Todesverachtung in das Unternehmen. Aber am vierten Tage erhob sich ein föhnartiger Südwind, der ganze Wellenberge über den Damm herüberwarf und jeden Fortschritt zunichte machte.

Es war eine Sympthysarbeit. Und diese entschlossenen Männer, die nun schon vier Tage und Nächte draußen standen, waren nur Menschen. Als die beiden Komitatsingenieure — dieselben, die im Winter an der großen Kommission teilnahmen — eintrafen, fanden sie die Helden auf dem äußeren Theißdamm beinahe erschöpft. Ihr Vorhaben sei gut, sagten sie, aber man mußte ihnen zu Hilfe kommen.

Sie überschauten mit Kennerblicken die ganze Lage und fanden sie gefährlich; denn die Theiß konnte noch tagelang steigen. Es wurden bis Tokay hinauf und auch von der Marosch aus Siebenbürgen her die höchsten Wasserstände gemeldet, die man je beobachtet hatte.

Sie hielten eine Konferenz mit Gergely, und der verteidigte seinen Standpunkt. Er halte eine Überflutung des Hauptdammes für ungefährlich, wenn der Paralleldamm gesichert sei. Nur Dammbrüche würde er dort bekämpfen. Was die Leute jetzt dort tun, sei unnütz. Aber er habe keine Gewalt über sie.

Die Komitatsingenieure waren nicht seiner Meinung, wenn sie seinen eigenen Arbeiten auch volle Anerkennung zollten.

Und sie begaben sich mit ihm und dem Dorfrichter zunächst einmal zum großen Donaudamm hinüber. Auch von dorthier drohte ja Gefahr. Die unabsehbaren, immer höher anschwellenden Wassermengen erreichten auch dort schon beinahe die Krone. Und an zehn Stellen schweißte der Damm und war durchlässig; die Abzugskanäle waren nicht genügend gesichert worden, das Stauwasser reichte schon weit in die Auen und Felder. Man konnte hinter

dem Damm schon beinahe von einer Überschwemmung reden. Gergely bezeichnete das als Ergebnis des Regens. Da die Donau zu hoch war, gab es eben keinen Abfluß.

„Herr Kollega,“ sagte der ältere der Herren, „die Kanäle und Abzugsrohre waren rechtzeitig zu schließen und diese Regenmengen auszupumpen. Tag für Tag, Stunde für Stunde hätte hier gearbeitet werden müssen in den letzten zwei Wochen. Sie lassen die Donau ja von unten herein!“

Gergely war betroffen von dem Ton, den die Abgesandten seines Onkels heute gegen ihn anschlugen, und er bot seine Demission an. Er wolle niemandem im Wege sein.

„Pardon,“ sagte der Sprecher, „dazu haben wir keinen Auftrag. Der Herr Vizegespan hat unser Winterprotokoll sehr ungnädig bemängelt und uns zur Hilfe hergesandt. Zu sonst nichts. Und wenn es Ihnen recht ist, teilen wir die Arbeit. Sie übernehmen die Sicherung der Paralleldämme hier und an der Theiß, Sie leiten sozusagen die innere Verteidigung. Ich halte den Donaudamm und mein Herr Kollega übernimmt das Oberkommando auf dem großen Theißdamm drüben.“

„Gut,“ sagte Gergely und biß die Zähne zusammen. Er sah sich abgesetzt, in die dritte Reihe gestellt; und diese Streber, sagte er sich im stillen, werden allen Ruhm an sich reißen, wenn es gut ausgeht.

Nun wandte sich der bebrillte Sprecher, den der Richter nur zu gut im Gedächtnis hatte, an ihn selbst, der bleich und müde dastand und stumm zugehört hatte.

„Herr Richter, mein Name ist Stepan. Sie kennen

mich wohl noch. Ich meine es gut. Aller Streit um jenes Winterprotokoll sei begraben. Die Stunde ist zu ernst . . ." Und er erhob die Stimme: „Ihr Dorf ist in Todesgefahr — wir brauchen noch tausend Arbeiter, wenn wir es retten sollen.“

„Tausend?“ stotterte der Richter, den diese ernstesten Worte im tiefsten getroffen hatten.

„Sie hätten die Nachbardörfer schon aufbieten sollen, die alle außer Gefahr sind. Sie hätten schon vorgestern Militär verlangen müssen. Es steht schlimmer, als Sie vielleicht glauben. Nach meinen Berechnungen steigt das Wasser noch eine Woche. Schaffen Sie Leute, suchen Sie Helfer!“

Der Klugsbalzer war nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber das packte ihn doch bei einer empfindlichen Stelle. Wie, sie sollten nicht mehr allein imstande sein, sich zu behaupten? Das Dorf habe sich immer selbst geholfen!

„Das ist ausgeschlossen!“ rief der Komitatsingenieur. „Da ist zu viel versäumt worden. Ich möchte Ihre Verantwortung in dieser Stunde nicht tragen!“

„Wie wäre das?“ schrie der Klugsbalzer. „Jetzt soll ich die Verantwortung trage? Ich allan? Wo is mei Proteschdt hinkomme? Wo sin die Kartaschpeeler von d'r Kommission? Ufhänge soll m'r se! Ufhänge!“

„Mäßigen Sie sich!“ sagte der Ingenieur. „Denken Sie jetzt an sich und Ihre Gemeinde!“

„Vorwärts, Peter!“ rief der Klugsbalzer seinem jüngsten Sohne zu, einem frischen, vierzehnjährigen Knaben, der sie alle im Wagen hergeführt hatte. „Nach'

da Waga fertig. Mer fahra!" Und zu den Herren gewendet, sprach er. „So geih'n m'r halt als Beddler vun Darf zu Darf und bitta um Hilf.“

Ingenieur Stepan schrieb indessen auf einem Notizblock ein Telegramm an den Vizegespan. „Bitte," sagte er, „lassen Sie das gleich absenden. Der Herr Vizegespan ist Ihr größter Gönner, er wird alles aufbieten, Sie zu retten.“

„Ja, der ist ein Ehrenmann! Der ja!" sagte der Richter vieldeutig. „Aber wo soll ich tausend Männer hernemma?"

Der Ingenieur zuckte die Achseln. „Das ist Ihre Sache. Es droht äußerste Gefahr von zwei Seiten. Wir sind bereit, zu arbeiten. Und verzweifeln braucht man noch lange nicht. Schaffen Sie namentlich Pioniere herbei!" Und heißend sagte er zu dem Stromingenieur: „Daran hätten Sie längst denken müssen, Herr von Gergeln.“

* * *

Mit heißem Kopf und klopfendem Herzen war der Klugsbalker heimgekommen. Die Leute umringten ihn schon auf der Straße. Auch der Oberlehrer eilte herbei, der Jellinek und die Klarinéni, sie wollten alle wissen, wie es draußen stehe. Wo denn die eigentliche Gefahr wäre. Der Richter antwortete ausweichend. Nur beim Theißdamm stehe es schlimm, sagte er. Aber es werde schon gehen. Man möge nur den Mut nicht verlieren!

Dem Postmeister band er das Telegramm an den Vizegespan auf die Seele. Es sei sehr ernst, er möge es geheim halten.

Den Oberlehrer Heckmüller nur nahm er mit sich in seine Stube, wenn auch in Ungnade und suspendiert von der Schule, war er ihm der liebste Mann, galt sein Rat ihm am meisten. Und jetzt sagte er ihm alles, jetzt entlud sich der ganze Ingrimms seines Herzens, die ganze Furcht vor dem Ungeheuerlichen, das da draußen drohte. Er müsse selbst nach Josefsfeld hinüberfahren und die Gemeinde herbeirufen und dann fort in andere Dörfer. Der Notär solle Militär herbeischaffen, Pioniere, er wolle die Bauern aufbieten. Aber was kann hier im Dorf geschehen? Soll man den Leuten die Wahrheit sagen? Er, Heckmüller, sei älter, er habe schon 1868 mitgetan, er möge nachdenken, was damals alles geschah. Jetzt müsse er selbst nur schnell etwas essen, sonst halte er's nicht aus.

Und da war auch schon die Bas' Nantschi mit einem Frühstück. Der Peterl hatte ihr alles verraten, sie weinte und schluchzte.

Heckmüller nahm sich die feuchtgewordene Brille ab, und seine Hände zitterten, als er sie putzte. Aber er sagte sich. Der ganze Jammer von 1868 stand vor ihm auf, und auch die Erfahrungen jener Tage erhoben sich und wurden lebendig in ihm. „Wir sind den Hausvätern die Wahrheit schuldig,“ sagte er. „Wenn Ihr nach Josefsfeld kommt, bittet auch um Speicher und Hausböden für unsere Vorräte, für unser Getreide, unsere Weine. Ich will meine Seidenzüchter besuchen und in jedem Haus vertraulich reden. Die alten Leute müssen arbeiten, es muß alles fortgeschafft werden, was Wert hat. Pferde sind genug da, Getreide schäufeln kann bald wer. Und

es müssen ja auch ein paar Männer heimkommen, wenn Ihr auswärtige Hilfe findet . . . Aus den tiefergelegeneu Gassen lassen wir heute noch alles herausschaffen. Die Schulzimmer fassen viel. Und alle Kinder müssen mithelfen . . . Das Große Wirtshaus liegt um einen Meter höher als die anderen Häuser, und auch die Kire könntech im Notfall Schutz gewähren . . . Das beste Gebet ist jetzt die Arbeit . . . Fahrt nur ruhig fort, Richter. Ich will weiter denken und nachsinnen."

Der Richter hatte mit Bier gegessen und zugehört, wiederholt genickt und gebilligt, was der Oberlehrer sagte.

"Nantschi, das war gut!" sagte er jetzt. "Wann die Männer drauß' nar aa' was hädde. Was Warmes in all der Näss' und der schwera Arweit! Sie sein all' ganz hin."

"Wird auch besorgt," sagte Heckmüller. "Bas' Nantschi, Anno 1868 haben die Frauen draußen einige Male gekocht in Sturm und Regen. Reden Sie doch mit der Haffnersusi und anderen couragierten Frauen; nehmen Sie die Sache in die Hand! Kraut und Speck, Schöpfernes und Gulasch kann man in jedem Kessel kochen."

Die Bas' Nantschi war sogleich lebhaft angeregt, sie trocknete rasch ihre Tränen: "Jo, jo, ich geih glei' nüber zu d'r Susi. Des mache m'r schun heunt Owet."

Der Richter küßte sein Weib und nahm Abschied. Man möge nur standhaft sein, bis morgen abend sei er wieder zurück.

"Peterl!" rief er zum Fenster hinaus. "Hoscht g'füttert? Tränk' die Gäl', mer fahra!"

"Jo, Vatter!" antwortete eine helle Knabenstimme.

Der Klugsbalger besprach sich noch kurz mit dem Notär und dessen Stellvertreter und fuhr dann im schärfsten Trab zum Dorf hinaus, gegen die Höhe von Josefsfeld zu, wo die Saaten prächtig standen und wo niemals Hochwasser hindrang. Nicht ohne Neid sah das der Richter. Warum lagen gerade sie in der unglückseligen Tiefebene? Warum hatten es diese Protestanten so gut? Der junge Lehrer Heckmüller erzählte es ihnen vor dreißig Jahren einmal in der Schule, aber er hatte es längst vergessen. Als der edle Kaiser Josef die ersten Protestanten in das Gebiet der Militärgrenze berief, da befahl er, ihnen die allerbesten Ländereien anzuweisen, damit sie an ihre Gleichstellung in seinem Reiche glauben lernten . . . Sie waren brave Nachbarn geworden für Karlsdorf, diese lutherischen Schwaben. Nie gab es Grenzstreitigkeiten mit ihnen.

Ob aber jemals ein Karlsdorfer Richter zu ihnen hinüber gefahren war, sie um ihre Hilfe anzusprechen, das wußte er nicht; aber er fuhr voll Vertrauen zu ihnen. Ein Schwabendorf wird das andere nicht verlassen in solcher Not.

Indessen machte Heckmüller seine Wege im Dorf. Er traf den alten Wichnersepp, und der gab noch manchen guten Ratsschlag von Anno 1830. Und Heckmüller ging hauptsächlich in die tiefer gelegenen Seiten- und Quergassen, ins „Tal“, in den „Grund“, ins „Gäßel“, wo auch sein altes Vaterhaus stand. Die Bauern konnten einspannen und ihre Habe in Sicherheit bringen, die Kleinhäusler nicht. Ihnen hauptsächlich mußte man die zehn großen Klassenzimmer einräumen in den beiden

Schulhäusern. Ihnen sollte der Tanzsaal des Großen Wirtshauses Dienste leisten.

Und während er so die tieferen Gassen abschritt und sich im Geiste schon das Häufel suchte, in dem er selbst vielleicht seine Tage als Pensionist der Gemeinde beschließen würde, kam ihm ein Wort Georg Trauttmanns in den Sinn, jenes prächtigen Mannes, der nur zwei Tage in der Gemeinde weilte und doch so nachhaltige Eindrücke zurückgelassen hatte in allen, die ihn sahen und ihn reden hörten. Auch das Dorf selbst sei zu wenig gesichert, sagte er, da könnte manches geschehen für den äußersten Fall.

Heckmüller hatte auch die alte Straubin besucht, die lutherische Gertreid, und ihr mitgeteilt, wie es stehe und wie sehr der Michel sich draußen auszeichne. Und dann war er hinausgekommen auf freies Feld. Da war ihm, als ob da draußen einmal ein Damm über die Einbuchtung gelaufen wäre, als ob das Dorf in fernen Zeiten einmal jene Sicherungen gehabt hätte, die der Trauttmann vermißte. Und der Wichnersepp bestätigte es ihm. Das alles sei aufgelassen worden, als man die großen Dämme draußen verdoppelt und auf den höchsten Wasserstand gebracht hatte. Und es seien immer die Ärmsten im Dorf gewesen, die dann doch ab und zu das Wasser bekommen hätten.

Er hatte also richtig gesehen . . .

Da lag wieder eine Aufgabe auf seinem Wege.

* * *

Noch vor Abend rückten dreihundert Männer aus Josefsfeld ein und traten beim Donaudamm an. Es waren ernste, kernige Gestalten, die nicht viel redeten und sich an die bedrohten Punkte weisen ließen. Wie Werkleute mit Schaufeln und Hauen und Beilen waren sie ausgerüstet, und jeder hatte seinen Tornister mit Lebensmitteln auf dem Rücken für ein paar Tage.

Auch ihr Pfarrer war mitgekommen und hatte im Karlsdorfer Pfarrhaus vorgesprochen. Er bot jede Hilfe an, die seine Gemeinde leisten konnte, und lud den Herrn Amtsbruder für den äußersten Fall, daß er weichen müsse, zu sich. Sein Haus stehe ganz und gar zu Gebote. Im Auftrag des Richters von Josefsfeld könne er melden, daß für beiläufig tausend Personen zur Not Raum geschafft werden kann.

Pfarrer Horvat war überrascht und ergriffen. Ihm hatte man noch gar nicht den hohen Ernst der Lage verraten, und schon war Hilfe da und herzliche Gastfreundschaft. Er dankte. Aber er würde doch wohl nur als letzter weichen, sagte er dem evangelischen Amtsbruder. Das Zentrum des Dorfes liege ja so hoch, daß doch vielleicht für dieses keine unmittelbare Gefahr bestünde.

Draußen brüllte der Donaustrom immer lauter und lauter, als der Abend sich herabsenkte. Auf allen Dämmen schwelten die Settlampen in den zahlreichen Laternen, die sich wie die Wachtfeuer in einem wildbewegten Heerlager ausnahmen. Auf dem Mitteldamm aber — er hieß der Grünzeugdamm — brannten helle Flammen; dort hatten die Frauen zehn große Kessel, in denen sonst Wäsche ausgekocht wurde, auf Dreifüße gestellt und be-

reiteten ihren Männern und Söhnen das erste warme Mahl nach so vielen nassen Tagen. Auch trockene Wäsche und Kleider hatten sie ihnen mitgebracht und sehr viel Zuversicht und Munterkeit. Drei Faß Wein ließ die Klugsnantschi hinausführen und machte mit ihren Töchtern die Mundschenkin. Die Haffnersusi aber stand mit erhitztem Gesicht zwischen zwei Gulaschkesseln und schwang ihren großen Schöpflöffel wie ein Zepher. Zwischen zwei anderen Kesseln hantierte still und ernst die Bas' Bärbl. Und die Kette setzte sich fort, die angesehensten Bäuerinnen waren mitgekommen und kochten da unter freiem Himmel.

Die Männer lösten sich ab und eilten in Gruppen herbei von der Arbeit. Muntere Worte flogen hin und wieder, man hatte den Humor nicht verloren und schien voll guten Muts. Die Mainacht war frisch, aber windstill und sternenhell. Aus weiter Ferne hörte man ein Säusen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen, und es war manchmal, als ob auch der Grünzeugdamm da zwischen den Krautfeldern erbebe. Von ihren Frauen erfuhren jetzt die Karlsdorfer, daß dort drüben dreihundert Männer aus Josefsfeld für sie kämpften. Und man brachte ihnen ein Vivat, ein Eljen, das unheimlich in der Dunkelheit verhallte, ohne das Ohr der Braven zu erreichen.

Ordentlich stolz waren die hungrigen Männer, daß ihren Frauen so etwas Köstliches eingefallen war wie dieser abendliche Besuch, diese Fürsorge für ihr Wohl, und mancher von ihnen gab der Genossin heimliche Ratsschläge, was daheim zu tun wäre. Denn in seinem tiefsten Innern zweifelte jeder ein wenig an einem guten Ausgang.

Jörgl und sein Vater kamen endlich auch herbei

vom großen Theißdamm. Sie schienen halbtot vor Hunger und Müdigkeit zu sein, und ihr Weg war weit gewesen. Sie leiteten die oberen Arbeiten, weil der Komitatsingenieur am Spiz draußen nötiger zu sein schien. Dankbar waren sie für die trockenen Kleider und die Wäsche, und das Gulasch ließen sie sich wohl munden. Daß auch die Mutter da war, freute den Haffnerslippl ganz besonders. Das hätte er ihr nicht zugetraut, daß sie sich in einen solchen Trubel begeben würde. Und auch er gab stille Ratschläge für daheim. Getreide sollte die Resi fortführen nach Josefsfeld, das Vieh sollte gleich losgebunden werden in den Ställen, wenn Wasser käme. Anno 1868 seien viele hundert Pferde und Kühe in den Ställen ertrunken, weil sie niemand losband in der Verwirrung. Lieber sollten sie laufen, wohin sie wollten, sagte er. Und sie hörte still zu und nickte nur zu allem.

Der Haffnerslippl und sein Jörgl zogen sich in die Dunkelheit hinter ihren Wagen zurück und legten die trockenen Kleider an. Dann lagerten sie sich an der Dammböschung zu kurzer Rast. Jörgl schlief gleich ein, den Vater aber hielt die Sorge wach.

Inmitten des lebhaften Getriebes auf dem Grünzeugdamm tauchte jetzt auch Gergeln auf. Auch er hatte Hunger und Durst, und man war just nicht zu freundlich mit ihm. Niemand mochte ihn, keiner besaß Respekt vor ihm. Er hatte einen Teller erlangt und näherte sich damit der schönen Frau Susi. Scherzhaft und zugleich demütig bat er auch um eine Portion Gulasch. Die Susi war nicht überrascht, daß er gerade zu ihr kam, und sie schöpfte dreimal wortlos aus ihrem Kessel, soviel sie

fassen konnte, und häufte es auf seinem Teller. Er aber flüsterte ihr zu: „Sie sind das süßeste Weib, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe . . . Die Füße möcht' ich Ihnen abbusseln, schönste Frau Susi.“

Ganz erschrocken schaute sich die Susi um, ob denn niemand da wäre und das höre. Sie schämte sich. Eine flammende Röte schlug ihr bis in die Haare empor. Es war gerade niemand in der Nähe, es hatte niemand zugehört . . .

„Jörgl!“ schrie sie, „Jörgl!“ in die Dunkelheit hinaus, nach der Richtung ihres Wagens.

Tief betroffen stand Gergeln da.

„Jörgl!“ rief die Susi noch einmal.

Schlafrunken antwortete dieser: „Jo — jo — was is denn? . . . Willscht was, Susi?“

Sie antwortete ihm nicht. Sie hatte wieder ihre Fassung gewonnen. Und sie maß jetzt den Frechen, der spöttisch auf seinen Teller niederlächelte, und dem sie vorher gar nicht ins Gesicht zu sehen gewagt hatte. Ein unbeschreiblicher Hohn lag in ihrem Blick, eine grenzenlose Verachtung.

„Willscht was, Susi?“

„Naa — naa — bleib nar leia (liegen) und ruhg dich aus . . . 's is nit der Müh' wert, daß d' ufsteijcht,“ sagte sie.

Und Gergeln zog ab wie ein geprügelter Hund.

Jörgl schlief wieder ein, aber der Vater hatte sich erhoben und kam herzu.

Er hatte alles beobachtet, er ahnte, was da vorgegangen war . . . Wenn das bekannt gemacht würde!

Wenn das die Leute da herum wüßten . . . Er bat die Susi, sie möchte schweigen. Sonst geschehe vielleicht ein großes Unglück. Es hätten erst gestern ein paar Männer da drüben einander zugerufen, man müßte den Gergely eigentlich ins Wasser schmeißen . . .

Die Susi sah den Schwiegervater spitzbübisch an: „A Watsch hädd ich ehm äwer doch gäwe solla. Nitta?“

XXV.

Das war der letzte Abend, den die Leute von Karlsdorf gemeinsam verbracht haben, an dem sie sich noch als eine starke Einheit fühlten in Leid und Freud, an dem sie sogar noch lachten.

Zwischen der majestätischen Donau, diesem Urweltstrom, der durch das Herz Europas rauscht und die Wasser der deutschen Alpen bis an die Küste von Asien hinspült, und der türkisch schleichenden, ewig bohrenden Theiß lag ihre Welt, lagen ihre Gräber und ihre Zukunftshoffnungen. Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde. Und jetzt hatten sie wieder einmal eine große Schlacht verloren . . .

Erst am zweitnächsten Tage war der Klugsbalger mit dem Peterl heimgekehrt von seiner Rundfahrt, und es folgten ihm Helfer von überall. Aber auch sie konnten das Unheil nicht mehr abwenden. Die Ereignisse vollzogen sich wie nach einem vorbestimmten Verhängnis.

Der Donaudamm hatte zuerst einen Bruch bekommen. Aber der Komitatsingenieur Stepan mit den dreihundert Männern aus Josefsfeld besiegte die Gefahr. Und es

eilten ihm zwei Kompagnien Pioniere zu Hilfe, die den Damm in seiner ganzen Ausdehnung besetzten und hüteten. Die Josefssfelder hatten zwei Tote zu beklagen, ehe die Hilfe kam.

In nervöser Überreizung, in einer Art Verzweiflung war der Oberstuhlrichter nach Karlsdorf geeilt. Und kaum hörte er von den Verlusten an Menschenleben, wollte er auf dem äußeren Theißdamm jede Arbeit verbieten. Er sei verantwortlich, rief er den Karlsdorfern zu, denen am Spitz schon drei Männer waren fortgespült worden; er befehle ihnen, die Arbeit einzustellen. Sie hörten nicht auf ihn. Wie ein brandendes Meer tobten dort die Fluten, und der Südwind peitschte sie über die Köpfe der Arbeiter hinweg. Nur mit Gendarmen könne man sie von da wegholen, ließen sie ihm sagen.

Der Vizegespan, Herr von Tallianffy, kam ebenfalls. Und er hieß den Oberstuhlrichter schweigen, als dieser seine Autorität anrief. Er begriff, was diese Männer verteidigten, und warum sie nicht weichen wollten. Der Klugsbalger berichtete ihm über die Lage, so gut er's vermochte; seinen Neffen Gergely aber, der unablässig auf den Oberstuhlrichter einredete, übersah er. Und während Herr von Tallianffy da auf dem zweiten Damm stand, inmitten all der erdeschaukelnden und karrenschiebenden Bauern, gellte auf einmal ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen durch die Luft, und alle Hände deuteten nach einer Richtung. Dort rückwärts war der äußere Damm gebrochen, während er vorne, beim Spitz, mit Löwenmut verteidigt wurde. Kaum drei Fuß breit war der Riß, durch den das lehmige gelbe

Wasser plötzlich hereinbrach und von der Dammhöhe in die Riedfelder niederrauschte. Aber die Lücke wurde im Nu doppelt so groß und ein Bach sauste hindurch. Jetzt kam das Unheil, jetzt mußten die inneren Dämme ihre Widerstandskraft beweisen.

Herr von Tallianffy war ganz bleich geworden. „Dort wäre dein Platz!“ herrschte er seinen Neffen an, den er bisher keines Blickes gewürdigt hatte. „Dort! Dort!“

Aber schon waren die Karlsdorfer herbeigeeilt. Der Entsetzensschrei der Zuschauer riß sie zum Äußersten fort. Der riesige Straubmichel und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nur mehr der Kopf des Straubmichel zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten.

„Sie ertrinken alle!“ schrie der Oberstuhlrichter.

Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße drauf. Und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer. Man schlug Pflöcke vor ihnen ein und legte Baumstämme dazwischen, füllte die Lücken mit Erdsäcken, und die flinken Dorfbuben brachten biegsame junge Weiden aus den Auen herbei und flochten sie als

Wand in die Pflöcke. Nach einer Stunde konnten die Männer ihre Todeskette wieder lösen. Einige mußten mit Slibowitz gelabt werden, viele erbrachen erst jetzt das grausliche Wasser, das sie geschluckt hatten.

Eine Tat war vollbracht. Man hatte wieder Zeit gewonnen. Und Herr von Tallianffy ritt auf einem Bauernpferd durch die aufgeweichten, in dem trüben Wasser ertrinkenden Saatsfelder hinüber zum äußeren Damm, um den Tapferen die Hände zu schütteln.

Ganz durchnäßt kam er zurück. Man hatte ein Telegramm für ihn gebracht, und er las es hastig. „In Budapest beginnt die Donau schon zu fallen!“ rief er.

„Da steigt sie hier noch dreißig Stunden,“ sagte der Klugsbalker betrübt. „An uns muß alles vorüber!“

„Mut, Herr Richter, Mut, wir müssen es zwingen! Ihre Leute sind Helden!“ sprach der Vizegespan.

Und er begab sich von Gruppe zu Gruppe, von Damm zu Damm; belobte, eiferte an und griff selbst zu, wo er einen Erschöpften traf. So befeuerte er den Mut und die Zuversicht der Leute, und dabei versprach er dem Richter für die Zukunft jedwede Förderung. Das sei der letzte Kampf, den sie auf solche Weise zu führen hätten. Er werde dafür sorgen.

Das glättete manche Zornesfalte, das richtete manches zaghafte Gemüt wieder auf.



Indessen ereignete sich im Dorfe selbst allerlei. Eine lange Wagenkette bewegte sich auf der Straße gegen Josefsfeld hin; die daheimgebliebenen Greise retteten, was

zu retten war. Das Brot wenigstens sollte in Sicherheit sein.

Der Oberlehrer Heckmüller aber hatte die jungen Mädchen aufgerufen zur Schanzarbeit. Die Frauen mußten in allen Häusern Brot backen für die vielen hundert fremden Männer draußen und für die Soldaten; die Mädchen aber besaßen keine Aufgabe in der allgemeinen Not. Heckmüller gab ihnen eine solche. Sie kamen mit Schaufeln und Schiebkarren, fuhren Erde und Hölzer herbei, nähten Sandsäcke und füllten sie, gruben ganze Krautfelder um, ohne zu fragen, wem sie gehörten, und stampften sie zu einem Schutzdamm zusammen, den ihr Oberlehrer ersonnen. Er hatte niemanden an der Hand, der ihn belehrte; er holte sich sein Wissen aus dem Lexikon und aus einem vergessenen alten Hilfsbuch des Franz.

Die Mädchen glaubten nicht recht an eine so große Gefahr, aber sie kamen alle. Auch die Liszka und ihre Genossinnen von der Schandbank des Dorfes durften Erde führen und den Dammkörper feststampfen. Da mußten sie nicht zurückstehen wie in der Kirche und auf dem Tanzboden, da ließ man sie gelten. Und heller Jubel brach los, als die Liszka am dritten Tag doppelt anfuhr, als sie einen Mann mitbrachte, der alsbald für drei arbeitete. In einem grünen steirischen Codenanzug mit Kniehosen und hohen Wadenstrümpfen, ein rundes Hütchen mit Stoß auf dem Kopfe, so war der junge Mann angetreten, dem ein kleiner blonder Schnurrbart die Oberlippe bedeckte. „Ihr Bruder Lajos!“ sagten die einen. „Jessas, der Herr Kaplan!“ riefen die anderen. Und sie behielten recht, es war Stefan Michlbach.

Heiter und frohgemut ging er einher, er war aus der Kutte gesprungen. Und lachend trat er in die Reihen der Erdarbeiterinnen. Er hatte nie einen Mädchenblick gescheut, und sie fühlten es alle, daß er ein Hallodri war, ein Lustikus. Jetzt kam er als Bräutigam der Liszka. Und gleich fiel ihm ein Scherzwort von der Lippe, das Flügel bekam. Er wolle auch mithelfen am Jungferndamm, sagte er, und hier alle seine Sünden abbüßen. Und die Schwabenmädchen gingen ein auf seinen Scherz und nahmen ihn, wie er sich gab. Sie stimmten sogar Spottlieder an bei der fröhlichen Arbeit.

Die Sonne brannte heiß, und die Wasserdämpfe ballten sich zu schweren Wolken zusammen über der kochenden Erde. Sie trugen vielleicht neues Unheil in ihrem Schoß, und doch lechzte Mensch und Tier nach einer Lösung der Spannungen.

Auch das Pfarrhaus wurde langsam von der allgemeinen Aufregung des Dorfes ergriffen. Der Pfarrer schaffte fort, was ihm besonders wichtig erschien; die Pfarr- und Matrikelbücher wanderten zunächst zu dem Herrn Amtsbruder nach Josefsfeld. Und sorgfältig verwahrt manches andere, ihm persönlich Wertvolle. Und auch die Klarinét war in nicht geringer Erregung. So mancher ihrer heimlichen Gläubiger war in Gefahr zu verarmen. Und jetzt hatte sich auch noch der Herr Vizegespan zu Tisch angesagt. Sie sollte ihn endlich bei sich sehen, den Mächtigen, auf dessen Bürgschaft hin sie dem Gergely Tausende geliehen. Vielleicht konnte sie ein bescheidenes Wort darüber anbringen, daß der Herr Neffe ein recht säumiger Zahler sei. Nicht einmal die Zinsen

seien eingegangen im letzten Halbjahr. Darüber kann man sich doch beim Herrn Bürgen beschweren.

Sieh da, die Frau von Gergeln!

„Hab schon lange nit die Ehr' g'habt, sehr lange nit,“ begrüßte sie die Klarinéni spitzig. „Was bringen Sie mir, Liebste?“

Der blassen kleinen Frau verschlug es die Rede bei dieser vieldeutigen Grußformel. Was sollte sie denn bringen außer ihrem kummervollen Herzen. Ihre Aufopferung für die Juliska war hier rasch vergessen, wie es schien. Oh, warum hat sie doch damals, nach dem großen Erfolg, wie die Juliska so lange mit dem Grafen draußen geblieben war, nicht den Mund aufgemacht und geredet. So dumm war sie, so verängstigt; sie hatte nicht den Mut, und jetzt war es wohl zu spät. Die ihr helfen konnte, war nicht mehr hier.

Aber jetzt mußte sie reden. Und kostete es auch die Ehre und die Zukunft — sie mußte.

Doch es ging nicht. Nein, nein, es ging nicht.

„Ich will heute nicht stören. Sie haben ja Gäste . . .“ stotterte sie. „Nur kein Wort . . . Bitte, liebste, gnädigste Klarenéni, edle Wohltäterin, sagen Sie nur kein Wort, daß wir im Rückstand sind. Der Onkel wäre bitterböös. Mein Mann wird gewiß Oberingenieur werden, wenn alles gut ausgeht; er kommt ins Komitat, und dann sind wir bald in Ordnung. Bitte, bitte, nicht verklagen!“

In flehendem Tone, halblaut, geängstigt, sagte sie das alles, und die Klarinéni wurde stußig. Ihr schien, als ob da etwas nicht in Ordnung wäre. „Gut, gut, ich will noch warten,“ sagte sie gedehnt. „Aber in

solchen Zeiten muß jeder an das Seine denken." Und sie sagte das mit dem Hinterhalt, die Gelegenheit, an das Ihre zu denken, heute wahrzunehmen, so gut es sich fügen wollte. Der Herr Onkel sollte nur wissen . . .

Die verhärmte kleine Frau von Gergeln küßte der prallen, feisten Pfarrersköchin, die sie ihr im tiefsten Grunde ja doch nur war, die beiden Hände und eilte wieder heim zu ihren Kindern.

Noch einmal gerettet! Es mußte noch nicht gesagt werden, was der unselige Mann getan.

* * *

„Nur noch sechzehn Stunden kann das Wasser der Donau steigen!“ sagte man sich bei Sonnenuntergang dieses schwersten Tages. Dann wird man die Pioniere und die Josefsfelder mit vereinter Kraft gegen die Theiß aufbieten können, „dann kommt Ablösung!“ seufzten schon viele der Karlsdorfer.

Blutigrot sank die Sonne hinter eine grau-schwarze Wolkenwand. So plötzlich war sie dahin, als ob sie der Hand des Herrn entfallen wäre und nimmer wieder käme. Es herrschte eine unheimliche Stille in den Lüften. So ruhig war es, daß man selbst die Stimme der Theiß hörte, die sonst nur gluckste und gurgelte. Es war ein Reiben und Mahlen, als ob eine unsichtbare Weltenmühle in Tätigkeit wäre, die Sand und Erde zerrieb. Ein türkischer Urlaut des Elementes, für dessen Wiedergabe noch kein Vokal gebildet wurde. An das Geheul der Donau war man längst gewöhnt, dieser Ton aber war

neu. Ein Ungeheuer rieb und fraß und nagte dumpf und gleichmäßig hinter dem Damm.

Jetzt aber hob sich der Wind, ein schweres Gewitter zog herauf. Die ersten Blitze knatterten, und der Donner rollte. Es kam von jenseits der Donau, aus den slawonischen Bergen und warf sich mit elementarem Ungeßüm in die Ebene. Wie rasend geworden heulte der Sturm dahin, bildete Wirbel und Wasserhosen, die sich wie Riesen Säulen zum Himmel erhoben und alles mitrissen, was in ihren Kreis geriet, Mensch und Tier, Wagen und Pferde.

Das Gewitter der Ebene! Nichts ist so furchtbar, als seine Macht. Frei, ohne Schranken toben die Elemente, und nichts widersteht ihnen.

Blitz auf Blitz krachte nieder, wie umgekehrte Raketen, die der hinter den Wolken nach der Erde schießt. Wie glühende Donnerkeile zischten die Schläge in die unabsehbare Wasserfläche. Alles duckte sich hinter die Dämme oder legte sich flach zur Erde; keiner wollte ein Hindernis sein gegenüber solchen Gewalten. Hoch oben, wie Orgelklang im Weltendom, rollte und hallte der Donner. Und endlich prasselte der Regen nieder, wie von Surien gepeitscht, wie aus zerspellten und geborstenen Wolken. In wilden Stößen, als ob der Sturm immer erst Atem schöpfen müßte zu neuen Taten, tobte das Wetter. Und jede Sturzflut warf ein paar Männer nach rückwärts über den Damm, kopfüber flogen sie in die Pfützen. Die Nacht war rabenschwarz, alle Lichter verlöschten, und man sah sich nur, wenn es blitzte. Wie viele schon fehlen mochten? Niemand wußte es. Keiner

hatte mehr einen Ton in der Kehle, man war heißer geschrien und müde bis auf den Tod.

Nach Mitternacht hatte das Wetter sich ausgetobt, es war die Theiß hinaufgezogen, dem Wasser entgegen; das Donnerrollen klang immer dumpfer und ruhiger. Aber ein Rauschen und Sausen lag in der Luft, das man vorher nie vernommen.

War es ein Dammbruch?

Saß stumpfsinnig horchten die Männer.

Der Haffnersjörgl, dem der Vater von der Seite fortgespült worden war wie ein Stück Holz, und der Straubmichel wollten den Grund des seltsamen Geräusches erforschen. Sie tasteten sich an der inneren Dammböschung vorsichtig weiter in der Dunkelheit und kamen dem Lärm immer näher und näher. Nach einer Jochlänge stießen sie auf den nächsten Querdamm, den Grünzeugdamm, auf dem die Wagen in langer Reihe standen und die müden Gäule schnauften, die auch diese Sturmnacht ohne Schutz verbracht hatten. Und von da ging es weiter in den Lärm hinein. Der Mond trat aus den Wolken, und die beiden Männer sahen das Furchtbare bestätigt, das sie ja ahnten. Weit droben war der Damm gebrochen, dreimal gebrochen, und die Wasser sausten in Sturzbächen in die Tiefe.

Jetzt war es aus . . . Wie lange konnte es dauern und die drei Bruchstellen waren eine einzige. Es konnte sich nur mehr darum handeln, die inneren Dämme zu halten und das Dorf selbst zu schützen.

Einer Ohnmacht nahe krochen sie wieder zurück bis zum Grünzeugdamm.

Die Pioniere sollten her! Doch wie weit waren die! Ehe eine Botschaft sie erreichte, war es wohl zu spät. Achtzig tote Pferde hatte man schon gezählt in dieser fürchterlichen Woche. Wer hat noch eines, das laufen kann? Der Klugspeterl, der unter seinem Wagen auf dem Grünzeugdamm die Nacht verbracht hatte, erbot sich, zu Fuß hinüber zu laufen. Er kenne alle Wege, und der Mond scheine ja auch. „In Gottesnamen, Büberl, lauf, lauf!“ rief der Jörgl ihm zu. „Nur die Pioniere können noch helfen!“

Als der Morgen graute war noch kein Peterl da und kein Pionier. Und es wäre auch zu spät gewesen. Die Theiß, der die Donau so hartnäckig die Gastfreundschaft versagte im eigenen Bett, hatte einen anderen Weg gefunden. Jetzt sah man es mit Grausen. In einem kilometerbreiten Strom ergoß sie sich seitwärts nach dem Karlsdorfer Gebiet, schon waren wohl zehntausend Joch Feld unter Wasser. Die inneren Dämme erwiesen sich als zu nieder und zu schwach.

Dem Stromingenieur Gergely hatte in der allgemeinen Verwirrung seine Frau einen Brief oder ein Telegramm geschickt, eine Botschaft, die ihn erblassen machte, aber niemand kümmerte sich mehr um ihn, alles eilte zu den Wagen, es gab nur noch den Rückzug in das Dorf. Viele Männer heulten beim Anblick ihrer Felder; andere fluchten; die meisten aber waren stumm geworden.

Während auf dem Grünzeugdamm alles einspannte und aufbrach, viele zu Fuß vorauseilten, stieg die Sonne strahlend aus den Wassern empor. Sie war wieder=

gekommen, aber sie beschien eine andere Landschaft als gestern noch; so muß sie über dem Chaos geleuchtet haben am ersten Schöpfungstag . . .

In der Ferne sah man auf einem noch aus der Flut herausragenden Damm einen einzelnen Menschen stehen, der die Arme zum Himmel hob und winkte und winkte. Der Ton seiner Stimme reichte wohl nicht so weit, seine Rufe hörte man nicht.

Abgeschnitten! Ohne Rückweg!

Wer konnte da helfen? Alles floh heimwärts.

Jörgl erkannte die Umrisse der Gestalt — es war des Richters Peter. O du armer, braver Junge! Er hatte ihn gehen lassen, er hatte ihn geschickt. Und er mußte ihn auch retten.

Schon war sein Wagen eingespannt, mit dem er heimkehren wollte, ohne den Vater heimkehren wollte . . . Ihm graute vor der Fahrt, vor dem Ende dieses Tages. Haus und Hof kann man wieder aufbauen, aber der Vater kam nicht wieder. Und wie wird sie es tragen, die Mutter, die kaum Genesene? Möchten sie alle Eile haben, heimzukommen, er hatte keine.

Rasch waren seine müden Gäule wieder ausgeschirrt, und er schwang sich auf den einen und ritt mit ihnen ins Wasser. Es reichte den Pferden zuerst nur bis an den Leib, aber es stieg und stieg, und bald mußten sie schwimmen. Peterl schien frohgemut, er warf den Hut in die Luft, juchzte und fing ihn wieder mit den Händen auf. Er merkte, daß es ihm galt, was da geschah. Die Flut ging reißend von den Dämmen herunter, und die müden Tiere konnten kaum noch rudern, als sie in

die Strömung kamen. Aber der Jörgl redete ihnen freundlich zu und klopfte ihnen zärtlich die Hälse, bis sie an der Dammböschung anlangten und wieder Boden unter die Füße bekamen. Da schnauften sie aus. Und Peterl stieg auf das zweite Pferd.

Der Klugsbalzer war mit dem frühesten aufgebrochen, um hinauszufahren zu seinen Leuten. Auch im Dorfe war die Sturmnacht schrecklich, und der Kirchenvater hatte die Wetterglocke läuten lassen, wie sonst nur bei allerschwersten Gewittern. Man ahnte daheim dunkel, daß es die Schicksalsnacht war. Und daß sie es war, das sah der Richter jetzt. Er begegnete nur Flüchtlingen und sah nur Wasser. „Umkehren!“ „Es ist alles vorbei!“ riefen ihm die heiseren Männer zu.

Er kehrte nicht um. Er wollte heute gern der Letzte sein. Und jetzt rief ihm einer zu, daß sein Peterl noch weit draußen wäre, mitten im Wasser.

Und er sah die ferne, kleine Gestalt . . . Und er sah auch den Hut fliegen und sah den nahenden Retter.

Jörgl brachte ihm den Sohn zurück.

Mächtig erschüttert schloß der Klugsbalzer seinen Jüngsten in die Arme. Dieser aber war ganz munter und erzählte, daß der Herr Pionierhauptmann sich empfehlen lasse, er dürfe den Donaudamm nicht verlassen, sonst sei alles verloren.

Es war alles verloren . . .

Als erster war der Dorfrichter mit den beiden Haffner vor einer Woche hinausgefahren, als letzter fuhr er jetzt heim, aber der Platz neben ihm war leer — sein Ge-

vatter fehlte. Und sechs andere Männer waren verschollen!

Und sie waren alle umsonst gestorben.

Es war eine stumme, traurige Heimfahrt. Und das Wasser folgte ihnen. Nicht stürmisch, nicht wild und tödlich, denn es kam nicht der Fluß, es war nur Stauwasser, das dem Dorfe zutrieb. Langsam anschwellend, aber greifbar sich nähernd, still und schleichend kam die Theiß hinter ihnen her. Es war gar nicht nötig, daß sich neuerlich der böse Südwind hob und das Wasser vor sich her peitschte, damit es nur ja früher ins Dorf käme als der Richter und der tieftraurige Haffnersjörgl. Die Keller standen daheim ohnehin schon unter Wasser, die Mauern zahlreicher Häuser waren unterwaschen und aufgeweicht von dem endlosen Regen — sie werden jetzt alle einstürzen und Hab und Gut der Ärmsten unter sich begraben. Doch was lag schließlich an dem Dorf und an den Häusern, die man wieder aufbauen konnte. Waren doch ihre Fluren verschlammt und versandet, die sie alle ernähren und erhalten sollten, war doch die Ernte vieler Jahre dahin und aller Glaube an den Bestand der Gemeinde.

Welch ein Jammer! Welch ein tausendfältiges Leid! Hatten sie diese Heimsuchung verdient?

Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbalzer, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, dann lag sie ganz wo anders . . . Oder war man

vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchung mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentrog und den Schwabenmut nicht sinken lassen.

Kopf auf, mag auch die Sintflut kommen!

Die große Überraschung der Heimkehrenden war der Jungferndamm. Und er hielt stand, er trogte der schleichenden Schlammflut, die ihn umspülte.

Verdruß und Ärger mischten sich bald in die seltsame Überraschung. Zum erstenmal hatte der alte Heckmüller etwas schlecht gemacht. Was fiel ihm denn ein?

Das Wasser kam, aber es drang nicht in die tiefer liegenden krummen Gassen der Kleinhäusler und Handwerker, wie nach Anno 1868; nein, es kam durch die Hauptstraßen herein und lief den Großbauern zuerst in die Höfe und Scheuern. Der Übereifer eines alten Idealisten hatte eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Kleinen und den Großen.

Es gab Wutanfälle im Dorfe. Am liebsten wäre man ausgezogen, den unbestellten Damm zu zerstören. Aber der Klugsbalger hielt die Leute zurück. Ihm gefiel

diese Tat. Und es blieb ja für alle Wasser genug, auch für die kleinen Leute des Dorfes.

Drei Tage stieg das Wasser nur langsam und allmählich, man konnte bergen und retten. Dann aber mußte ein letzter, innerer Dammbruch erfolgt sein, denn das Wasser kam in Wellen daher, stürzte durch Türen und Fenster und warf Mauern um. Weiber und Kinder flüchteten, in den Ställen brüllte das Vieh in Todesnöten und konnte nicht überall befreit werden. Im Pfarrhof und Schulhaus, Gemeindehaus und Großen Wirtshaus, in der Kirche selbst drängten sich die Flüchtenden zusammen. Nur fünfzehn Häuser im Mittelpunkt blieben unversehrt, dreihundert stürzten ein oder waren doch für lange unbewohnbar.

Zu Hunderten kampierten die Menschen im Freien, Dampfschiffe kamen und führten sie fort; man teilte sie indessen auf in andere Gemeinden. Und eine Gruppe von Verzweifelten hatte sich gebildet, die den Ruf ausstieß: „Auf, nach Amerika!“ Als ihr Leidenschiff sie die Donau aufwärts trug, befand sich unter ihnen allen nur ein glückliches Menschenpaar: Die Liszka und ihr Freund. Die Heimat gönnte ihnen kein eheliches Band, aber dort drüben frug wohl niemand darnach, wer sie waren.

Wie auf einer Insel lebten die Zurückgebliebenen, und man erfuhr endlich, daß der Gergeln nicht heimgekehrt war zu den Seinen . . .

Als das Wasser zu sinken begann, umschlichen die Auswanderungsagenten wie die Hyänen das Dorf, und zu ihnen gesellten sich übereifrige patriotische Sendlinge. Die einen hofften auf ein fettes Geschäft, die anderen

lauerten auf größere Beute — sie warteten auf den Beschluß der Gemeinde, sich aufzulösen. Da war dann Raum für eine nationale Siedelung auf Staatskosten im Mittelpunkt deutschen Lebens. Aber die einen und die anderen fielen ab mit ihren Hoffnungen und Wünschen.

Wohl löste sich die Gemeinde auf für einen Sommer, nur wenige Familien konnten zurückbleiben. Aber nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preisgab er es nicht.

Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen, noch durch die Elemente.

Und ehe sie auseinander gingen, hielt ihnen der Pfarrer noch ein feierliches Hochamt, versammelte er die Gemeinde noch einmal um sich zu einer Predigt. Der alte Heckmüller, der ja nur vom Schuldienst enthoben war, spielte die Orgel. Der Klugsbalger aber hatte dem Pfarrer die Bitte vorgetragen, daß nach Schluß des Gottesdienstes, zum Abschied, das Schwabenlied in der Kirche gesungen werden dürfe. Der Pfarrer las den Text aufmerksam durch und gewährte die Bitte.

Die Jugend sang das Lied, die Alten kannten es noch nicht. Aber als die feierliche Schlußstrophe wiederholt

wurde, da erhoben auch sie ihre Stimmen und sangen tief erschüttert mit:

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.

Nie haben die Glocken der Heimat so erhaben in ihnen allen geläutet wie in dieser Scheidestunde, nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.





E. Staadmann Verlag, Leipzig

Adam Müller-Guttenbrunn **Der Roman meines Lebens**

Aus dem Nachlaß zusammengestellt
von seinem Sohn

Mit 16 Abbildungen

Geheftet M. 5.—, Leinen M. 7.50

„Eine Selbstbiographie, teils vom Dichter geschrieben, teils von seinem Sohn aus Tagebüchern und Briefen, verschollenen Büchern und Zeitungsartikeln mit fundiger Hand und strenger Wahrheitsliebe zusammengetragen. Ein bedeutsames, eigenartiges biographisches Werk, aus dem nicht nur die Persönlichkeit Müller-Guttenbrunns, sondern auch sein Zeitalter ersteht.“

(H. Kienzl in „Österreich=Deutschland“)

*

Erinnerungen eines Theaterdirektors

(„Das Parteitheater, ein Wiener Kulturbild aus der Zeit der Jahrhundertwende“)

Herausgegeben von

Roderich Meinhardt

Geheftet M. 3.—, Halbleinen M. 4.—

„Ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges — ein höchst bedeutsames, allgemein wertvolles Erinnerungsbuch eines tapferen, flugen, stark und vielfältig lebenden Mannes.“

(Alpenländische Monatshefte, Graz.)

L. Staaßmann Verlag, Leipzig

Adam Müller-Guttenbrunn
Von Eugenius bis Josephus

Ein deutsches Jahrhundert in Oesterreich

3 Bände in Leinen M. 16.—

Band 1:

Der große Schwabenzug

30. Tausend

★

Band 2:

Barmherziger Kaiser!

26. Tausend

★

Band 3:

Joseph der Deutsche

21. Tausend

★

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und auch einzeln käuflich

Band 1: M. 6.—; Band 2 und 3: je M. 5.50

★

„Ein großes Werk, das den Tag überdauern wird, weil ein Gefühl von überzeitlicher Gewalt es zeugte und sein Wachstum nährte.“

(Berliner Neueste Nachrichten.)

L. Staadmann Verlag, Leipzig

Adam Müller-Guttenbrunn
Lenau

Das Dichterherz der Zeit

Eine Romandreizeit

In Leinen gebunden und in Kassette M. 18.—

Band 1:

Sein Vaterhaus

28. Tausend

*

Band 2:

Dämonische Jahre

18. Tausend

*

Band 3:

Auf der Höhe

16. Tausend

*

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und zum Preise von M. 6.—
auch einzeln käuflich

*

„Ein bedeutsames Werk, das, weit über seine Romanbestimmung hinaus, Geltung als literarisches Werk verdient. Von großer sprachlicher und poetischer Schönheit...“

(Berner Tagblatt.)

Adam Müller-Guttenbrunn

Gögendämmerung

Ein Kulturbild aus Ungarn

Roman. 19. Tausend. Leinen M. 5.—

*

Es war einmal ein Bischof

Roman. 23. Tausend. Leinen M. 5.50

*

Meister Jakob und seine Kinder

Roman. 20. Tausend. Leinen M. 5.50

*

Der kleine Schwab'

Abenteuer eines Knaben

Erzählung. 25. Tausend. Kartoniert M. 1.—

*

Arme Komödianten

Ein Geschichtenbuch. 8. Tausend. Leinen M. 4.—

*

Aus herbstlichem Garten

Fünf Novellen. 8. Tausend. Halbleinen M. 4.50

*

Das häusliche Glück

Ein Familienbild in drei Akten. Geheftet M. 1.—

*

Für Freunde des Dichters

Adam Müller-Guttenbrunn der Erzschwab

Eine Studie. Mit einem Bildnis

Von Ferdinand Ernst Gruber

Kartoniert M. —.80

